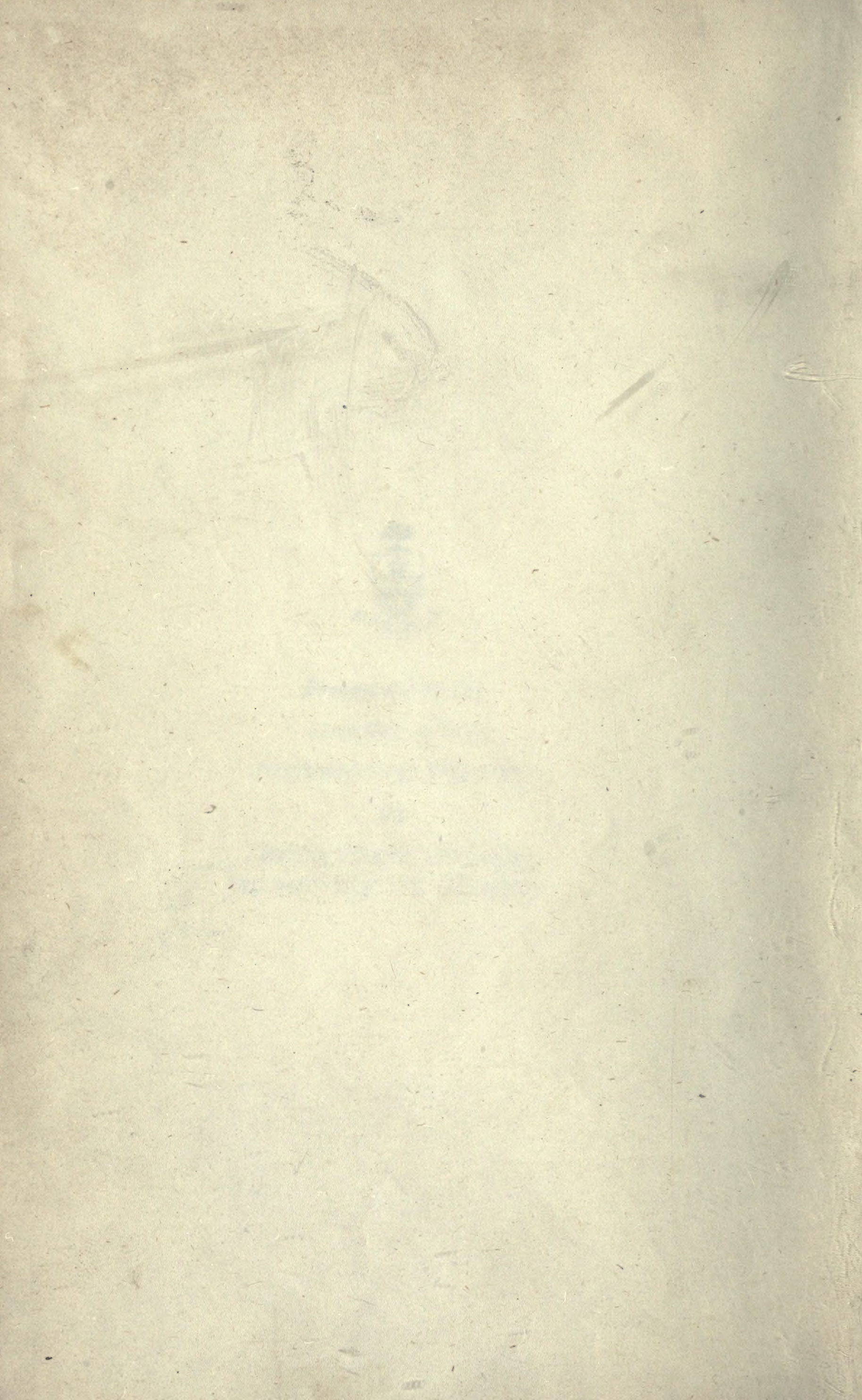




Erinnerungen

eines

österreichischen Veteranen

aus dem

italienischen Kriege der Jahre 1848 und 1849.

Erster Band.

Fünfte Auflage.

Unveränderter Abdruck.



Stuttgart und Tübingen.
J. G. Cotta'scher Verlag.
1852.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

Waffengefährten!

Ich habe es unternommen die Thaten aufzuzeichnen, die Ihr in den Gefilden Italiens vollbracht. Wem anders als Euch könnte ich demnach diese Blätter widmen? Wenn auch durch Verhältnisse aus Euren Reihen geschieden, so blieb mein Herz und Geist doch in Eurer Mitte. Die Bande der Liebe und Waffenbrüderschaft, die mich durch eine lange Reihe von Jahren, reich an Thaten und Ereignissen, wie die Weltgeschichte sie nicht oft wiederholt, mit Euch verbanden, zerreißt nur der Tod.

Groß sind die Verdienste, die Ihr Euch um Thron und Vaterland erworben. Schon sank die Monarchie hinab in den Schlund der Anarchie, schon wankten die Grundfesten der bürgerlichen Ordnung, dem Heiligthume der Familie und dem Rechte des Eigenthums drohte Untergang. Zu den innern

gesellten sich äußere Feinde. Das einst so treue Wien, Prag, das Ungarland hatten die Waffen gegen ihren Kaiser und König ergriffen. Ganz Italien, immer gespalten, dießmal einig zu Eurem Untergange, stand in Waffen gegen Euch. Selbst die Diener der Kirche predigten gegen Euch das Kreuz, als wäret Ihr ein Heer von Ungläubigen, Ihr, die Ihr so oft Roms wankenden Stuhl gehalten, so oft mit frommem und gläubigem Sinn den Segen des edlen Pius **VII.** auf den Knien erbeten hattet; dessen war ich Zeuge. Schon berathschlagte man in Wien und Frankfurt, wie das Erbe Rudolfs von Habsburg getheilt werden solle, doch bei Euch war es anders beschlossen. Vor den Wällen Veronas standet Ihr, kaum Meister einer Quadratmeile, ein kleiner Haufe, aber groß durch Muth und Standhaftigkeit. Hoch flatterte noch Oesterreichs Doppelaar in Eurer Mitte, an Eurer Spitze der greise Feldherr. Eure Gebeine sollten die Ebene Italiens bleichen, oder Eure Waffen die empörten Provinzen zum Gehorsam zurückführen, den fremden Eindringling für Verrath und Treubruch strafen. So schwuret Ihr, und Ihr habt Euren

Schwur gehalten. Nicht als Eroberer, nicht als Städtezerstörer, sondern als Friedebringer wehen heute Eure Fahnen vom Belt bis zu den Thälern des Apennins. Das befreite Vaterland, durch Euch dem Untergang entrissen, athmet wieder frei auf. Sie werden heilen die Wunden, die der Krieg den gesegneten Fluren Italiens, den reichen Ebenen Ungarns geschlagen. Stolz könnt Ihr dann auf das befreite Oesterreich, auf das mit verjüngter Kraft emporblühende Vaterland blicken, denn es ist Euer Werk. Aus den Grabhügeln Eurer gefallenen Brüder wird die Palme des Friedens erblühen, denn das ist das Geschick der Völker, daß sie nicht ohne schwere und blutige Opfer ihre Selbstständigkeit und Wohlfahrt gründen können.

Andere Generationen werden ernten, was Ihr gesät; Euch bleibt der Ruhm, die Gründer ihrer Wohlfahrt gewesen zu seyn.

Kameraden! Vergeßt nie, was Ihr dem Kaiser und dem Vaterland gewesen, was Ihr ihnen wieder seyn müßt, wenn noch einmal Gefahr unsern Grenzen nahen sollte. Auch Kaiser und Vaterland werden stets dessen eingedenk bleiben.

Rufen diese Blätter Euch die Zeiten Eures Ruhmes, Eurer Standhaftigkeit, Eurer Mühseligkeiten zurück (mögt Ihr nun noch unter den Fahnen weilen, oder in den Schooß Eurer Familie zurückgekehrt seyn), gewährt diese Rückerinnerung Euch eine frohe Stunde, dann ist ihr Zweck erfüllt. Ob Ihr den Namen dessen, der sie geschrieben, kennt oder nicht, das thut nichts zur Sache. Genug, er war mit Euch und hat redlich Freud' und Leid mit Euch getheilt; darum nehmt ihn freundlich auf diesen Tribut seiner Liebe und unerschütterlichen Anhänglichkeit.

Vorrede.

Nur wenige Worte haben wir über diese Aufzeichnungen zu sagen. Die beiden denkwürdigen Feldzüge der Jahre 1848 und 1849 haben schon mehrere Darsteller gefunden, deren Schriften sämmtlich, in so ferne sie uns bekannt geworden, nicht ohne Wahrheit und Verdienst, zum Theil aber in sehr feindlichem Sinne gegen Oesterreich verfaßt sind.

Diese Darstellung hat keineswegs die Absicht, etwas Vollendeteres zu geben, sondern in das Ganze jener denkwürdigen Zeit Zusammenhang zu bringen, und vor Allem, ohne Rücksicht auf Freund und Feind die strengste Wahrheit zu sagen. Professoren und militärische Schulmänner werden, vielleicht mit Recht, vieles an uns auszustellen finden, wir schreiben aber für Soldaten, und namentlich für Soldaten, die an diesen denkwürdigen Kämpfen Theil genommen haben. Einer oder der andere unserer Leser könnte durch unsere Sprache verleitet werden, zu glauben, daß wir aus officiellen Quellen

schöpfen. Gegen diese Voraussetzung müssen wir Verwahrung einlegen; der Zugang zu den amtlichen Quellen steht uns nicht offen. Wir schöpfen nur aus unserer Erinnerung, doch glauben wir darauf mit ziemlicher Sicherheit bauen zu können. Alles was wir daher für unsere Aufzeichnungen in Anspruch nehmen, ist das Verdienst der Wahrheit; nur unwillkürlich können wir dagegen fehlen.

Einleitung.

Von der Höhe der Alpen herab bis zu den fabelreichen Gestaden der Scylla und Charybdis erstreckt sich das Land, das wir mit Recht den Garten Europa's nennen. Groß ist die Ausdehnung seiner Küsten, zahlreich sind die Häfen, in denen der kühne Schiffer sichere Zuflucht in Stürmen findet. Von der deutschen Eiche bis zur Palme des Orients bringt sein glückliches Klima alles, was zwischen diesen beiden Erzeugnissen der Vegetation liegt, hervor. Große, volkreiche Städte, mit modernen Befestigungen oder mittelalterlichen Ringmauern umgeben, bedecken dieses Land. Eben darum ist es auch so sehr geeignet, der Herd von Revolutionen zu seyn. Eine oft vierfache Ernte lohnt den Fleiß des Landbebauers, und fleißig und arbeitsam ist der Italiener trotz des lächerlichen Vorurtheils, das in diesem Bezuge der Nordländer so häufig gegen ihn geltend macht. Wer so, wie wir, oft in der Lage war, den Landmann vom Aufgang bis zum Untergang der Sonne, trotz ihrer brennenden Mittagsstrahlen, sein Stückchen Land mit unermüdetem Fleiße bearbeiten zu sehen, der wird ihn von dem Vorwurfe der Faulheit freisprechen. Wenn der Italiener im Strahle seiner erwärmenden Sonne gelagert die Zeit verbringt, die der Nordländer auf seiner Ofenbank verschläft,

so ist er deßhalb eben so wenig Müßiggänger wie dieser. Wo es große volkreiche Städte gibt, da gibt es auch Müßiggänger. So ist es in Italien, so ist es überall.

Ein wohlgestalteter, ein geistreicher Menschenstamm bewohnt dieses Land, ausgezeichneter jedoch durch die Gaben der Phantasie, als durch die Tiefe des Geistes. Deßhalb ist es auch die Wiege der schönen Künste; doch fehlt es ihm nicht an tiefen Denkern, an Männern von kolossalem Geiste. Auch Napoleon war ein Sohn dieses Volkes. Auf einen solchen Mann wird jedes Volk stolz seyn, darum ist es begreiflich, daß Frankreich ihn für sich in Anspruch nimmt. Allein Napoleon war seinem ganzen Wesen, seinem Charakter nach Italiener. Was wir Ritterlichkeit nennen, und was den französischen Charakter so vortheilhaft auszeichnet, besaß er gar nicht, dagegen würde er in der Reihe von Roms großen Cäsaren einen würdigen Platz eingenommen haben. Unter den Franzen, den Heinrichen und Ludwigen ist er ein Fremdling.

Italien spricht nur Eine Sprache, aber in so verschiedenen Dialekten, daß man die Völkermischung darin leicht erkennen kann. Erst die sogenannten Trecentisten erhoben die italienische Sprache zur Schriftsprache, bis dahin war die lateinische noch die herrschende gewesen. Im äußersten Süden blühten griechische Kolonien, unter dem Namen Großgriechenland bekannt. Dann folgten Samniter, Lateiner, Etrusker, und diesseits des Po eingewanderte gallische Stämme. So sah Italien aus, ehe es die Völkerwanderung mit neuen Völkermischungen überzog.

Nie, zu keiner Zeit hat Italien ein selbstständiges politisches Ganze gebildet, selbst nicht unter der weltbeherrschenden Roma, die es als eine eroberte Provinz behandelte. Es

gehörte nichts weniger als der verheerende Bundesgenossenkrieg dazu, um ihm die Rechte des römischen Bürgers zu erwerben. Es erlangte diese Rechte erst, als sie schon ihren Werth verloren hatten. Italiens Schicksal war enge verknüpft mit den Schicksalen Roms. Das Römerreich spaltete sich in das des Abend- und das des Morgenlandes; das erstere sank rasch. Noch einmal versuchte Konstantinopel seine Herrschaft über Italien herzustellen. Es gründete das Exarchat, doch war dieses nur von kurzer Dauer und wenig Einfluß. Heruler, Gothen, Vandalen, Hunnen und endlich Longobarden machten sich seinen Besitz streitig. Das Land ward verwüstet, verödet, die ewige Stadt erobert, geplündert, zerstört. Einen großen Theil ihrer Schätze und Kunstwerke verschlang das Meer. Es blieb kaum noch so viel übrig, um die neue Bildung an die Ueberreste der alten anzuknüpfen, und dieses Wenige, wie kostbar ist es noch! Wer kann von der Höhe des Kapitols die Trümmer der ewigen Roma überblicken, ohne mit heiligem Schauer durchdrungen zu werden! — Der Franke Karl stürzte das Lombardenreich. Jetzt erst beginnt einige Ordnung in dieses Völkerchaos zu kommen. Er stellte das römische Abendreich wieder her. Bald ging Roms Krone auf Deutschlands Könige über, und blieb bis auf unsere Zeiten bei ihnen. Von Einheitsbestrebungen war damals noch keine Rede, im Gegentheil drängte Alles nach Vereinzelung. Keine Stadt wollte der andern unterworfen seyn. Jeder mächtige Fürst galt als der gemeinsame Feind Aller. Unserer Ottonen Einer, durch griechische Bildung seiner Zeit vorausgeeilt, faßte den Entschluß, den Sitz des Reiches nach Rom zu verlegen. Für diesen großen Gedanken hatte damals Italien keinen Sinn. Er starb in frischer Jugend, wahrscheinlich durch Gift. Die

emporstrebende Macht des Papstthums vertrug sich nicht mit der Macht eines starken Kaiserthums. Die daraus hervorgehenden Kämpfe führten den Untergang unserer größten Geschlechter, den Tod von Millionen deutscher Krieger herbei. Wo lebt der Deutsche, der nicht heute noch den Untergang unserer großen Hohenstaufen mit schmerzlichem Gefühl betrachtet?

Von dem Augenblicke an, wo die römische Kaiserkrone auf Deutschlands Könige überging, schreibt sich die Wechselwirkung her, die diese beiden Völker durch eine Reihe von Jahrhunderten auf einander ausübten. Von jener Zeit an fand kein großes erschütterndes Ereigniß in Deutschland statt, ohne daß nicht Italien davon berührt worden wäre, und umgekehrt; Italien konnte nicht in politische Wirren verwickelt werden, ohne daß auch Deutschland ihre Rückwirkung auf sich empfunden hätte.

Die Geschichte Roms ist nicht die Geschichte Italiens. Rom steht allein und einzig in der Weltgeschichte da. Worauf aber jeder Italiener mit Recht stolz seyn darf, das ist die Geschichte des italienischen Mittelalters. In jener Epoche bildeten und entwickelten sich zu nie gekannter Blüthe die Republiken von Venedig, Genua, Pisa und Florenz, die Fürstengeschlechter der della Scala zu Verona, der Visconti zu Mailand. Unter normannischen Abenteurern erhob sich Neapel zu einem mächtigen Reiche. Unsere Hohenstaufen setzten fort, was die Normänner begonnen hatten, bis vom Papste gerufen Karl von Anjou den jugendlichen Konradin mordete. Aus seinem Blute erwuchsen lange und blutige Kriege, deren Folgen bis auf unsere Tage fortwirkten, denn sie stehen in direktem Zusammenhange mit Oesterreichs Besitz der Lombardei.

Künste und Wissenschaften waren in tiefe Barbarei

versunken. Doch jetzt von den Päpsten, von den Republiken und zahlreichen kleinen italienischen Fürstenhöfen, namentlich der Medici und Este geschützt und gepflegt, blühten die schönen Künste mit noch nie erreichter Ueppigkeit wieder auf. Heute noch wandeln unsere Künstler nach Italien, um an den Mustervorbildern jener großen Zeit sich zu unterrichten, ihren Geschmack zu veredeln und ihre Phantasie zu kräftigen.

Das Erlöschen des Hauses Anjou in Neapel und jenes der Visconti in Mailand gab Frankreich den Vorwand, sich in die Angelegenheiten Italiens zu mischen. Die neue Geschichte begann; Amerika war entdeckt worden. Das Haus Habsburg hatte den Thron von Spanien bestiegen, und der jugendliche Karl den Glanz der deutschen Königs- und der römischen Kaiserkrone mit der Herrschaft über Spanien, Indien und Burgund vereinigt. Das romantische Mittelalter Italiens war beendet, freilich schon durch die Anwendung des Schießpulvers auf die Kriegskunst und das Unwesen der Condottieri erschüttert. Die Ansprüche, die Karl als Erbe des Hauses Aragonien auf Neapel, als Reichsoberhaupt auf das erledigte Reichslehen Mailand machte, entwickelten den Krieg zwischen Spanien und Frankreich; das Primat in Italien war der Preis, um den diese beiden großen Staaten rangen. Bei Pavia erlitt Frankreich eine schwere Niederlage. Nach tapferem Widerstand fiel König Franz in spanische Gefangenschaft. Noch einmal ward die ewige Stadt durch ein spanisch-deutsches Heer unter dem gegen seinen König empörten Connetable von Bourbon mit stürmender Hand genommen und geplündert. Spanien blieb im Besitz der Lombardei, Sardiniens, Neapels und Siciliens. So war die wichtigste politische Frage der damaligen Zeit gelöst. Die Zeit der spanischen

Herrschaft war keine glückliche für Italien. Vicekönige, mit dem Geist und den Bedürfnissen des Volkes nicht vertraut, regierten die Provinzen nach Befehlen, die ihnen aus dem finstern und melancholischen Eskurial zukamen. Wie blutig auch die Kämpfe waren, die dadurch erregt wurden, daß Roms Kaiser ihren Sitz und den Schwerpunkt ihrer Herrschaft in Deutschland hatten, sie waren nicht mit dem Todtenschlummer zu vergleichen, in den Italien unter dem Primat Spaniens versank. Der Genius der Kunst, der seine Flügel im stolzen Fluge während des Mittelalters über Italien ausgebreitet hatte, erlahmte, die Wissenschaften erlagen unter dem Drucke der Inquisition. Das reiche Land verarmte.

Nach kurzer Blüthe war der spanische Zweig des Kaiserhauses Habsburg erloschen. Um dieses reiche Erbe entspann sich ein neuer blutiger Krieg, in den fast ganz Europa verwickelt ward. Denn schon hatte das System des europäischen Gleichgewichtes in den Kabinetten Wurzel gefaßt. Die großen militärischen Talente Eugens von Savoyen und Marlboroughs brachten den stolzen Ludwig an den Rand des Verderbens. Eine Weiberintrigue löste das Bündniß zwischen Oesterreich und England. Das mächtige spanische Reich, das Erbe Karls des Fünften, ward getheilt; an Oesterreich fiel Burgund, die Lombardei, Sardinien und Neapel, an Piemont Sicilien. Letzteres ward später gegen Sardinien vertauscht; mit diesem erwarb das herzogliche Haus von Savoyen den königlichen Titel.

Wir haben bis jetzt Savoyens keiner Erwähnung gethan, da es bis hieher in der Geschichte Italiens keine Rolle spielte.

Von der bescheidenen Stellung eines Grafen von Savoyen war das jetzige Königshaus von Sardinien unter staatsklugen

und tapfern Fürsten allmählig zu politischer Bedeutung herangewachsen; es war aus den Bergen Savoyens hervorgetreten und hatte sich durch Staatsklugheit und Tapferkeit in den Besitz des unter mehrere Dynasten getheilten Fürstenthums Piemont gesetzt. Im Besitz der Bergpässe, die von Italien nach Frankreich führen, mußte sein Bündniß für jeden der beiden kriegführenden Theile, sowohl für Frankreich wie für Spanien, von Wichtigkeit seyn. Mit großer Staatsklugheit hatte es seine geographische Stellung zu benützen gewußt; bald von diesem, bald von jenem geschmeichelt, verstand es aus beiden Nutzen zu schöpfen. Doch hatte es vorzugsweise die spanische Partei gehalten. Die bisher befolgte Politik trug es auf Oesterreich über; letzteres betrachtete Piemont stets als einen natürlichen Bundesgenossen. Wenn es für einen kleinen Staat eine mißliche Lage ist, sich zwischen zwei großen mächtigen Staaten zu befinden, in deren Kämpfe es jedesmal mit fortgerissen werden muß, so hat Piemont im Widerspruche mit dieser Wahrheit gerade hierin eine Gewährleistung seines Fortbestandes gefunden. Mit den Schlüsseln der Alpen in der Hand, trennt es diese Nebenbuhler von einander. So wie die Schweiz trotz des ungeheuern Mißbrauchs, den sie von ihrer politisch-geographischen Lage macht, dennoch derselben allein die Fortdauer ihrer nationalen Selbstständigkeit verdankt, so wird auch Piemont stets in seinen Gebirgspässen einen mächtigen Schützer finden. Es kann, wie dieß unter Napoleon der Fall, augenblicklich eine politische Vernichtung erfahren, aber es wird stets wieder hergestellt werden müssen, denn keiner der mächtigen Nebenbuhler wird es in den Händen seines Gegners lassen wollen. So ging es denn auch, nach Beendigung der Kämpfe gegen

Napoleon, durch Genua vergrößert, mächtiger als es gewesen, ungeachtet es für seine Selbstständigkeit im großen Freiheitskampfe nichts gethan hatte, aus jener sturmbewegten Zeit hervor, indem es nach Oesterreich durch seine Lage, seine kriegerische Organisation und die traditionelle Tapferkeit seiner Fürsten in militärischer Beziehung die zweite Macht in Italien bildete.

Unter Maria Theresiens weiser Regierung blühte die Lombardei rasch auf. Damals überließ man noch das Regieren der Regierung. Der Grundsatz hatte noch keinen Eingang gefunden, daß jeder, der fünf Gulden Abgaben zahlt, deßhalb auch Theil an der Regierung nehmen müsse. Die Lombardei war und galt für eine der treuesten Provinzen; sie bewies es auch in den bald darauf folgenden stürmischen Zeiten.

Frankreich ging langsam seiner großen Revolution entgegen. Die Entartung seines Hofes, die Demoralisation seiner höheren Klassen, endlich eine Sekte seichter Philosophen hatten alles gethan, um jene große Umwälzung hervorzurufen, die den tugendhaften, aber schwachen Ludwig XVI. mit einer Tochter Oesterreichs auf das Schaffot brachte, den größten Theil des französischen Adels ausrottete, die Geistlichkeit vertrieb und eine feile Metze als Göttin der Vernunft auf Christi entweihte Altäre setzte. Nicht die Kriege, wohl aber die Grundsätze, die im Gefolge dieser blutigen Umwälzung die menschliche Gesellschaft bedrohten, riefen ganz Europa zu den Waffen. Verlassen von dem größten Theile seiner festländischen Bundesgenossen, stand Oesterreich bald allein auf dem Kampfplatz da. Oft kämpfte es unglücklich, aber nie unrühmlich, nie ganz besiegt.

Während dieser blutigen Kämpfe war Napoleons glänzendes Gestirn am politischen Horizont emporgestiegen. Ich weiß, daß es einem Deutschen nicht züsteht, den Lobredner Napoleons zu machen. Doch mag man immerhin über ihn denken wie man will, er war es, der den Höllenschlund der französischen Revolution verstopfte, der Frankreich weise Gesetze gab, die Religion wieder herstellte und Frankreich in die Familie des gesitteten Europas zurückführte. Das sind Verdienste, die er sich nicht allein um Frankreich, sondern um die Menschheit erwarb, die man ihm nicht wird streitig machen können, wenn auch sein maßloser Ehrgeiz später über diese Tugenden und Verdienste einen finstern Schatten warf. Während Erzherzog Karl im Jahr 1796 zwei feindliche Heere besiegte und den deutschen Boden zu räumen zwang, überwand Bonaparte gleichzeitig in Italien mit demselben Feldherrntalent die ihm entgegengesandten österreichischen Feldherren. Wie wenig Sympathie Italien damals noch für Frankreichs republikanische Ideen hatte, beweisen die Insurrektionen, die in Bonapartes Rücken ausbrachen.

Die morsche Republik Venedig zahlte dieses mit ihrem Untergang. Bonaparte machte ihrem politischen Leben ein Ende, etwa wie der seinem Ziele zueilende Wanderer einen Wurm auf seinem Wege zertritt. Klein waren die Anfänge dieser Republik, groß war ihre Geschichte, schmachvoll ihr Untergang. Der darauf folgende Frieden war nur eine kurze Waffenruhe. In Bezug auf Italien ist er dadurch bemerkenswerth, daß Oesterreich seine Lombardei verlor, dagegen aber die erloschene Republik Venedig gewann. Dieser Länderwechsel, wenn auch in staatsökonomischer Hinsicht kein vortheilhafter Tausch (denn Oesterreich verlor auch seine reichen Niederlande),

war dennoch und besonders unter militärischem Gesichtspunkte von hoher Wichtigkeit. Sein Ländercomplex ward abgerundet, es erlangte eine große und zusammenhängende Küstenausdehnung, die, wir hoffen es, dereinst noch eine Quelle der Macht und des Reichthums für Oesterreich werden wird.

Bonaparte, nur beschäftigt mit seinem kriegerischen Ruhme, hatte sich wenig um das Schicksal Italiens bekümmert. Aus seinem früheren Staatengebäude waren lauter, der Mutterrepublik Frankreich nachgebildete Freistaaten geworden, die, ohne historische Grundlagen, ohne inneren Zusammenhang, ohne Sympathien in den Herzen des Volkes, Monate, höchstens Jahre lang vegetirten und dann erstarben, wie sie entstanden waren.

Wir stehen nun an dem Beginn jener großen Epoche, die Napoleons Eroberungskriege bilden und die auch nur in den flüchtigsten Zügen zu schildern weit über den Zweck dieser einleitenden Blätter gehen würde. Kein Eroberer hat jemals den Uebermuth des Sieges weiter getrieben wie er. Auf die Throne alter Dynastien erhob er die Glieder seiner Familie, die er wechselte, etwa wie man die Vorsteher von Provinzen zu wechseln pflegt. Er vereinigte Theile mit dem französischen Reiche, die alle Gesetze der Natur von ihm geschieden. Aus der Lombardei und Venedig und abgerissenen Theilen anderer italienischen Staaten bildete er das sogenannte italienische Königreich, dessen Krone er zwar auf sein Haupt setzte, das er aber als ein abgesondertes Reich durch einen Vicekönig beherrschen ließ. Doch endlich berührte ihn der Finger Gottes; das mächtigste, das schönste Heer, das je ein Eroberer anführte, fand in den Eisfeldern Rußlands seinen Untergang. Seine Macht war gebrochen, der Zauber seiner Unüberwindlichkeit gelöst.

Nun ermannten sich die Fürsten und Völker; des unerträglichen Druckes, der erlittenen Schmach müde, griffen sie zu den Waffen. Oesterreich, groß und unermüdlich im Schaffen neuer Heere, legte sein Schwert in die Wagschale. Auf den Schlachtgefilden von Leipzig erlitt er eine jener großen Niederlagen, die stets entscheidend auf das Schicksal der Staaten einwirken. Noch einmal erhob sich sein Genius in der Vertheidigung des heimathlichen Herdes mit demselben kühnen Fluge, den wir im Jahre 1796 ihn nehmen sahen, doch seine Schwingen konnten dem Orkan nicht mehr widerstehen, der über Frankreich einherbrauste. Er sank; dem Throne und seiner ungeheuern Größe entsagend, ließ er Europa in einem chaotischen Zustande zurück, den wieder zu ordnen eine Aufgabe des sogenannten Wiener Congresses ward.

Die europäischen Staatenverhältnisse auf den Zustand zurückzuführen, in dem sie sich vor Beginn dieses Riesenkampfes befanden, war unmöglich. Ob es dem Wiener Congreß gelungen, seine Aufgabe zu lösen, ob es möglich war, sie anders zu lösen als sie gelöst ward, diese Frage zu beantworten überlassen wir einer stärkeren Feder als der unsrigen. Die ersten Staatsmänner Europas haben ihre Talente daran geübt. Wir zweifeln, daß es andere unter denselben Verhältnissen besser gemacht haben würden, die jetzige Generation gewiß nicht.

Oesterreich kehrte nun wieder in den Besitz der Lombardei zurück, welche vereinigt mit dem venetianischen Gebiete das lombardisch-venetianische Königreich bildet.

Kaum hatte Europa sich einigermaßen von den Anstrengungen des eben überstandenen Kampfes erholt, so zeigten sich die Folgen der allgemeinen Anstrengungen. Die Völker forderten nun den Lohn für die Opfer, die sie gebracht, denn

die Regierungen hatten ihnen Versprechungen gemacht, deren Tragweite sie wahrscheinlich selbst nicht berechneten. Alles Unheil, was bisher die Welt getroffen, suchte man allein in dem Mißbrauch der obersten Gewalt, in dem sogenannten Absolutismus. Mit der Republik war es nicht gegangen, das hatte das Beispiel Frankreichs bewiesen. Aber mit einer beschränkten Monarchie, mit dem sogenannten Constitutionalismus, würde man des Glückes der Völker sicher seyn: das war eine ausgemachte Sache, daran zweifelte niemand, und die damals eben erst von ihren Fesseln befreite Presse verkündete und bearbeitete diese Materie in hunderten von Journalen, so daß sie endlich auch dem Beschränktesten, dem Unwissendsten einleuchten mußte. Von jeher sind geheime Gesellschaften, von der Vehme bis zum jungen Europa, ein Unglück für die Menschen gewesen; das Gute, das sie etwa gestiftet, ist tausendfach durch das Uebel aufgewogen, das sie in ihrem Gefolge hatten. Sehr gering ist der Unterschied zwischen geheimer Gesellschaft und Verschwörung, das beweist die neueste Geschichte zur Genüge. Dieses Uebel griff in einer nie gekannten Weise um sich. Alle Staaten, man kann es sagen, bedeckten sich mit geheimen Gesellschaften. In Deutschland sahen wir einen Tugendbund, eine Burschenschaft entstehen; letztere machte ihrem Heroismus im Morde des wahrlich für Deutschland nicht gefährlichen Kotzebue's Luft. Italien verfiel dem Carbonarismus, besonders Neapel, wo er in einer schwachen Regierung und einer unzufriedenen Armee Spielraum für seine Zwecke fand. Man beurtheile uns nicht falsch, wenn wir die Häupter des Tugendbundes auf eine Linie mit jenen des Carbonarismus stellen. Wir wissen sehr wohl, welch ein Unterschied in ihren Zwecken zwischen den Stein und Scharnhorst

und den Pepes und Morellis besteht; allein wie himmelweit verschieden auch beide waren, ohne eine gewisse geistige Verwandtschaft waren sie nicht.

Spanien eröffnete den Reihen des Constitutionalismus. Die Cortes hatten sich eine Verfassung gegeben, welche die königliche Macht fast aufhob. Der aus der Gefangenschaft zurückkehrende König Ferdinand **VII.**, traurigen Andenkens, erkannte sie nicht an, und mit diesem Akte beginnt die Reihe aller der blutigen, greuelvollen Umwälzungen, die Spanien bis auf unsere Zeiten so unglücklich machten.

Ludwig **XVIII.** war aus der Verbannung zurückgekehrt mit einer Charte in der Tasche, die zu entwerfen er in seiner Zurückgezogenheit Zeit gehabt hatte. Da er die Mängel der englischen Verfassung aus eigener Anschauung zu studiren Gelegenheit gefunden, so suchte er sie in der seinigen zu vermeiden, und glaubte sonach Frankreich das Beste gegeben zu haben, was sich im Gebiete des Constitutionalismus ersinnen ließ, und doch wie bald war dieses Meisterstück abgenutzt!

Ein großer Theil der deutschen Regierungen folgte diesem Beispiel. Nur Preußen und Oesterreich blieben auf ihrem Standpunkt, wahrscheinlich weil die Staatsmänner, die damals die Geschicke dieser Staaten leiteten, es nicht für gerathen hielten, dem Constitutionsschwindel unbedingt nachzugeben. Finden diese Männer nicht eine Rechtfertigung in den Ereignissen der jüngsten Zeit? Haben alle diese Constitutionen den Gang der Revolution nur eine Stunde aufhalten können? Wir schreiben keine politischen Bekenntnisse, wir erzählen Thatsachen, wir erwähnen sie nur darum, weil die jüngsten Umwälzungen nicht vereinzelt dastehen, sondern, wir hoffen es, das letzte Glied in jener Umwälzungskette bilden, die mit der

amerikanischen Revolution begann und mit dem Untergang der ganzen bürgerlichen Ordnung, mit der Vernichtung des Eigenthums, mit dem Sturze des Christenthums, mit der Verwilderung des Menschengeschlechtes geendet haben würde, hätten sich nicht Tugend und Bürgersinn in die Reihen der Heere geflüchtet. In diesem Bezuge haben sich das französische, das preußische, das österreichische gleichen Dank, gleiche Ansprüche auf Anerkennung erworben, und sie werden sich, dessen sind wir sicher, die Bruderhand reichen, wenn das Geschick der Welt es einmal erfordern sollte, gegen einen Feind zu kämpfen, der die Fahne des Bluts voraustragend, in seinem Gefolge nothwendigerweise Mord, Verwüstung und Verderben haben muß.

Endlich brach der Constitutionssturm auch in Italien, und zwar zuerst in Neapel los. Das unter Murat gebildete Heer hatte an seinen alten, eine Zeit lang ihm entfremdeten König noch keine Anhänglichkeit gewonnen. Das Alte und Neue standen in zu grellem Widerspruche mit einander. Der Carbonarismus, der in Neapel alle Klassen durchdrungen hatte, fand Eingang in die unbewachte Armee. Der Geschichte fehlt es nicht an Beispielen von abgefallenen Armeen, doch gehören Abfälle der Armeen um politischer Theorien willen zu den seltenen Erscheinungen, und gewöhnlich tragen die Regierungen selbst die Schuld. In Neapel war dieses der Fall; auch aus der jüngsten Geschichte könnten wir Beispiele davon aufzählen.

Eines Morgens entwich eine halbe Schwadron Dragoner unter zwei Lieutenants aus Nola, ging nach Avelino, proklamirte eine Constitution, die ganze Armee (mit Ausnahme der Garde jedoch) erklärte sich für dieselbe. Ohne Widerstand wich die Regierung, und so war denn Neapel ein constitutionelles

Reich geworden. Man hatte sich für die spanische Constitution bestimmt. Als es sich aber nun um die Ausrufung dieser Verfassung handelte, so wußte keiner der Führer, worin diese Verfassung bestand, und es dauerte einige Zeit, ehe man sich ein Exemplar derselben verschaffte und man dem Volke sagen konnte, worin denn eigentlich sein neuerrungenes Glück bestehe.

Dieses Beispiel hatte jedoch die europäischen Kabinette aufgeschreckt und vor der nahenden Gefahr gewarnt. Ein in Laibach versammelter Congreß lud den König von Neapel zur Theilnahme ein. Man beschloß, in Neapel einzuschreiten. Oesterreich übernahm die Exekution. Ein 50,000 Mann starkes Heer rückte unter Frimont durch Italien nach Neapel. Pepe, derselbe unverbesserliche Revolutionär, den wir in der letzten Zeit wieder auf der Schaubühne mit nicht größerem Ruhme wie damals erscheinen sahen, und der den rechten Flügel des neapolitanischen Heeres befehligte, ward von der zur Division Wallmoden gehörigen Brigade Geppert bei Rieti geschlagen und gesprengt; nun löste sich die ganze feindliche Armee auf. Frimont rückte ohne weiteren Widerstand in Neapel ein, die königliche Macht ward wieder hergestellt, und so hatte dieser erste Akt ein Ende erreicht.

Während dieses in Neapel vorging, brach in Piemont ebenfalls eine Militärinsurrektion aus. Ein Theil der Armee unter dem Grafen Latour blieb jedoch dem Könige treu, und zog sich gegen den Ticino, um den Oesterreichern in der Lombardei unter Bubna die Hand zu reichen. Der König entsagte zu Gunsten seines Bruders dem Throne und ging nach Nizza.

In der Lombardei hatten sich die Dinge ebenfalls drohend gestaltet. Man hatte eine Verschwörung entdeckt, deren Haupt

ein gewisser Graf Gonfalonieri war, und die einen Aufstand Oberitaliens bezweckte. Bubna, obgleich nur über schwache Kräfte verfügend, hielt mit der ihm eigenen Ruhe Mailand in Unterwürfigkeit. In aller Stille vereinigte er, was ihm an verfügbaren Truppen übrig war, ging mit Schnelligkeit bei Magenta über den Ticino, bot der treuen königlichen Armee unter Latour die Hand, schlug und zersprengte die Empörer bei Novara und beendigte so einen Aufstand, der, wenn er besser mit dem Aufstand Neapels im Einklang gewesen wäre, ohne Zweifel schon damals eine allgemeine Schilderhebung Italiens zur Folge gehabt haben würde. Wir glauben nicht, daß diese großen Verdienste Bubnas um Oesterreich und Europa jemals gehörig gewürdigt worden sind.

Hier begegnen wir zum erstenmal Karl Albert, damals noch Prinz von Carignan. Als solcher war er der muthmaßliche Thronfolger, denn die gerade königliche Linie war dem Erlöschen nahe, worauf der Thron auf die königliche Seitenlinie der Carignans fallen mußte. Sey es jugendlicher Leichtsinn, sey es, daß er nicht warten konnte, bis die Gesetze der Natur ihn zum Throne riefen, genug, er ließ sich mit der Revolution ein, die ihn zu ihrem Haupt erklärte. Als aber der Augenblick der Gefahr nahte, gebrach es ihm an Muth oder Consequenz, er verließ seine Anhänger und begab sich nach Florenz, dessen Hof er durch die Bande des Blutes verwandt war, von nun an bemüht, den ungünstigen Eindruck zu verwischen, den sein Benehmen auf die Kabinette hervorgebracht hatte.

So war nun Italien durch Oesterreichs Waffen wieder beruhigt, allein das Uebel der geheimen Gesellschaften hatte tiefe Wurzeln geschlagen. Der gesprengte und geächtete

Carbonarismus hatte nur den Namen, nicht seine Umtriebe gewechselt. Unter einer Menge von Bezeichnungen bestand er fort, warb Anhänger, suchte sich unter allen möglichen Ständen und Körperschaften Einfluß zu verschaffen. Die zahlreichen Ausgewanderten knüpften Verbindungen mit fremden Sinnesgenossen im Auslande an, und erhielten ihre Verbindungen mit den Häuptern in Italien. Man wechselte jedoch nun den Schauplatz und wählte Mittelitalien statt Neapels und Piemonts.

Die toskanische Regierung hatte seit des Großherzogs Leopold Zeiten im Rufe großer Liberalität gestanden; aus dieser Freisinnigkeit war dem Lande ein Erwerbzweig erwachsen. Man zog dadurch eine Menge fremder Reisenden an sich, die viel Geld im Lande verzehrten, und obgleich Oesterreich wohl oft auf die Gefahr aufmerksam gemacht und gegen die Folgen gewarnt haben mag, so blieb es doch beim Alten; der Freisinn artete in Sorglosigkeit aus, die geheimen Gesellschaften konnten daher kein günstigeres Feld für ihre Umtriebe finden, wie Toskana. Noch mehr war dieß in den römischen Staaten der Fall, die man zwar nicht des Fehlers eines zu freisinnigen Regierungssystems beschuldigen kann, wo aber die Neuerungssucht in der Abneigung der Unterthanen gegen die geistliche Regierung noch mehr Nahrung fand. Schon in den frühesten Zeiten hat sich in dem Kirchenstaate ein Widerwillen gegen das geistliche Regiment kund gegeben. Diese Abneigung mußte in dem Maße wachsen, als die Revolution mit ihren Folgen im Geiste des Volkes mehr Wurzeln schlug. Wir wollen hier nicht alle die Fehler einer geistlichen Herrschaft, die Widersprüche, in denen sie mit den Bedürfnissen der neuern Zeit steht, herausheben; es genügt, den Kirchenstaat gesehen zu

haben, um die Sehnsucht zu begreifen, die die Einwohner dieses von der Natur so gesegneten Landes nach einem gerechten und auf einer festen Basis ruhenden Regierungssystem durchdringen muß. Wir kennen die fast unübersteiglichen Schwierigkeiten, die sich dem heiligen Stuhle bei jedem Reformversuche entgegenstemmen, denn eine Regierung kann ihrem eigenen Lebensprincip nicht zuwider handeln. Wie theuer zahlte nicht Pius IX. seine liberalen Versuche! Nichtsdestoweniger bleibt der Uebelstand, daß ein Staat, dessen Regierungssystem mit den Bedürfnissen und dem Wohl seines Volkes im Widerspruche steht, eine ungeheure Anomalie ist, die früher oder später zum Verderben des Einen oder Andern, vielleicht Beider führen muß. Auf diesem Boden hatte daher die Revolution leichtes Spiel. Gehegt in Toskana wucherte sie im Römischen und verbreitete von hier aus ihre Arme nach allen Richtungen.

Noch hatten alle Revolutionsversuche in Italien keinen gemeinschaftlichen Vereinigungspunkt gefunden. Es waren, vom Constitutionsschwindel geleitet, nur vereinzelte Versuche geblieben. So wenig Aehnlichkeit auch sonst Italien mit Deutschland hat, eins haben sie doch in hohem Grade mit einander gemein, wir meinen ihre unbesiegbare Uneinigkeit. Es bedurfte lang und klug geleiteter Anstrengungen, um den Antagonismus der verschiedenen Staaten und Städte einigermaßen zu beseitigen, und wahrscheinlich würden diese Versuche nie gelungen seyn, hätte sich nicht im Haß ein Ziel gefunden, in dem die Gefühle aller sich begegnen, sich die Hände bieten konnten. Dieses Ziel war Oesterreich und seine Stellung in Italien. Die verunglückten Empörungsversuche in Piemont und Neapel, die die Macht Oesterreichs niederschlug, hatten die Revolutionshäupter belehrt, daß die Umwälzungspartei

keine Aussicht auf einen glücklichen Erfolg haben werde, so lange Oesterreich festen Fuß in Italien behielt. Oesterreich hatte aber die Gewährleistung für die Ruhe Italiens übernommen. Es mußte nun das gemeinsame Streben aller geheimen Gesellschaften werden, diese Macht zu untergraben, und daran arbeitete man mit einer Consequenz, mit einer Ausdauer, mit einer Klugheit und List, der wir unsere Bewunderung nicht versagen können, wenn wir auch ihre Tendenzen noch so verwerflich finden. Wie an dem Leben einer Pflanze der Wurm, so nagte dieser Haß gegen Oesterreich an den italienischen Staaten und dem Volksleben, bis es erst im Jahre 1848 zum vollen Ausbruch kam, und jenen Krieg zur Folge hatte, dessen Darstellung der Zweck dieser Blätter ist.

Bis zum Jahr 1830 blieb Ruhe in Italien, die Regierungen waren gegen die Sekten auf ihrer Hut, und vielleicht würde dieser Zustand sich befestigt haben, wenn nicht ein neuer Auswurf aus dem Revolutionskrater von Paris den Thron der ältern Bourbons gestürzt und die Ruhe der Welt neuerdings in Frage gestellt hätte. Auf die Revolution in Frankreich folgten jene in den Niederlanden und Polen. Daß Italien nicht ruhig bleiben, und diesen scheinbar günstigen Augenblick nicht unbenutzt verstreichen lassen werde, das war vorauszusehen. Aus kleinlichen Ersparungsrücksichten hatte man in Wien den großen Fehler begangen, Italien im Jahr 1829 von Truppen zu entblößen. Als die Revolution in Paris ausbrach, befand sich der commandirende General des lombardisch-venetianischen Königreichs, Graf Frimont, als Präsident einer sogenannten Hofcommission in Wien abwesend; mit großer Eile ward er wieder nach Italien gesandt; ihm folgte in Eilmärschen ein rasch gebildetes mobiles Armeecorps,

aber ehe dieses eintreffen konnte, schwebte Italien in augenscheinlicher Gefahr. Ueberall zeigten sich die Wirkungen der geheimen Machinationen. Vielleicht war es nur der gefürchtete Name Frimonts, der einen Ausbruch in Oberitalien darnieder hielt. Zwischen dem österreichischen und piemontesischen Kabinette herrschte damals die größte Uebereinstimmung; der König Karl Felix kam selbst im Geheimen nach Mailand, um sich über die zu ergreifenden Maßregeln mit Frimont zu besprechen.

Inzwischen hatte Louis Philipp sich des Thrones in Frankreich bemächtigt und mit bewunderungswürdiger Klugheit dem Ueberfluthen der Revolution einen Damm entgegengesetzt. Aus der Revolution hervorgegangen, mußte er die Revolution selbst benutzen, um sich auf seinem Throne zu befestigen, es darf uns daher nicht Wunder nehmen, wenn es ihm nicht möglich war, sogleich alles Wirken der Revolution nach Außen zu zügeln. Daß die Urheber der Revolution für Alles, was Revolution, Sympathien fühlen mußten, war ebenfalls natürlich, denn durch Polen beschäftigten sie die Kräfte Rußlands, durch Italien hielten sie Oesterreich, durch die Niederlande Deutschland in Schach. Frankreich war damals zu keinem Krieg gerüstet, es versuchte daher Alles, um das besorgte Europa von jeder Einmischung in seine innern Angelegenheiten abzuhalten; so proklamirte es denn auch das Princip der sogenannten Nichtintervention. Nichts beförderte aber den Ausbruch der Revolution so kräftig in Italien, als dieser von der französischen Tribüne in die Welt geschrieene unhaltbare und absurde Grundsatz.

Auf die Unterstützung der französischen Revolution rechnend waren Insurrektionen im Römischen ausgebrochen. In

Ferrara, wo sich die österreichische Garnison in die Citadelle zog, in Bologna, kurz in den Legationen und Marken fanden Empörungen statt. Sie wurden hauptsächlich durch Mazzini geleitet, der von nun an seine revolutionäre Thätigkeit beginnt. Die schwache römische Regierung war bald über den Haufen geworfen, da auch das ohnehin demoralisirte päpstliche Militär entweder auseinander lief, oder sich der Revolution anschloß; was aber vorzugsweise den Zustand im Kirchenstaate zum wahren Chaos steigerte, war die Erledigung des heiligen Stuhles, die in diesem Augenblick eintrat. Rom widerstand der Revolution und ward durch Rieti, welches sein Bischof (wenn wir nicht irren Ferretti) gegen einen revolutionären Haufen unter Circognani vertheidigte, gedeckt. Der Herzog von Modena überraschte zwar die Verschwörer, die eben im Begriffe waren loszubrechen, nahm ihr Haupt Ciro Menotti nebst mehreren andern gefangen, fand aber doch für räthlich, sich mit seinen Truppen auf österreichisches Gebiet zurückzuziehen.

In Parma erfolgte gleichfalls ein Empörungsausbruch. Die Truppen des Herzogthums, von Verräthern oder Schwächlingen befehligt, thaten ihre Pflicht nicht. Man versuchte einen Augenblick die regierende Herzogin Erzherzogin Marie Louise zurückzuhalten, durch Frimonts Drohungen aber, der rasch von der Lage der Dinge unterrichtet ward, eingeschüchtert, ließ man sie ruhig abreisen; sie verlegte ihre Residenz nach Piacenza, wo sie sich unter dem Schutze der österreichischen Besatzung befand.

Die Revolution versuchte sich nun eine Form zu geben; es zeigte sich aber sogleich, daß weder Einigkeit noch Plan in diese Bestrebungen zu bringen war. Man bildete eine

sogenannte Föderativrepublik, die durch die Deputirten der verschiedenen Städte repräsentirt, und deren Präsident Mazzini war. Man begann nun eine bewaffnete Macht zu organisiren, deren Oberbefehl man dem pensionirten österreichischen Feldmarschallieutenant Zucchi anvertraute. Dieser General war aus französischen in österreichische Dienste übernommen worden; er besaß einigen Ruf als General, hatte sich aber durch zweideutiges Benehmen im Jahr 1821 compromittirt. In einen Hochverrathsproceß verwickelt, ward er aus Mangel an Beweisen freigesprochen und befand sich beim Ausbruch der Revolution in Mailand. Heimlich verließ er diese Stadt, gelangte über den Po und erklärte sich nun öffentlich für die revolutionäre Sache.

Trotz aller Bemühungen der geheimen Gesellschaften war der Geist im lombardisch-venetianischen Königreich noch keineswegs ganz verdorben. Die Regierung zählte unter allen Klassen noch zahlreiche Anhänger. Der vermögendere Theil der Bevölkerung fürchtete die Empörung und die unausbleiblichen Folgen eines davon unzertrennlichen Krieges. Es herrschte daher eine dumpfe Stimmung, die sich erst allmählig zerstreute, als die in Eilmärschen heranrückenden Verstärkungen der Regierung Zuversicht und Festigkeit gaben.

Unmöglich konnte Europa den absurden Grundsatz der Nichtintervention als eine staatsrechtliche Maxime anerkennen, unmöglich Oesterreich ruhiger Zuschauer bleiben, wie man die Fürsten seines kaiserlichen Hauses aus ihren angestammten Landen vertrieb, unmöglich gestatten, daß die Revolution in Mittelitalien festen Fuß fasse und von da aus endlich die ganze Halbinsel in den revolutionären Strudel mit fortreiße.

Hätte in dem Kabinette zu Wien nur einen Augenblick

Zweifel oder Ungewißheit über die Partei herrschen können, die es in diesem kritischen Augenblick zu ergreifen habe, so mußte jede Betrachtung bei der Erwägung schwinden, daß ein längeres unthätiges Abwarten die verderblichsten Folgen mit sich bringen müsse. Frimont erhielt endlich auf sein dringendes Bitten gemessene Befehle. Am 4. Februar 1831 ging er mit der Division Bentheim bei Ferrara, mit der Division Retsey bei St. Benedetto über den Po. Letztere hatte bereits einige Tage früher ein kleines Gefecht gegen die Insurgenten bei Corppi bestanden, in welchem sie geschlagen gegen Bologna flohen. Dem Vorrücken der österreichischen Heeressäulen gegen Bologna stand kein weiteres Hinderniß entgegen, vor den Thoren dieser Stadt fand ihre Vereinigung statt. Frimont, nur von seinen Generaladjutanten und einigen andern Officieren begleitet, war schon eine halbe Stunde früher, als seine Avantgarde in die empörte Stadt einrückte, in Bologna eingetroffen, dessen Straßen von Bewaffneten wimmelten und die mit offenem Munde diese Kühnheit anstarrten. Er hatte bereits seinen Bericht über die Besetzung Bologna's an den Kaiser vollendet, als erst eine Schwadron Husaren im Galopp vor dem Gasthofe aufschwenkte, wo er abgestiegen war.

Frimont ordnete nun hier die weitere Vorrückung seiner Truppen, und kehrte dann nach Mailand zurück, wohin sowohl die bedrohte Lage Piemonts, als auch die Aufrechthaltung der inneren Ruhe des lombardisch-venetianischen Gebietes ihn rief. Die beiden vereinigten Divisionen Bentheim und Retsey, ein Corps unter dem Feldzeugmeister Geppert bildend, setzten ihre Verfolgung des auf der Emilachenstraße gegen Ancona fliehenden Heerhaufens unter Zucchi fort. Bei Rimini wurden sie von der österreichischen Vorhut erreicht

und gesprengt. Eine halbe Schwadron Lichtenstein=Husaren, unter Führung des Rittmeisters Fürst Karl Lichtenstein, warf sich auf ein Viereck der Insurgenten, sprengte dasselbe auseinander, mußte aber, da sie die Thore von Rimini geschlossen fand, umkehren und erlitt ein heftiges Feuer der in den Straßengräben liegenden feindlichen Infanterie, wodurch mehrere Husaren nebst einem Officier getödtet, andere verwundet wurden; unter letzteren befand sich der Rittmeister Fürst Lichtenstein, der dadurch für seine Zukunft Dienstes unfähig ward. Von nun an war an kein Halten mehr zu denken, die Insurgentenhaufen lösten sich auf. Die Revolutionshäupter flohen nach Ancona, wo sie sich auf einem Handelsschiff unter päpstlicher Flagge einschifften, von einer österreichischen Brigg aber eingeholt und zurückgebracht wurden. Alle, die nicht österreichische Unterthanen waren, wurden später entlassen.

Als der Heerhaufe, der unter Circognani noch vor Rieti stand, Kunde von diesen Vorfällen erhielt und sich von österreichischen Abtheilungen im Rücken bedroht sah, zerstreute auch er sich in die Gebirge, sein Führer entfloh.

So ward abermals Italien durch die österreichischen Waffen den Gräueln einer blutigen Umwälzung entrissen, das bedrohte und geängstete Rom befreit und der wankende Stuhl Petri wieder befestigt. Der Verlauf unserer Erzählung wird uns zeigen, wie man Oesterreich dafür lohnte.

Eine der natürlichen Folgen dieser Ereignisse war die Flucht von einer Menge Revolutionäre in das Ausland, die sich größtentheils nach dem damals noch in den ersten Zuckungen der Julirevolution befindlichen Frankreich wandten, wo sie sich später mit einer Menge Ausgewanderter anderer Länder, namentlich Polen, verbanden und von nun an jenes Auf=

wiegelungssystem organisirten, welches endlich im Jahr 1848 zum Ausbruch kam und, wenig fehlte, die bürgerliche Ordnung der Welt umgestürzt hätte. Der bedeutendste unter diesen Auswanderern ist ohne Zweifel der Genueser Mazzini, dem wir früher schon begegnet sind, dem man leider große Talente nicht absprechen kann, der, wenn je einer, Macchiavelli studirt und verstanden hat. Nicht an der hohen Weisheit der Kabinette, nicht an der Energie der Behörden, nicht an dem Bürgersinn der Bewohner, nein an der Ehrlichkeit, an der Treue, an dem geraden und biedern Sinne des österreichischen Soldaten scheiterten alle Umsturzpläne dieses ungewöhnlichen Mannes, die er, unterstützt von dem Einflusse gewonnener Minister, von dem Ehrgeiz verblendeter Fürsten, von dem Gelde seiner zahlreichen Anhänger und endlich von der geistlichen Macht eines mächtigen Priesterthums zur Reife gebracht hatte, eines Priesterthums, das in unbegreiflicher Blindheit nicht fassen konnte, daß es nur sein Werkzeug war, und daß Mazzini in seiner italienischen Republik für eine mächtige Priesterschaft keinen Platz habe.

Ungeachtet Louis Philipp sich allmählig auf dem französischen Thron befestigte und der Revolution Zügel anzulegen verstand, blieb er dennoch ein Sohn der Revolution, ein Eindringling in der Reihe der legitimen Fürsten Europas. Sogleich mit der Revolution offen zu brechen, war eine Unmöglichkeit für ihn. Das Mißtrauen der Kabinette gegen ihn war daher groß, und wir müssen bekennen, gerecht, denn noch hatte er keine Gewährleistungen gegeben, daß er einst nicht an die revolutionären Grundsätze appelliren werde, denen er zum Theil seine Erhebung verdankte. Europa, durch die Erfahrung der früheren Jahre gewitzigt, rüstete daher.

Oesterreich sammelte ein mächtiges Heer in Italien, das bald die Stärke von 120,000 Mann erreichte.

Frimont, der bisherige Befehlshaber der österreichischen Streitkräfte in Italien, ward an die Spitze der Heerverwaltung nach Wien berufen, an seine Stelle trat der General der Kavallerie, Graf Radetzky. Der Name dieses Mannes ist in der letzten Zeit zu einer solchen Berühmtheit gelangt, daß wir ihm einige Worte widmen müssen, ehe wir auf sein Wirken eingehen. Er steht vielleicht in der Reihe der großen Feldherren einzig da, denn während fast alle Heroen beim Eintritt des hohen Alters ihren Tribut der Natur zahlen, und, wie die untergehende Sonne, kaum noch einen matten Schein um sich verbreiten, ersteigt Radetzky im 81sten Lebensjahre den höchsten Gipfel des Ruhmes. Von der Revolution gleichsam im Schlafe überfallen, nicht unterstützt von seiner Regierung, so lange es noch an der Zeit war, an der Spitze eines kleinen Heerhaufens mit Verrath und Schwäche kämpfend, ohne Geld, ohne Ressourcen, durchaus unvorbereitet auf einen Krieg, von ganz Italien angegriffen, siegt er über alle seine Feinde. Er und sein Heer wurden die Grundlage, auf der der wankende Thron des Kaisers sich wieder neu befestigte. In seinem Lager ist Oesterreich, wie der Sänger singt. Schon in den letzten Türkenkriegen begegnen wir dem Namen Radetzky's, der sich überall auszeichnete, wo es Kampf und Gefahr galt. In den Revolutionskriegen glänzt sein Name oft in der Reihe der Tapfersten des Heeres. In dem großen Befreiungskrieg leistet er als Generalquartiermeister der großen alliirten Armeen der Sache Europas Dienste, die nur der richtig zu würdigen im Stande ist, der die Schwierigkeiten seiner damaligen Stellung begreifen kann.

Radetzky hatte bereits das 60ste Lebensjahr überschritten (ein Alter, wo bei den meisten Menschen die Kräfte nachlassen und die Sehnsucht nach Ruhe sich einstellt), als er an die Spitze der italienischen Armee trat. Er aber verband noch mit den Kräften eines Jünglings eine rastlose Thätigkeit, Frische des Geistes und eine glückliche Anschauung der Lebensverhältnisse, die nie ein Zaudern bei ihm aufkommen ließ. Er kannte die schwache, er kannte die starke Seite des österreichischen Heeres; erstere suchte er zu verbessern, letztere zu heben, und auf wie viel Hindernisse, auf wie viel Schwierigkeiten bei seinen Bestrebungen er auch stoßen mochte, er ließ sich darin durch nichts irre machen, durch nichts abschrecken. Die Zeit kam, wo er ernten sollte, was er gesäet hatte. Ein großes Verdienst, das er während der Friedenszeit seines Kommandos sich erwarb, und das wir hier speciell herausheben müssen, ist die Energie, womit er den Festungsbau Veronas betrieb, wobei er ebenfalls auf großen Widerstand stieß. Es gehört zu dem seltenen Glück, das diesen Mann begleitete, daß er selbst noch die großen Früchte genießen sollte, die dieses Bollwerk unserer italienischen Herrschaft ihm damals nur noch in der Theorie versprach. In Verona sammelte und ordnete er seine zerstreuten Streitkräfte, von hier zog er aus zur Besiegung Karl Alberts, von hier aus eroberte er Italien wieder. Wie einst die Legionen aus Roms Thoren, so zogen Oesterreichs Regimenter aus den Thoren Veronas zur Unterwerfung Italiens, zur Besiegung der Revolution. In Verona lag der Schwerpunkt der österreichischen Monarchie. Wir würden die Bescheidenheit eines anspruchslosen Mannes, der noch nicht der Geschichte anheimgefallen ist, verletzen, wollten wir uns in seiner Schilderung über Thatsachen erheben. Das

dankbare Oesterreich erkennt die Verdienste, die er sich um dasselbe erworben, der Griffel der Geschichte wird seinen Namen einst der späten Nachwelt überliefern. So hoch versteigt sich unsere Muse nicht.

In Piemont war die königliche Linie erloschen und Karl Albert als Prinz von Carignan auf dem Throne gefolgt. Er hatte durch sein späteres Benehmen die Erinnerungen an das Jahr 1821 zu verwischen gesucht. Als Freiwilliger machte er den französischen Feldzug im Jahr 1823 gegen Spanien mit. Bei Eroberung des Trocadero zeichnete er sich aus. Als Ehrenbelohnung empfing er dafür von der französischen Armee die Epaulettes eines Grenadiers. Oesterreich sandte ihm dagegen seinen Maria-Theresien-Orden.

Durch seine Thronbesteigung hatten die freundschaftlichen Verhältnisse der Kabinette von Wien und Turin keine Störung erlitten, sie schienen sich im Gegentheil immer mehr befestigen zu wollen. Karl Albert besaß militärischen Ehrgeiz und schien nach nichts mehr zu geizen als nach einer Gelegenheit, die Talente eines Feldherrn, die er sich selbst und Italien ihm zutraute, geltend zu machen. Damals glaubte sich Europa durch die französische Revolution abermals mit einem allgemeinen Kriege bedroht. Man ergriff dagegen alle Vorsichtsmaßregeln. Die Verbindung, die zwischen den Kabinetten von Wien und Turin bestand, ward durch neue Verträge befestigt. Wir haben keinen Blick in die Politik der Kabinette geworfen, wir glauben aber doch nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß Karl Albert den Oberbefehl über ein vereinigtes österreichisch-piemontesisches Heer führen sollte, falls es zu einem Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich kommen würde; das war wenigstens damals das höchste Ziel seines

Ehrgeizes. Radetzky sollte unter ihm befehligen und ihm gewissermaßen als militärischer Rathgeber zur Seite stehen.

Der Feldmarschall trat sogar in die Reihe der zweiten Inhaber zurück, damit das schöne und tapfere Husarenregiment, das bis jetzt seinen Namen führte, den Namen König von Sardinien annehmen konnte. Der König sandte ihm dagegen alle seine Orden. Es fand ein wechselseitiger Austausch von Aufmerksamkeiten statt, die an dem engen Bündniß beider Höfe nicht zweifeln ließen. Bei den jährlichen Waffenübungen der österreichischen Armee befand sich stets eine Anzahl piemontesischer Officiere, die denselben auf Befehl des Königs beiwohnten und stets mit der dem Feldmarschall eigenen Herzlichkeit und wahrhaft kameradschaftlichen Offenheit empfangen wurden. Der Feldmarschall selbst begab sich einigemal an den Hof nach Turin, wo er mit der größten Auszeichnung behandelt ward. Wer die, sowohl zwischen den Armeen, wie zwischen den Kabinetten damals bestehenden freundlichen Verhältnisse ins Auge faßte, der würde das, was im Jahr 1848 geschah, niemals für möglich gehalten haben. Diese Verhältnisse gewährleisteten die Ruhe Italiens; blieb Piemont seinen Verträgen getreu, so konnte keine Revolution in Italien stattfinden, Karl Albert wäre im Besitz seiner königlichen Macht auf dem Throne und nicht als ein Flüchtling fern von den Seinen in der Verbannung gestorben. Wann wird man endlich einmal begreifen, daß Verrath und Treulosigkeit nicht Politik sind, daß diese Politik sich ewig in ihren eigenen Netzen verstrickt! Karl Albert ist ein großer, ein tragischer Beweis dieser Wahrheit. Nie hat die Hand der Allmacht, die den Treubruch rächt, sich sichtbarer bewiesen, als in dem Schicksal dieses Fürsten.

Fassen wir die Lage des lombardisch-venetianischen Königreichs in die Augen, und sehen wir, ob vielleicht in derselben ein Grund zu der im Jahr 1848 erfolgten Empörung lag. Wir halten dieses für um so nothwendiger, als von Seiten der ausländischen Presse, von der wir selbst die deutsche nicht ausnehmen können, mit einer Böswilligkeit und Ungerechtigkeit über die innern Verhältnisse dieses Königreichs geurtheilt ward, die jede Vorstellung übertrifft. Wer in jener Zeit die öffentlichen Journale las, und nicht Gelegenheit hatte, durch eigene Anschauung Italien kennen zu lernen, der hätte glauben müssen, daß dieses Land unter Oesterreich in tiefer Barbarei versunken läge. Es ist nie etwas absurderes in die Welt hineingeschrieben worden, als diese Anklage. Wir haben Italien und seine Städte gesehen, als sie aus der Hand der Franzosen in jene Oesterreichs übergingen. Wir urtheilen frei und ohne Leidenschaft. Wir sind nicht blind gegen die Fehler der österreichischen Regierung, wir werden sie nennen, wo sie uns aufstoßen. Wir behaupten aber kühn, daß Italien unter Oesterreich zu einer nie gekannten Blüthe emporgestiegen war. Die Reichthümer, womit es seine Revolution machte und besoldete, ja noch mehr jene von Wien machen half, verdankte es jener Zeit. Wir können diesen demüthigenden Vorwurf unsern deutschen Landsleuten nicht ersparen. Was in Wien vorgehen sollte, wußte man in Mailand sehr genau. Wir selbst erfuhren aus dem Munde eines Italieners die Auftritte des 15. März um einen halben Tag früher, als diese unglückliche Botschaft im officiellen Wege an die Behörden gelangte.

Als Napoleon die Straße über den Simplon baute, da war die Welt voll der Bewunderung über dieses Riesenwerk. Die Straße über den Splügen, über das Stilfserjoch sind

Werke der österreichischen Regierung, sie bleiben an Kühnheit nicht hinter jenem Denkmal von Napoleons Macht und Herrlichkeit. Unter Oesterreichs Herrschaft erhob sich Mailand zu einer der blühendsten, reichsten Städte Europa's, nicht mehr kennbar demjenigen, der es unter der französischen Herrschaft gesehen. Venedig, die stolze Stadt der Lagunen, deren Verfall Lord Byron zwar natürliche, aber sehr ungerechte Seufzer und Anklagen entlockte, war fast in Ruinen gesunken, als sie in Oesterreichs Hände überging. Der Kaiser erhob sie zum Freihafen, und seine werthlosen Paläste fanden wieder Käufer, seine einstürzenden Fundamente wurden wieder hergestellt, es begann wieder aufzublühen, als es durch seine thörichte Revolution alle diese schönen Hoffnungen vernichtete. Es lag nicht in Oesterreichs, es hätte in keiner andern Regierung Macht gelegen, Venedig den Glanz wieder zu geben, den es einst als Niederlage des Welthandels, als Mittelpunkt einer mächtigen und stolzen Republik besessen hatte. Mit ungeheurem Undank hat es Oesterreich seine Bemühungen um das Wiederaufleben seiner Blüthe gelohnt. Kaum war das bewunderungswürdige Werk der Lagunenbrücke vollendet, so ward es von derselben Bevölkerung zerstört, zu deren Wohl es erbaut worden war.

Oesterreich hat sein Papiergeld Italien nicht aufgedrungen, es blieb in Besitz seines Silbers und Goldes, unberührt von all den Schwankungen, denen dieses Papiergeld den Handel der übrigen Provinzen aussetzt.

Unverhältnißmäßig gering war der Beitrag, den es für die Wehrkraft der Monarchie leistete. Während der Deutsche, der Böhme vierzehn Jahre diente und nach Verlauf dieser Frist noch landwehrpflichtig blieb, diente der Italiener nur

acht Jahre. Wer war also der Begünstigte, der Italiener oder der Deutsche?

Schon während der kurzen Dauer der cisalpinischen Republik wurden alle Institutionen der früheren Zeit vernichtet. Das Feudalwesen mit allen seinen Folgen ward aufgehoben. Die Klöster verschwanden, die Macht und Reichthümer des Clerus wurden gebrochen und geschmälert. Nichts von der alten Zeit blieb übrig, als der Grundbesitz, der vielleicht, Irland ausgenommen, nirgends so ungleich vertheilt ist. Durch diese Aufrechthaltung des Grundbesitzes fiel der Einfluß, den Reichthum überall gewährt, in die Hände des Adels und der sogenannten Possidenti, die die einflußreiche Klasse der Städtebewohner bilden; der sogenannte Colono, den wir aus Mangel eines andern Wortes Bauer nennen wollen, blieb eben so elend, als er vorher gewesen war. Napoleon gab Italien die französische Gesetzgebung, und so ging es auf Oesterreich über. Oesterreich änderte wenig oder nichts an dieser Administration. Es setzte seine eigene Gesetzgebung an die Stelle der französischen, die gewiß Niemand eine schlechte zu nennen wagen wird, die vielleicht keine andere Fehler hatte, als daß sie für Italien zu milde war. Das war wenigstens die allgemeine Klage, die wir durch eine lange Reihe von Jahren aus dem Munde vieler tüchtigen Männer Italiens hörten.

Unter allen Vorwürfen, die man der österreichischen Regierung macht, ist keiner unwahrer, keiner ungegründeter, als jener der Verletzung oder Beleidigung der Nationalität. Diese Gattung von Verletzung oder Nationalbeleidigung liegt weder in dem Charakter der Regierung, noch des österreichischen Volkes, das in diesem Bezuge seinem deutschen Namen vollkommen treu geblieben ist. Die Lehr- und Dienstsprache

war die italienische, vom Kabinet des Vicekönigs bis zum Distriktscommissär, vom Präsidenten des obersten Justizsenats bis zum Prätor herab. Der Deutsche, der als Staatsdiener in Italien sein Fortkommen finden wollte, mußte sich bequemen, italienisch zu lernen. Eine umgekehrte Forderung stellte man nicht an den Italiener. Mit wenigen Ausnahmen waren alle Landes- und Gerichtsstellen von Italienern besetzt, unter denen nur sehr wenige der deutschen Sprache mächtig waren. Es mußten daher überall beeidete Uebersetzer angestellt werden. Es ist oft die Klage gehört worden, daß der Italiener keine hohen Stufen in der Beamtenhierarchie ersteigen könne; diese Klage ist falsch und ungegründet. Es standen ihm alle Stufen offen, und die große Zahl italienischer Namen im Staatsalmanach beweist, daß er zu den Bevorzugten gehörte. Wer aber die Abneigung besonders der höheren italienischen Klassen gegen alles, was Staatsdienst heißt, kennt, wer weiß, wie wenig sie für ernste Studien Sinn besitzen, der wird begreifen, daß Oesterreich seine Gouverneure, seine Gerichtspräsidenten und Generale nicht unter dem italienischen Adel suchen konnte. Man durchlaufe die Matrikeln der Universitäten von Pavia und Padua und sehe zu, ob man dort einem ausgezeichneten Namen begegnet. Das Theater und das Kaffeehaus sind aber nicht die Orte, wo man Staatsmänner erzieht, und mühsames Emporsteigen auf der Stufenleiter des Dienstes ist nicht die Sache des reichen Italieners. Wir tadeln ihn nicht darum, aber dann klage er auch nicht den Staat der Verletzung des Nationalgefühls, der Parteilichkeit und Vernachlässigung an.

An der Spitze des lombardisch-venetianischen Königreichs stand ein Vicekönig mit beschränkter Macht, auf Justiz und Kriegswesen hatte er keinen Einfluß. Das Königreich hatte

eine nationale und administrative Selbstständigkeit, in so fern diese mit einer centralisirten Monarchie vereinbar war. Mehr besaß es auch nicht zu den Zeiten der französischen Herrschaft, seine damaligen Minister waren nichts als französische Commissäre, die ihre Weisungen von Paris empfingen. Indem der Kaiser sich im Dom von Mailand die eiserne Krone der Lombardei aufs Haupt setzte, erkannte er gewissermaßen die Selbstständigkeit des Königreichs an. In dieser Krönung lag eine Gewährleistung des nationalen Rechtes, und Oesterreich hat dieses Recht durch nichts verletzt.

Das Königreich war in zwei Gubernien eingetheilt, wovon das eine seinen Sitz in Mailand, das andere in Venedig hatte. Diese Gubernien zerfielen in Provinzen oder Delegationen, und diese wieder in Distrikte. Das Land war büreaukratisch, aber gut und gerecht verwaltet. Daß dieser Geschäftsgang häufig etwas langweilig ist, unterliegt keinem Zweifel, ist es aber unter einer sogenannten constitutionellen Verwaltung etwa besser oder auch nur anders? Beschleunigt das Geschrei der Tribunen die Verwaltung der constitutionellen Staaten, oder ist die Ministerherrschaft gemäßigter in dem Gebrauche ihrer Macht, in der Anwendung des Nepotismus, weil sie, wie man sagt, verantwortlich seyn soll? Wir wollen dem Büreaukratismus hier das Wort nicht reden, wir wissen, daß er, wenn er nicht durch eine kräftige Hand geleitet wird, zu einer wahren Landplage ausarten kann, aber er hat vor dem Ministerialismus doch wenigstens den Vorzug der Stabilität. Wir zweifeln, daß das Wohl des französischen Unterthans bei dem steten Wechsel seiner Präfekten etwas gewinne.

Die Justiz hat in Oesterreich stets eine große Selbstständigkeit bewährt. Uns ist kein Fall bekannt, daß je der

Monarch die Heiligkeit der Gesetze durch Eingriff in ihren Gang verletzt hätte. Sie war eine Macht, vor der der Kaiser selbst sein Haupt beugte. In Italien, wo keine Spuren von Feudalismus mehr bestanden, befand sich die Justiz schon lange in denselben Verhältnissen, in welchen sie jetzt nach der Revolution in den übrigen Provinzen ist. An ihrer Spitze stand der oberste Justizsenat, unter ihm die Gerichtshöfe der Appellation, der ersten Instanz, der Prätoren. Es gab allerdings kein öffentliches und mündliches Verfahren, keinen Tummelplatz ehrgeiziger Advokaten, aber die Gerechtigkeitspflege war frei, unabhängig, jeder andern Macht unzugänglich. Es bestanden keine privilegirten Gerichtshöfe, vor dem Gesetze war jeder gleich.

Die sogenannten Centralcongregationen, die aus Deputationen des Adels und Bürgerstandes bestanden, vertraten die Stelle unserer Provinzialstände. Diese Stände entsprachen freilich nicht den modernen Reichs- oder Landtägen, sie hatten keine Tribünen, aber sie hatten das Recht des freien Wortes, und die Pflicht, die Wünsche und Bedürfnisse des Landes vor den Monarchen zu bringen. Wir zweifeln, daß sie diese Mission treu erfüllten. Erst als die Revolution schon in alle Herzen gedrungen war, erhoben sie ihre Stimme; das war aber nicht mehr die Stimme der Pflicht und Wahrheit, es war die Stimme der Meuterei, die nur vielleicht nicht mehr zurückbleiben wollte hinter dem Beispiel, das ihnen von ihren deutschen Collegen gegeben wurde.

Härte und Grausamkeit lag nie im Geiste der österreichischen Regierung. Vor dem Ausbruch der Revolution und während des Waffenstillstandes wiederhallten die Journale Toskana's, Roms und Piemonts von dem Geschrei über die

Grausamkeit Oesterreichs und seiner Regierungsorgane. Es gab keine Willkürlichkeit, deren man nicht den Feldmarschall Radetzky anklagte, ihn, der unfähig ist, einem Kinde etwas zu Leide zu thun. Die Militärgerichte verurtheilten einige Falschwerber, die es versuchten, Soldaten zum Treubruch zu verleiten, und Straßenräuber, aber nie hat Oesterreich in Italien einen Blutstropfen eines politisch Angeklagten vergossen. Bei der Capitulation von Mailand ließ man ausdrücklich allen Compromittirten 24 Stunden Zeit, sich zu entfernen. Hätte Blutdurst oder Rache in dem Herzen des Feldmarschalls Platz finden können, es würde ihm nicht schwer gefallen seyn, Schuldige zu finden. Daß man zum Tod verurtheilte und amnestirte Hochverräther nicht in Paläste logirt und mit allen Behaglichkeiten des Lebens versieht, das weiß jeder, der überhaupt weiß, was ein zur Festung Verurtheilter ist. Allein dieselben Menschen, die mit ihren Klagen die Herzen alter Weiber rührten und mit Lügen die Welt füllten, dieselben Menschen sahen wir amnestirt in ihren Palästen im Genuß ihres gewissenhaft verwalteten, ihnen zurückgestellten Vermögens ruhig auf ihrem Bette in ihrem Vaterlande sterben. Das sind die österreichischen Grausamkeiten, die vom Auslande so leichtsinnig geglaubt wurden.

Schwerer wird es uns werden, die Vorwürfe zu widerlegen, die man der österreichischen Polizei und Censur gemacht hat. Wir wollen das nicht einmal versuchen, weil wir keine Mißbräuche in Schutz zu nehmen gesonnen sind. Wir wissen recht wohl, daß in einer Zeit wie die unsrige kein Staat ohne eine Polizei bestehen kann; aber es ist die Pflicht eines jeden Staates, dieses nothwendige Uebel so wenig veratorisch wie möglich zu machen, denn nichts ist so verhaßt als dieses ewige

Eingreifen in die persönliche Freiheit des Menschen, dieses Bevormunden aller seiner, auch der unschuldigsten Handlungen. Noch nie hat eine Polizei eine Revolution verhindert. Wie leicht artet sie dagegen in Angeberei, in Verleumdung aus! Am Ende lastet sie nur auf dem ehrlichen und rechtlichen Manne, nicht auf dem Schurken, der sich ihr, unbekümmert um die Mittel, die er wählt, zu entziehen weiß. Trotz der Strenge des lästigen Paßwesens fanden doch Tausende von **Professeurs en barricades** den Weg nach Wien und Mailand. Die Polizei kannte die Namen aller Häupter der Verschwörung (wenigstens in Mailand) — ist einer derselben verhaftet? ist einer der gerechten Strafe überliefert worden? Wozu wurden also so große Summen jährlich auf diesen Zweig verwendet? wozu der Haß des Volkes aufgeregt?

Nicht besser verhält es sich mit der Censur. Gewiß wird niemand uns zu beschuldigen wagen, daß wir ein Lobredner der unbedingten Preßfreiheit und ihrer Zügellosigkeit sind. Wir wissen, daß am Ende das ganze Elend, das unsere heutige Zeit drückt, sich darauf zurückführen ließe. Allein dieses Uebel war so mächtig geworden, daß es mit bloßer Strenge und Unterdrückung allein nicht mehr bekämpft werden konnte, und die österreichische Regierung würde mit etwas mehr Toleranz und verständigen Repressivgesetzen mehr erreicht haben, als durch Unduldsamkeit. Ueberdieß ward die Censur oft durch Beamte geübt, die weder den Inhalt noch die Sprache des zu censirenden Buches verstanden, und es gingen daraus oft höchst komische Mißgriffe hervor, die aber nichtsdestoweniger vexatorisch für denjenigen waren, den sie trafen. Darüber könnten wir allerdings manche selbst lächerliche Thatsachen aufführen. Wenn wir aber die Klagen

Italiens über Polizei und Censur als begründet gelten lassen wollen, so ist es doch eine Ungerechtigkeit, wenn der Italiener sich in diesem Bezuge besonders und mehr als Andere gedrückt glaubte. Diese beiden Gebrechen lasteten mit gleicher Schwere auf der ganzen Monarchie; sie waren Folge eines Regierungssystems, das die nahende Gefahr ahnte und ihr mit jedem ihm zu Gebot stehenden Mittel entgegentreten, aber bei der Achtung, die man vor den Gesetzen hatte, doch keine absolute Gewaltmittel anwenden wollte. Denn als der Augenblick zum Handeln gekommen war, sank die Macht der Polizei. Sie ward von der politischen Behörde nicht unterstützt, die militärische aber ward durch beide Behörden gelähmt, so lange nicht der erste Kanonenschuß ein Loch in dieses papierene büreaukratische Gewebe geschossen hatte. Wir müssen hier jedoch der Polizei die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie in Italien mit aller nur möglichen Schonung verfuhr und nicht mehr Härte in ihre Maßregeln legte, als ihr eben die Noth gebot. Wer die zahllosen und unverschämten Herausforderungen sah, die man sich gegen diese Behörde erlaubte, mußte oft die Langmuth bewundern, mit der sie zu Werke ging.

Zwischen den Verfassungen der deutschen und italienischen Provinzen war, wie aus dem Gesagten hervorgeht, ein großer Unterschied. Der Italiener aber beging aus nationaler Eifersucht und Antagonismus den großen Irrthum, daß er bei dem Vergleiche, den er über seine Lage anstellte, sich stets als den Unterdrückten und Zurückgesetzten ansah. Mit einiger Würdigung der Verhältnisse der deutschen und italienischen Zustände konnte es dem Italiener nicht entgehen, daß er sich in einem entschiedenen Vortheil befand. Die italienische Municipalverfassung, das Conscriptionsgesetz, die Erhebung und

Vertheilung der Steuern waren dem unendlich vorzuziehen, was dießfalls in den übrigen Provinzen als Norm galt. Aber es liegt in der Natur des Menschen, das, was er besitzt, gering zu achten, und ohne Prüfung den Mitmenschen zu beneiden, der bei näherer Betrachtung wahrlich nicht beneidet zu werden verdient. Der italienische Adel, im Besitz seines großen und reichen Grundeigenthums, das er auf die einfachste Art von der Welt verwaltete, beneidete den deutschen um seine Feudalrechte, und wahrlich mit Unrecht, das hat die Zeit bewiesen. Da in Italien gesetzlich kein Unterschied der Stände bestand, so war der italienische Adel der Conscription unterworfen, während sich der deutsche Adel der Ausnahme von der Conscription als eines Privilegiums erfreute. Wir geben zu, daß hierin fast eine Ungerechtigkeit lag. Allein die Regierung konnte die sehr mangelhaften deutschen Conscriptionsgesetze auf Italien nicht anwenden, und am Ende war es doch eine bloße Geldfrage, denn es stand jedem frei, sich ersetzen zu lassen, was der Adel auch ohne Ausnahme that. Allerdings hätte der deutsche Adel einem Vorrechte entsagen sollen, das man im Alterthum und der Mittelzeit eine Schmach genannt haben würde; allein er glaubte durch freiwilligen Militärdienst seiner Staatsbürgerpflicht ebenfalls Genüge leisten zu können. Wir theilen diese Ansicht nicht, denn wenn die Armee eben so viele tapfere Soldaten, als das Haus Lichtenstein Söhne zählt, so war doch dadurch der Uebelstand nicht beseitigt, daß man sich gesetzlich einer Pflicht entheben ließ, die mit der Entstehung, mit der Bestimmung und der Würde des Adels unzertrennlich verbunden war. Besaß der italienische Adel keine Privilegien, stand er in diesem Bezuge, in seiner Idee, dem deutschen nach, so hat

er nun auch den Verlust keines derselben zu beklagen. Die Revolution hat ihm keine Verluste zugezogen, als diejenigen, die er sich etwa selbst als thätiger Theilnehmer daran zuschreiben muß. Der deutsche und ungarische Adel wollten sich auf Unkosten der Krone Popularität erwerben und ihre Vorrechte erweitern; sie haben es mit dem Verluste aller ihrer bisherigen Privilegien bezahlt. Das muß früher oder später das Loos aller privilegirten Stände seyn, die sich von der Quelle ihrer Vorrechte trennen wollen. Die italienische, die ungarische Revolution sind ohne Widerrede das Werk des Adels, die deutsche Revolution nicht; hier war der Adel nur die Pfote, womit der Affe die Kastanien aus dem Feuer zog. — Wir kehren zum Gange der Ereignisse zurück.

Louis Philipp gewann nach und nach immer mehr Festigkeit. Er siegte über alle Straßenaufstände. Seine Dynastie schien festgewurzelt im Boden Frankreichs. Das Vertrauen zu den Zuständen Frankreichs kehrte zurück. Die Kabinette fingen an wieder zu entwaffnen. So ward denn auch die bedeutende Heeresmacht, die Oesterreich in Italien zusammengezogen hatte, allmählig geschwächt. Wir fühlen sehr wohl, von welch unendlicher Wichtigkeit Rücksichten der Staatsökonomie für das Wohl der Staaten sind; wenn sie aber so weit gehen, wie das in jener Epoche der Fall war, die der Revolution vorausging, so werden sie verderblich, statt segenbringend. Während man für öffentliche Bauten aller Art große Summen ausgab, und keine Schwierigkeiten bei der Anlage von Eisenbahnen kannte, kargte man bei der Wehrkraft der Monarchie; für das Befestigungssystem, besonders Italiens, geschah wenig oder gar nichts. Es gehörte die Zähigkeit des Feldmarschalls dazu, wenigstens den Bau

Verona's so weit zu bringen, daß es Vertheidigungsfähigkeit erhielt. Seinen dringenden Vorstellungen setzte man den technischen Gemeinplatz entgegen, daß es nur ein Place de moment werden sollte. Ein Place de moment, ja wohl! aber was für ein Moment war das, als der Feldmarschall dort seine zerstreuten Kräfte sammelte, um von hier aus die Revolution zu besiegen, oder sich mit seiner Armee unter den Trümmern Verona's zu begraben schwur! Wir werden Gelegenheit haben, auf die am ursprünglichen Befestigungsentwurfe aus Ersparungsrücksichten vorgenommenen Verstümmelungen zurückzukommen.

Obgleich bei dem Fortbestand der sehr freundschaftlichen Verhältnisse zwischen Wien und Turin die Ruhe Oberitaliens gesichert schien, und durch das energische Einschreiten Oesterreichs in Mittelitalien auch die römischen Staaten und Toskana vor der Hand keine Besorgnisse einflößen konnten, so fuhr doch der Feldmarschall in einer Art von instinktmäßigem Vorgefühle fort, seine Armee durch mancherlei Verbesserungen für den möglichen Fall eines Krieges vorzubereiten. Er führte ein unausgesetztes System von praktischen Feldübungen ein, er nahm Verbesserungen in den taktischen Vorschriften der verschiedenen Waffen vor. Oft zog er sich das Mißfallen Wiens zu, oft kämpfte er mit den politischen Behörden; aber das störte ihn nicht, er änderte die Form, kehrte aber immer wieder zu seinem Zwecke zurück, den er mit rastloser Thätigkeit verfolgte. Die Armee, wohl wissend, daß er ihren Ruhm und ihr Bestes bezweckte, liebte ihn, gerne unterzog sie sich jeder Entbehrung; die Opfer, die er von ihr forderte, wußte er auf alle mögliche Weise zu erleichtern, sein freundliches, sorgsames Wesen, welches jede Art der dem Soldaten so verhaßten

militärischen Plackerei und Kleinigkeitskrämerei ausschloß, gewann ihm die Herzen der Soldaten; er schuf sich das Heer selbst, mit dem er einem Angriff Italiens, verstärkt durch Tausende von Abenteurern aller Nationen, widerstehen und Oesterreichs bedrohte Herrschaft neu gründen sollte.

Im Jahr 1838 erschien der Kaiser Ferdinand in Italien und ließ sich im Dome zu Mailand die Longobardenkrone auf das Haupt setzen. Er ertheilte eine Menge Gnadenbezeigungen, erließ eine Amnestie, und es schien einen Augenblick, als ob dieser großartige Akt der Anerkennung nationaler Selbstständigkeit Italiens eine Besserung in dem öffentlichen Geiste, eine Annäherung der beiderseitigen Nationalitäten hervorrufen werde. Wer aber Italien länger zu beobachten und zu studiren in der Lage war, der erkannte unter diesem Gepränge, unter dieser Schaustellung feenartiger Beleuchtungen und erheuchelter Freudenbezeigungen nichts als eine Maske, unter der man nur seine Plane zu verbergen suchte; denn noch waren die Empörungspläne nicht gereift, noch war das Netz, das die Häupter der geheimen Gesellschaften über Italien, Frankreich und Deutschland gezogen hatten, nicht fest genug geknüpft, erst mußte der Julithron gestürzt werden, ehe man es wagen durfte, mit seinen Absichten hervorzutreten. Kaum war das Geräusch der Krönungsfeierlichkeiten verstummt, kaum hatte der Kaiser Italien verlassen, so trat der alte Geist in desto grellerem Gegensatze wieder hervor.

Die Art gemüthlicher Geselligkeit, die der Deutsche liebt, liegt nicht im Charakter des Italieners. Er zieht das öffentliche dem häuslichen Leben vor. Seine Tummelplätze sind das Theater, der Corso, die Kaffeehäuser. Wir wollen daraus keineswegs einen nachtheiligen Schluß auf sein Gemüth

ziehen, im Gegentheil hat der Italiener viele häusliche Tugenden, die seinem Charakter Ehre machen; er ist ein guter Familienvater, das Verhältniß zwischen Herrn und Diener ist oft wahrhaft patriarchalisch. Es gibt Familien, in denen Diener von Generation zu Generation fortleben, und mit denen gewissermaßen ein Familienband besteht. Dennoch aber öffnet der Italiener nicht gerne sein Haus dem Fremden, er will in seinem Innern nicht genirt seyn. Die Sitten und Gewohnheiten des Menschen unterliegen den Einflüssen des Klima. Den Italiener lockt sein heiterer Himmel in das Freie, während der trübe Himmel des Nordens den Nordländer in das trauliche Zimmer treibt. Wenn daher zwischen Deutschen und Italienern kein enger vertraulicher Umgang bestand, so ist dieses nicht allein der nationalen Antipathie zuzuschreiben, vieles kommt auf Rechnung der Sitte. Dennoch aber ward bald nach der Krönung eine größere Trennung zwischen den beiden Nationalitäten bemerkbar, die schwachen gesellschaftlichen Bande, die bisher noch bestanden hatten, lockerten sich immer mehr, man bemerkte in dem Gemüthe des Volkes eine Unruhe und es konnte dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß das politische Getriebe eine andere als die bisherige Richtung nehme, daß dieses Wesen sich ausbreite und eine Ausdehnung gewinne, die es bisher nicht gehabt hatte. Die mittleren, die untern Schichten des Volkes waren bis dahin noch frei geblieben, jetzt ergriff aber auch sie der Schwindel. Daß dieser Zustand nicht dauern könne, daß es zu einem Ausbruch führen müsse, war zu klar, als daß man nur einen Augenblick daran hätte zweifeln können; wie weit jedoch das Gift schon in den Organismus der Gesellschaft gedrungen war, das war natürlich ein Geheimniß,

und die davon Ergriffenen konnten sich selbst noch nicht Rechenschaft davon geben. Mazzini, der Hohepriester der Revolution, sah ein, daß die vereinzelten, theilweisen Empörungsversuche nimmer einen Erfolg gegen Oesterreichs Macht haben würden, daß diese Macht sie nie aufkommen lassen werde und könne; er änderte nun seine ganze Taktik. Sollte die Vereinigung Italiens unter Einem Haupte oder Einer Staatsform möglich seyn, so mußten alle Angriffe nunmehr allein gegen Oesterreich gerichtet und hiezu ganz Italien in Einem Gedanken vereinigt werden. Die Ausführung dieses großartigen Projektes, das wir allein dem erfindungsreichen Kopfe Mazzinis zuschreiben, erforderte Zeit, Geld und günstige Umstände. Das eine fand er in dem Reichthum seiner Landsleute, das andere in dem Sturze Louis Philipps. Es gab damals zwei politische Parteien in Italien, die die Vereinigung und Befreiung (wie sie es nannten) ihres Landes auf sehr verschiedenen Wegen erstrebten. Die eine, mit dem Phantasten Gioberti als Führer, wollte eine Art föderalistischer Vereinigung mit dem Papste an der Spitze; die andere, wenn nicht die mächtigere, doch an Verstand überlegene, ward von Mazzini geleitet. Sein System war einfach der Sturz aller italienischen Regierungen und an ihrer Statt eine mächtige Republik; dazu wählte er um der Größe der Erinnerungen willen die Wiederherstellung der römischen. Vorerst ließ er aber Gioberti seinen Träumereien ruhig nachhängen. Er wußte zu wohl, daß der Sturz der der Demokratie so gänzlich verfallenen Regierungen ihm ein Leichtes seyn werde. Wir werden im Laufe dieser Erzählung dafür bald in dem Schicksal des Papstes und des Großherzogs von Toskana den Beweis finden. Mazzini stand in engster Verbindung mit den Demokratenführern aller

europäischen Staaten, er hatte seine theuren Freunde in Pesth, in Prag, in Wien, in Berlin, wie in Paris und London. Er fing an sich zu einer wirklichen Macht zu erheben. Wir haben erlebt, daß er einem mächtigen Ministerium im stolzen England ernste Verlegenheiten zu bereiten wagen durfte. Die Rolle dieses Mannes ist noch nicht ausgespielt, mögen die Regierungen aufmerksam auf sein Treiben seyn. Wir halten ihn für einen der bedeutendsten Feinde, den die gesetzliche Ordnung jemals gehabt hat.

Eines der gefährlichsten Elemente für die Ruhe Italiens lag in dem ungeheuren Mißbrauch, den die Schweiz mit ihrem Asylrecht machte. Der ganze politische Auswurf Europas fand dort eine ruhige Zufluchtsstätte, dort wurden nicht allein die schändlichsten Pamphlets gedruckt und Italien und Deutschland damit überschwemmt, sondern man rüstete sogar förmliche Expeditionen aus, und machte Einfälle in das Gebiet der angrenzenden Staaten. Die Schweiz war zur Rolle eines Raubstaates herabgesunken. Algier schadete nur durch Seeräuberei dem Handel, und Karl X. entschloß sich, die Christenheit von dieser Schmach zu befreien; allein die Schweiz treibt ungestraft das Gewerbe moralischer Freibeuterei, wodurch sie der Ruhe Europas zehnmal gefährlicher wird, als alle Raubnester des weiten Oceans. Die großen Staaten Europas, deren Eifersucht wir dieses Uebel allein verdanken, laden eine große Verantwortung auf sich, daß sie der Schweiz nicht längst schon ein Handwerk legten, das den Liberalismus in seiner edleren Bedeutung brandmarkt.

Unter allen Kantonen der Schweiz zeichnete sich jedoch in diesem Bezuge keiner mehr aus als der Kanton Tessin. Es war ein großer Fehler, daß man im Wiener Congreß es

übersah, die Grenzen der Lombardei gegen die Schweiz hin besser zu ordnen. Der Kanton Tessin, eigentlich nur ein Bruchstück des Herzogthums Mailand, ist mit sägeförmiger Grenze wie ein Keil tief in das Herz der Lombardei eingetrieben, so daß seine Ueberwachung fast eine Unmöglichkeit wird. Die demokratische Partei hatte dort die Ueberhand bekommen. Zwei Gebrüder Ciani aus Mailand, die sich im Jahr 1821 durch die Flucht den Folgen hochverrätherischer Umtriebe entzogen, hatten sich in dem Kanton angekauft und das Bürgerrecht erhalten, und waren dort zu souveräner Macht gelangt. Unter ihrem Schutze begann das unverschämte Getriebe; durch ihre Familienverbindungen in Mailand standen sie im ununterbrochenen Verkehr mit allen dortigen Unzufriedenen. Die schändlichsten Pamphlets, die infamsten Revolutionskatechismus wurden dort gedruckt und kistenweise in die Lombardei geschickt. Waffendepots für den Ausbruch der Revolution wurden daselbst angelegt. Der Uebermuth und Trotz dieses erbärmlichen Ländchens kannte kein Maß und Ziel gegenüber dem lombardischen Gouvernement. Es wurden mehrmals Zwangsmaßregeln gegen den Kanton angeordnet, aber immer wieder aufgehoben, ohne daß eine Aenderung eingetreten wäre. Der Kanton Tessin war das Hauptquartier Mazzinis geworden, hier legte er seine Magazine, hier seine Zeughäuser an, hier holten sich die Casatis und Borromeos ihre Instruktionen. Am Comersee, in den Villen von Varese fanden die revolutionären Versammlungen statt. Wenn es schwer ist, auf jener Seite die Verbindungen mit der Schweiz zu überwachen, so war es doch nicht unmöglich; aber die politischen Behörden schlossen absichtlich ihre Augen, und ermuthigten dadurch das revolutionäre Getriebe

noch mehr. Wären in dem Augenblick, als der Feldmarschall siegreich nach Mailand zurückkehrte, nicht die innern Verhältnisse der Monarchie schon so zerrüttet gewesen, wir sind fest überzeugt, daß er auf eigene Faust und Verantwortung diesem Kanton eine tüchtige Züchtigung ertheilt haben würde, wozu ihm die Flucht Garibaldi's mit seiner Horde die erwünschteste Gelegenheit geboten hätte.

Statt daß die politischen Behörden in dem Maße, als das Gift der Empörung weiter um sich griff, ihre Aufmerksamkeit und Kraftentwicklung verdoppelt hätten, ließen sie in ihrer Wachsamkeit nach, man schloß die Augen über politischen Unfug, durch Nachgiebigkeit glaubte man die Herzen gewinnen zu können. Außer unläugbarer Schwäche dürfte der Grund dieser Erscheinung in dem Umstande zu suchen seyn, daß der Verrath auch bereits einen großen Theil der Behörden ergriffen hatte. Die Lage des Soldaten inmitten dieser Zustände war eine höchst schwierige. Zog er sich vom Bürger zurück, so nannte man sein Benehmen ein feindseliges, blieb er müßiger Zuschauer des verrätherischen Getriebes, so ward er ein Mitschuldiger; griff er ein, so entstanden Excesse, deren Schuld man ihm beimaß.

Die Ereignisse eilten unterdessen ihrer Entwicklung rasch zu. Schon lange hatte der Feldmarschall die freundlichen Gesinnungen des Turiner Kabinets zu beargwohnen angefangen und auch mehrmals in Wien darauf hingedeutet, aber dort nur wenig Beachtung gefunden, weil seine Besorgnisse mit den Freundschaftsversicherungen des Turiner Kabinets im Widerspruch standen. Bis jetzt fehlte auch in der That dem Turiner Hof jeder plausible Grund zu einer Spannung in seinen diplomatischen Berührungen mit Oesterreich; da gab

eine an und für sich höchst unbedeutende Sache einen willkommenen Anlaß. Piemont hatte in Bezug auf den Salzhandel einen Vertrag mit Oesterreich; letzteres glaubte diesen Vertrag verletzt. Er ward Anlaß zu einem Notenwechsel, und da derselbe zu keinem Resultate führte, antworteten wir mit einer bedeutenden Erhöhung des Einfuhrzolls auf Wein. Dieser Gegenstand hatte zwei Seiten. Für das Venetianische, das viele gute Weine erzeugt, war die Maßregel sehr vortheilhaft, denn der Lombarde mußte nun von dorther die bessern Weinsorten holen, mit denen er seinen leichten Landwein mischt. Früher geschah dieses durch piemontesische Weine, denn da Piemont an gutem schwerem Weine sehr reich ist, so kaufte der Lombarde trotz des Einfuhrzolls seine Weine dort wohlfeiler als im Venetianischen. Für die Lombardei hatte die Maßregel daher eine Vertheurung des Weines zur Folge, eine Folge, die sich bis tief in die untern Schichten der Gesellschaft fühlbar machte, denn in Italien trinkt auch der Aermste Wein. Für Piemont, das jährlich für mehrere Millionen Wein nach der Lombardei ausführte, war diese Ausfuhr von großem Belang. Dieser unzeitig erhobene Zwist erzeugte auf beiden Seiten viel übles Blut und ward von Piemont zu seinem Vortheile ausgebeutet.

Der größte Theil des lombardischen Adels hat bedeutende Besitzungen in Piemont und bildete daher eine Klasse von Unterthanen, die keinem der beiderseitigen Staaten angehören und unter dem Titel der ludditi misti eine wahre Zwitterkaste bilden. Wegen der getheilten Lage ihrer Güter waren sie in dieser Weinfrage sehr betheiligt. Dieses für die Lombardei sehr gefährliche und nachtheilige Verhältniß rührt von der unglücklichen Abtretung der Lomellina her, wodurch der Ticino zur Grenze beider Staaten, und letztere zwar schärfer bezeichnet

ward, in Bezug aber auf die Verhältnisse besonders der großen Güterbesitzer eine Menge Uebelstände erzeugt wurden. Der Mailänder Adel gewöhnte sich dadurch, im Könige von Sardinien halb seinen Herrn zu erkennen. Man ging häufig nach Turin, von wo man bei Hofe mit Aufmerksamkeit behandelt, oft mit Orden ausgezeichnet zurückkehrte. Auch aus diesem Verhältniß zog die Revolution großen Vortheil.

Die piemontesischen Officiere, denen man sonst oft und namentlich am Tische des Feldmarschalls oder des Corpscommandanten Graf Wallmoden begegnete, wurden immer seltener in Mailand, endlich verschwanden sie gänzlich und man erfuhr, daß diesem Verschwinden ein königliches Verbot zu Grunde liege. Dieses und viele andere Symptome bewiesen, daß die freundschaftlichen Verhältnisse, die bis jetzt zwischen Oesterreich und Piemont bestanden, einen Stoß erlitten hatten und bei der nächsten Gelegenheit in völlige Feindschaft übergehen dürften. Es war nur zu bekannt, wie groß der Ehrgeiz Karl Alberts, dieses absolutesten aller Fürsten sey, wie sehr er nach einer Gelegenheit sich sehnte, bei welcher er die vermeintlichen Feldherrntalente entwickeln könnte, die er sich zutraute. Die Vereinigung der Lombardei und Venedigs mit Piemont würde dieses Land nicht allein zum mächtigsten Staate in Italien, es würde ihn fast zu einer europäischen Großmacht erheben, und dann wäre allerdings die Verwirklichung einer italienischen Einheit kein leerer Traum mehr. Diesen lockenden Gedanken wußte man Karl Albert angenehm zu machen; um dieses Preises willen durfte man auf seinen Beitritt rechnen. Ihm opferte er seine Grundsätze, ihm die Heiligkeit der Verträge, ihm seine Fürstenehre. Vergebens wird sich Italien bemühen, Karl Albert Bildsäulen zu setzen, vergebens ihn als den

Märtyrer der italienischen Freiheit besingen, den Vorwurf des Verraths und Treubuchs wird es nicht aus der Geschichte verwischen. Die Revolution fühlte wohl, daß sie eines Heeres bedürfe, um welches die beabsichtigte Volksbewaffnung sich gruppiren könne, und dieses Heer konnte kein anderes als das piemontesische seyn. Alles was einer Revolution zum mächtigen Stützpunkt dienen kann, fand sich in Piemont vor, starke Festungen, gefüllte Zeughäuser, ein wohlgeordnetes, und wir können ihm dieses Zeugniß nicht versagen, tapferes Heer, ein gebildetes, aus den besten Familien des Landes gewähltes Officiercorps, mit nicht unfähigen Generalen, unter dem Befehl eines ehrgeizigen und kriegslustigen Königs, den die Phantasie des Italieners bald zum Befreier und Schwerte Italiens stempelte. Aber dem piemontesischen Heere gingen trotz des blendenden Aeußern doch die Haupttugenden des Soldaten ab, nämlich eine strenge Disciplin, der blinde Gehorsam, der nie nach dem Warum fragt, die Liebe des Soldaten zu seinem Regiment und seiner Fahne, und endlich das freundliche, innige Band, das Soldat und Führer mit einander verknüpft. Der Mangel dieser Soldatentugenden lag in dem den preußischen Institutionen nachgebildeten Conscriptionssystem. Es ist wahr, der Italiener ist schnell zum Soldaten abgerichtet, das heißt, er lernt in verhältnißmäßig kurzer Zeit exerciren, marschiren und selbst manövriren, aber darum ist er noch kein Soldat, er hat noch keinen echten Soldatengeist eingesogen; dazu bedarf der Italiener und, wir behaupten, auch der Deutsche mehr als vierzehn Monate. Das Bestreben kleiner Staaten, große Armeen zu erhalten, die mit ihren sonstigen Kräften im Mißverhältniß stehen, erzeugt immer solche unstichhaltige Theorien.

Hätte Karl Albert eine aus alten tüchtigen Soldaten bestehende Armee von 50,000 Mann statt der 140,000 Mann, die er beim Wiederbeginn des Feldzuges von 1849 auf die Beine brachte, uns entgegengeführt, er würde keine solche Niederlagen erlitten haben.

Der Feldmarschall, der die Verbindungen und Wallfahrten der Mailänder Revolutionspartei nach Turin kannte, und dem die Lage der Dinge in Piemont Besorgnisse einzuflößen anfing, machte in wiederholten Berichten darauf aufmerksam. Er bemerkte, wenn man auch dem Könige nicht mißtrauen wolle, so könnte derselbe durch den allgemeinen Volkswillen, durch seine Armee zu einem Treubruch gezwungen werden; er bewies, daß die ihm zu Gebote stehenden Streitkräfte bei zahlreichen und großen Besatzungen der Aufgabe nicht gewachsen wären, die ihm möglicherweise bevorstehen dürfte. Er fordert die Proviantirung der Festungen, er schlug fortifikatorische Maßregeln vor; doch alles umsonst, die Geldersparungspartei hatte die Oberhand in Wien gewonnen. Noch gab es eine einflußreiche Partei, die sich mit ihrer Kenntniß Italiens brüstend, eine Volkserhebung für eine Chimäre erklärte, und so weit ging, den Feldmarschall erheuchelter Schwarzseherei anzuklagen; er verlange, sagte man, nur Verstärkungen, um seine Liebhaberei für Manöver befriedigen zu können. Die Berichte der politischen Behörden, die sich nicht gerne in ihrer Ruhe stören ließen, unterstützten diese Sprache; so geschah nichts und das Wenige, was etwa geschah, war durchaus unzureichend.

Man hat oft dem Fürsten Metternich Vorwürfe gemacht und ihn als die Ursache dieser Energielosigkeit angeklagt. Wir sind nicht dieser Ansicht, wir glauben im Gegentheil,

daß er der einzige Minister war, der die gefahrdrohende Lage erkannte.

Oesterreich hatte nie Minister à la **Richelieu** gehabt, und wird sie hoffentlich auch nie haben, die die ganze Macht der Krone absorbiren, die despotisch, und wenn es seyn muß, auch blutig regieren. Fürst Metternich hatte ohne Zweifel eine einflußreiche Stimme im Rathe seines Monarchen, allein er war nichts weniger wie allmächtig. Er leitete Oesterreichs äußere Politik, wie er einst die Europas geleitet hatte, aber auf die übrigen Ministerien hatte er keinen direkten Einfluß. Er hatte im Gegentheil mächtige Gegner, die ihm seine eigene Stellung oft erschwerten und ihn mehr wie einmal zwangen seine eigenen Ueberzeugungen fallen zu lassen. Er ist mit Würde vom Schauplatze abgetreten, was nicht alle von sich sagen können; mit Würde trägt er nun das freiwillig gewählte Exil. Wir hoffen aber, daß er sein müdes Haupt einst in dem Lande wird zu Ruhe legen können, dem er so lange und so große Dienste geleitet hat. Möge er sich in ferner Verbannung diese Huldigungen eines alten Soldaten gefallen lassen![1]

Unterdessen eilten die Ereignisse ihrer Entwicklung raschen Schrittes entgegen. Die Kluft zwischen den beiden Nationalitäten erweiterte sich täglich. Alte Bekannte trennten sich von einander, vermieden sich bei der Begegnung zu grüßen. Der Italiener verschloß sein Haus dem Deutschen gänzlich, alte treue Diener wurden entlassen, weil sie Deutsche waren. Das schöne Geschlecht, sich wie immer in Extravaganzen gefallend,

[1] Als wir diese Zeilen schrieben, schien der Zeitpunkt noch weit entfernt, der dem Fürsten die Rückkehr nach Wien gestatten würde. Da sich nichts in unsern Gesinnungen geändert hat, so glauben wir auch nichts in unsern Worten ändern zu sollen. Wir fügen nur die Bemerkung bei, daß es uns freut, unsere Wünsche so bald in Erfüllung gegangen zu sehen.

und durch den Unterrock gegen den Degen oder die Pistole geschützt, zeichnete sich (es thut uns leid, daß wir gerade kein galanteres Wort finden) in Unarten aus. Die Officiere zogen sich von allen Gattungen gesellschaftlicher Unterhaltungen zurück. Selbst der Hof war von diesem Benehmen nicht unberührt. Man erschien nicht mehr bei Hof. Um keinen Anlaß zu solcher Verletzung schuldiger Achtung zu geben, stellte er seine gewöhnlichen Feste ein.

Mit diesem Benehmen verband man ein einstudirtes, in dieser Stunde noch fortdauerndes Einschüchterungssystem. Jeder, der nur wagte auf der Straße ein Wort mit einem Deutschen zu reden, oder von dem man wußte, daß er einen Deutschen in seinem Haus sah, empfing sogleich einen Drohbrief. Dadurch schüchterte man dergestalt alles ein, daß niemand mehr wagte, auch nur die leiseste Verbindung mit einem Deutschen zu unterhalten. Diese Drohbriefe gingen ohne Zweifel sämmtlich aus dem sogenannten Jokeyclub hervor, der seine Sitzungen im Café Cova hielt und aus dem ganzen Adel Mailands bestand, worin aber nach den neueren Theorien die Jugend das große Wort führte. Der eigentliche Herd der Verschwörung befand sich indessen im Schooße der Municipalcongregation mit dem Podesta Conte Casati an der Spitze. Dieser Mann besaß das besondere Vertrauen des Vicekönigs und war bereits zum drittenmale in seiner Charge als Podesta von Mailand bestätigt worden. Bekanntlich erfolgt die Ernennung des Podesta immer auf drei Jahre.

Zu den thätigsten Revolutionären gehörte der Graf Borromeo, erst kürzlich vom Kaiser zum Ritter des goldenen Vließes ernannt. Die Familie Borromeo war stets von unserem Hofe ausgezeichnet worden und konnte auf die höchsten

Stellen Anspruch machen, wenn sie sich dem Staatsdienst hätte widmen wollen. Im Hause des Grafen fanden ununterbrochen Versammlungen statt, die selbst vom schönen Geschlecht zahlreich besucht wurden. Diesem zur Seite standen die Conventikel im Hause des Principe, oder richtiger der Principessa Pio, spanischen Ursprungs, durch Heirath dem Hause Borromeo verschwägert. Das schöne Geschlecht spielte überhaupt in dieser Revolution eine große Rolle, stand aber, wie sich's von selbst versteht, seinerseits wieder unter der Herrschaft schönbärtiger junger Helden.

Mailand war, wie natürlich, der Herd dieser Umtriebe, von hier aus gingen die Weisungen an die Provinzialstädte. Alle Befehle erfolgten mündlich, weil man schriftlichen Mittheilungen nicht traute. Ueberall befanden sich unterlegte Stationen. Man sah diese Revolutionsboten mit schäumenden Pferden in leichten Wägelchen auf den vortrefflichen Straßen hin und her fliegen. Die Revolution stand ihnen auf der Stirne geschrieben. Man darf nicht glauben, daß die Polizei das Treiben nicht gekannt habe, sie war ziemlich wohl unterrichtet, allein man gestattete ihr nicht, mit jener Energie zu handeln, die die bereits so drohend gewordene Lage der Dinge erheischt hätte.

Während so die Revolution mit unglaublicher Rührigkeit betrieben ward, war, wenn man die zahlreiche Dienerschaft der reichen Familien und die höhere Bürgerschaft ausnimmt, der Ueberrest des Volkes noch ziemlich unverdorben. Der größte Theil der sogenannten Coloni war sogar der Regierung anhänglich, bei der er oft Schutz gegen seine Dränger fand. Hätte die Regierung nicht so viel Achtung für das Eigenthum besessen, hätte sie nicht besorgen müssen, daß die Scenen sich

wiederholen würden, die man in Galizien erlebt hatte, es würde ihr nicht schwer geworden seyn, das Land gegen die Städte zu bewaffnen. Dieses zeigte sich später bei dem Erscheinen der Piemontesen; sie fanden bei ihrem Einfall fast keinen Anhang auf dem Lande, und beklagten sich bitter, daß man sie über den Geist und die Gesinnungen des Landes getäuscht habe. Wir wurden bei unserem Vordringen vom Volke wahrhaft wie Befreier empfangen. Das war nicht die Haltung eines schuldbewußten, die Strafe der Sieger fürchtenden Volkes; es war die Freude über die Befreiung von einem Joche, das man ihm als Freiheit aufgelegt hatte, und das ihm binnen vier Monaten mehr kostete, als seine frühere Regierung in einem Jahr. Es war eine Bevölkerung, die die Gerechtigkeit und Milde ihrer rechtmäßigen Regierung kannte und dieser vertrauend auf Nachsicht und Vergebung rechnete.

Mit gleicher Thätigkeit arbeitete die revolutionäre Propaganda in dem übrigen Italien. Hier fanden die Verschwörer noch einen günstigeren Boden für ihre Umtriebe, weil ihnen die Regierungen wenige oder keine Hindernisse in den Weg legten. Obgleich in keinem dieser Staaten die Preßfreiheit herrschte, so strotzten doch bereits alle öffentlichen Blätter von den feindseligsten Artikeln gegen Oesterreich. Vor allen zeichneten sich Livorno und Genua aus. Daß Piemont bis zu einem völkerrechtswidrigen, in der neuern Zeit unerhörten Treubruch schreiten werde, konnte man allerdings damals noch nicht voraussehen; daß aber Oesterreich nicht mehr auf dasselbe rechnen dürfe, war bereits jedem klar, der mit einiger Aufmerksamkeit den Gang verfolgte, den dieses Kabinet seit einiger Zeit eingeschlagen hatte. Am Hofe machte die Partei der italienischen

Einheit, deren Spitze Piemont bilden sollte, immer mehr Fortschritte. Karl Albert hatte ihr nicht allein schon das Ohr geliehen, er war in ihren Netzen bereits so tief verwickelt, daß ein anderer Charakter als der seinige erforderlich gewesen wäre, um sich diesen Schlingen zu entwinden. Männer wie z. B. der alte Feldmarschall Graf Latour, die ergraut in Geschäften, reich an Erfahrung, das unglückliche Ende dieses grenzenlosen Ehrgeizes voraussahen, warnten und riethen vergebens, und zogen sich zurück, weil ihre Stimme ungehört in dem allgemeinen Taumel verhallte. An ihre Stelle traten Neuerer; die Armee war dem König anhänglich und folgte seiner Politik. Die glänzende Aussicht auf Beförderung, die ihr die Vergrößerung der Monarchie eröffnete, der Ehrgeiz, an der Spitze der Vorkämpfer für Italiens Einheit zu stehen, schmeichelte dem Selbstgefühl, und obgleich es auch eine Partei gab, die diese Politik nicht theilte, so ward es doch der revolutionären Propaganda nicht schwer, die Mehrzahl mit fortzureißen.

So durchwühlt und vorbereitet sah Italien das Jahr 1846 herbeikommen, in welchem durch den Tod Gregors XVI. die Erledigung des heiligen Stuhles eintrat. Die zum Conclave eilenden Kardinäle konnten Rom nicht erreichen, denn schon auf der Reise traf sie die Nachricht der vollzogenen Papstwahl. Mit einer in der Geschichte des Conclave unerhörten Eile erfolgte diese Wahl; sie hatte den Kardinal Mastai Ferretti getroffen. Wir betrachten diese Wahl als ein sicheres Zeichen, daß der Liberalismus sich des Kardinalcollegiums bemächtigt hatte; sonst läßt sich schwer erklären, wie sie auf einen bis dahin ziemlich obscuren Kardinal fallen konnte. Aber Mastai gehörte einer liberalen, ja selbst einer dem

Papstthum feindlichen Familie an. Mehrere seiner Brüder, wenn wir recht unterrichtet sind, waren aus den päpstlichen Staaten verbannt. Hätte die revolutionäre Partei in dieser Wahl nicht einen großen Sieg erblickt, so ließ sich der Enthusiasmus nicht erklären, den diese Wahl durch ganz Italien hervorrief, denn die Antecendentien des neuen Papstes rechtfertigten keineswegs diese Ausbrüche eines ungemäßigten Volksjubels. Daß es nicht der Liberalismus Mazzini's, wohl aber jener Gioberti's war, der Pius auf den päpstlichen Thron erhob, das versteht sich von selbst. Die Politik des Vatikans hat sonst immer den Ruf der Feinheit besessen, aber sie ist eben auch schon alt geworden; dießmal wenigstens blieb sie weit hinter ihrem Rufe zurück, und lächelnd mag Mazzini auf die alten Herren geblickt haben, die ihm so emsig in die Hände arbeiteten. Unterdessen sprach man jetzt schon laut von dem Papste wie von dem Befreier und Oberhaupt Italiens. Man trug sein Bild an dem Halse, an der Uhr, im Armband; man dichtete Hymnen auf ihn und sang sie in den Theatern ab. Alle Häuser bedeckten sich mit dem Viva Pio nono, und obgleich dieses Getriebe beinahe schon einen aufrührerischen Charakter angenommen hatte, so konnte man es doch schwer verhindern, denn es galt ja dem Oberhaupt der katholischen Christenheit. Der größte Nachtheil aber bestand darin, daß nun der Papst den ganzen Clerus mit sich in den revolutionären Strudel hinüberzog. Die Revolution hatte jetzt die Weihe der Religion erhalten; Dio lo vuole, war das Motto der Empörung geworden. Der Beichtstuhl entwickelte seine ganze Macht. Statt Absolution ward dem noch an seiner Pflicht und seinen Eiden hängenden Soldaten Fluch und Kirchenbann zu Theil. Ganzen Bataillonen

versagte man die Absolution im Beichtstuhle, und der Feldmarschall sah sich genöthigt, den Commandanten der Corps und Regimenter aufzutragen, darüber zu wachen, daß die Truppen bei keinen andern Geistlichen als ihren Feldcaplanen die Andacht verrichteten. Die Revolution, die dieses Aktenstück zufällig im Büreau der Generaladjutantur fand, hat es durch den Druck öffentlich bekannt gemacht. Was dem Einfluß des Priesters im Namen Gottes nicht gelang, das vollendeten die Weiber und der Wein. Ihr, die ihr nie gefallen, deren Treue fest wie die Felsen der Berge allen Versuchungen der Hölle und des Paradieses widerstanden, habt Mitleid mit dem gefallenen Bruder, dessen Treue zu erschüttern die mächtigsten Leidenschaften geweckt wurden, die das Herz des schwachen Sterblichen bestürmen. Wenn wir uns genöthigt sehen, bei der Darstellung der Ereignisse in Italien in den Jahren 1848 und 1849 des großen Einflusses zu erwähnen, den der Uebertritt des Papstes zur Partei der italienischen Einheit auf die Revolution ausübte, so soll dadurch keineswegs die hohe Achtung beeinträchtigt werden, die uns das geistliche Oberhaupt der katholischen Welt und der edle Charakter desselben einflößt, worüber es nur Eine Stimme unter allen gibt, die ihm sich zu nähern in der Lage sind; aber die Thaten der Mächtigen der Erde verfallen der Geschichte; ihr ernster Gang läßt sich nicht aufhalten. Endlich wissen wir ja, wie oft der Gerechte in einem Tage irrt. Hat der Papst geirrt, hat er gefehlt, so hat er es theuer abgebüßt, und noch ist der Kelch nicht bis auf die Hefe geleert, den er selbst bei dem Antritt seiner Regierung sich gefüllt.

Kaum hatte er sich am 21. Juni die dreifache Krone auf das Haupt setzen lassen, so erschien am 17. Juli ein

unbedingtes Amnestiedekret, welches alle aus was immer für einem Grund Ausgewanderten zurückrief. Mehr als 4000 politische Flüchtlinge strömten aus allen Weltgegenden nach Italien und überschwemmten besonders den Kirchenstaat, so wie das angrenzende Toskana und Neapel. Die Handlungen des Papstes übten auf die letzteren Staaten einen so ungeheuern Einfluß aus, daß die Regierungen derselben sich gänzlich überflügelt sahen und als der Revolution vollkommen verfallen betrachtet werden mußten.

Das erste Bestreben einer jeden Revolution ist stets, sich Waffen zu verschaffen, um in der Lage zu seyn, den Regierungen im Nothfall mit Gewalt die Zugeständnisse abtrotzen zu können, mit deren Forderung man beginnt. Das ist das ABC der Revolution, so ging es überall und überall ließen die Regierungen sich in dieser Schlinge fangen. Eine im Jahr 1847 durch Mißwachs eingetretene Theurung gab Anlaß, daß mehrere Städte der Romagna unter dem Vorwand, ihre Besitzungen gegen Plünderung zu schützen, sich selbst bewaffneten. Das Drängen um die Errichtung einer Nationalgarde ward immer lebhafter, und der Papst, wahrscheinlich geblendet durch die ungeheure Popularität, die er besaß, von treulosen Räthen umgeben, konnte keiner Forderung der revolutionären Partei mehr widerstehen. Am 5. Juli 1847 erließ er das Dekret zur Errichtung einer Guardia Civica. Nach dem Inhalt dieses Beschlusses fragte man weiter nicht mehr. Alles suchte sich Waffen zu verschaffen. Der römische Staat verwandelte sich in einen weiten Exercirplatz. Die Kardinallegaten ließen ihre neuen Bürgerwachen vor sich defiliren, und es fehlte der ganzen Komödie nicht mehr als ein Julius II.

Diese unklugen Maßregeln, die um so höhere Bedeutung

hatten, als sie von dem Kirchenoberhaupte ausgingen, brachten eine schwer zu beschreibende Aufregung in dem übrigen Italien hervor. Zwar war die Presse gesetzlich noch nicht befreit, allein sie befreite sich selbst; die italienischen Regierungen wagten nicht mehr, diesem ungebändigten Roß einen Zügel aufzulegen. Die ganze Presse ergoß sich in den schmählichsten Diatriben gegen Oesterreich, kein Mittel der Aufwieglung blieb unversucht, und dabei war es ganz unmöglich zu verhindern, daß diese Blätter den Weg nach dem österreichischen Italien fanden, wo sie ihr Gift verbreiteten. Das Ansehen des Papstes, seine Popularität hatten den höchsten Gipfel erreicht, allein sie ging Hand in Hand mit dem Hasse gegen Oesterreich. Neben einem Lebehoch auf Pius **IX.** stand der Ausruf: Tod den Deutschen! auf den Mauern geschrieben, und selbst die Majestät des Kaisers ward nicht geschont. Man muß damals Mailand gesehen haben, um den Trotz zu begreifen, den man gegen die Regierung an den Tag legte. Diese versuchte diesem Treiben wohl einigen Widerstand entgegen zu stellen, aber es fehlte allen ihren Maßregeln an Ernst und Energie; sie glaubte mit dem Strome schwimmen zu müssen, weil sie dem Sprüchworte gemäß das Schwimmen gegen den Strom für unmöglich hielt. Ein unglücklicher Grundsatz, wenn es sich um Volksbewegungen handelt. Wir wollen den Mißbrauch, den man mit dem Namen und den Verfügungen des Papstes trieb, nicht ihm zurechnen. Wir sind überzeugt, daß er ihn weder vorausgesehen noch gewollt hatte. Allein er hätte nicht durch Stillschweigen ihn gut heißen dürfen. Möglich, daß jetzt schon eine energische Erklärung gegen dieses Unwesen, wie er sie später gab, ihn um einige Monate früher aus Rom getrieben hätte, aber er wäre dann mit reinerem Gewissen geflohen,

er hätte sich nicht den Vorwurf machen dürfen, daß er der Urheber so vielen Unglücks geworden. Rief der Papst damals seine 4000 treuen Schweizer, verbunden mit denjenigen Theilen seiner nationalen Truppen, denen er trauen konnte, nach Rom, so mochten sich immerhin die Städte der Romagna bewaffnen; er saß sicher im Vatikan und konnte mit fester Hand jene Verbesserungen durchführen, die er seinem Volke gewähren wollte, ohne seine eigene Stellung als Fürst und Oberpriester zu gefährden, und ohne die Brandfackel der Empörung nach Italien zu schleudern.

Bekanntlich besitzt Oesterreich seit dem Wiener Congreß das Besatzungsrecht in Ferrara. Es ist wahr, daß das Kabinet des Vatikans damals dieses Recht nicht anerkannt hatte, allein der europäische Areopag glaubte auf diese Protestation keine Rücksicht nehmen zu müssen, die ohnehin auch nur pro forma und getreu einer stets in der römischen Politik befolgten Taktik geschehen war. Oesterreich mußte einige feste Punkte jenseits des Po besitzen, weil man einsah, daß es berufen seyn würde, über die Aufrechthaltung der Ruhe Italiens zu wachen. Der römische Hof selbst hatte daraus namentlich in den Jahren 1821 und 1830 die größten Vortheile gezogen. Es lag also durchaus in seinem Interesse, der Ausübung dieses Besatzungsrechts keine Hindernisse in den Weg zu legen. Oesterreich übte dieses Recht in seiner vollen Ausdehnung. Die Garnison hatte ihre Kasernen, ihr Spital, der Commandant seine Wohnung in der Stadt, zwischen den beiderseitigen Regierungen waren Verträge bezüglich der ökonomischen Behandlung aller dieser Gegenstände abgeschlossen worden. Daraus schon ging hervor, daß die römische Regierung unser Besatzungsrecht als eine Thatsache anerkannte, wenn gleich

sie zur Wahrung ihrer Landeshoheitsrechte dagegen beim Wiener Congreß eine Verwahrung eingelegt hatte. Erlaubte es die Stärke der Truppen in Italien, so war Ferrara und seine Citadelle gewöhnlich mit einem Bataillon besetzt, und dieses versah dann, wie es sich von selbst versteht, alle der Besatzung einer Festung obliegenden Dienste. Es bestritt selbst die Wache an dem ehemaligen, jetzt noch sehr festen Palast der Herzoge von Este, der gegenwärtig die Residenz des Kardinallegaten bildet. Fanden aber aus staatsökonomischen Rücksichten Truppenverminderungen in Italien statt, so wirkten diese Maßregeln gewöhnlich auch auf Ferrara. Die geschwächte Garnison, welche den Dienst nicht mehr versehen konnte, überließ dann die Besetzung der Stadtthore der Abtheilung päpstlicher Truppen, welche traktatenmäßig neben den österreichischen in Ferrara stand, oder auch bloß der Finanzwache. Allein der ganze Garnisonsdienst stand immer unter dem österreichischen Commandanten, an den in dienstlichem Bezuge die römischen Truppen angewiesen waren. Dieses Verhältniß bestand vollkommen geordnet viele Jahre und hatte nie zu Mißverständnissen Anlaß gegeben. Mehr wie einmal hatten die Kardinallegaten um österreichische Wachen zum Schutze ihrer eigenen Person gebeten.

Die Bevölkerung Ferrara's hat sich immer durch einen aufrührerischen Geist ausgezeichnet. Diese Stadt, die einst hunderttausend Einwohner zählte, in deren verödeten Straßen aber jetzt Gras wächst, hat nun kaum mehr 25,000. Das war der verdiente Lohn für die Vertreibung des Hauses Este, dem Ferrara seinen ganzen Glanz, seine Blüthe verdankt. An allen Empörungen gegen den heiligen Stuhl nahm es Theil, und im Haß gegen Oesterreich wollte es keiner Stadt Italiens

nachstehen. Angriffe und Mordversuche gegen Soldaten waren an der Tagesordnung, die allgemeine Aufregung, die ganz Italien ergriffen, war in Ferrara zum höchsten Grade gesteigert worden. Ein gewisser Baron Baratelli, der für einen Anhänger Oesterreichs galt, ward bei hellem Tage auf offener Straße erdolcht. Die Justiz hatte ihre Macht, und was das Schlimmste war, ihren Willen verloren. Unter diesen Verhältnissen erschien das päpstliche Dekret, welches die Errichtung einer Guarda Civica anordnete. Ohne auf den Festungscommandanten zu achten, schritt man zur Ausführung dieser Maßregel, und im Angesicht desselben organisirte sich in der Festung eine Macht von mehr als dreitausend Bewaffneten, eine Macht, die die Stärke der Garnison wenigstens um das Dreifache überstieg. Der Feldmarschall, von diesen Vorgängen unterrichtet, glaubte die offenbar bedrohte Sicherheit des Platzes und seiner Garnison keiner solchen Gefahr aussetzen zu dürfen; denn von dem oft erprobten Uebermuth der Stadt Ferrara und der Kraftlosigkeit der römischen Regierungsbehörden war alles zu erwarten. Er verstärkte die Garnison und befahl den Sicherheitsdienst nach aller Strenge der Reglementsvorschriften zu ordnen, die Thor- und Hauptwachen durch unsere Truppen zu besetzen, und die Verbindung zwischen den verschiedenen Posten durch Patrouillen und Runden zu unterhalten.

Kaum war diese einfache, hundertmal dagewesene Sicherheitsmaßregel in Vollzug gesetzt, so erhob sich ein Sturm durch ganz Italien, der nicht lauter und stärker hätte seyn können, wenn ein österreichisches Heer plötzlich vor den Thoren Roms erschienen wäre. Der Kardinallegat Ciacchi in Ferrara, ein leidendes Werkzeug in den Händen der Demagogen, uneingedenk aller im diplomatischen Verkehr der Völker üblichen

Formen, ließ in Gegenwart, Gott weiß von was für Zeugen, und bei offenen Fenstern von einem notarius publicus einen Protest aufsetzen. Dieses absurde Aktenstück versandte das in Geschäften eben so unbehülfliche Staatssekretariat in alle Welt. Die ganze Diplomatie gerieth in Bewegung. An dem Ausdruck: la place de Ferrara, wie es in der Wiener Congreßakte heißt, über dessen Bedeutung kein Zögling der Genieakademie zweifelhaft ist, zerbrachen sich die Botschafter großer Höfe die Köpfe. Toskana und Sardinien erklärten sich für den Papst. Das war der erste feindliche Schritt, den diese beiden Höfe gegen Oesterreich thaten. Die Presse setzte alle Mäßigung auf die Seite, offen rief sie ganz Italien gegen das treulose, gegen das verhaßte Oesterreich zu den Waffen. Man ging so weit, das Zusammenziehen eines Armeecorps bei Forli zu beschließen, indem man Besorgnisse für die Sicherheit Roms affektirte; freilich blieb es bei dem Beschlusse, aber schon war den Händen Pius IX. das Scepter entschlüpft. Er und sein Ministerium waren nur noch Werkzeuge einer Demogogie, die ihre mächtigsten Anhänger in den nächsten Umgebungen des Papstes selbst zählte.

In Wien hatte man das Verfahren des Feldmarschalls gutgeheißen. Theils mochte man nicht erwartet haben, daß diese durchaus in den Befugnissen des Feldmarschalls gegründete Maßregel einen solchen Sturm hervorrufen würde, theils wünschte man in keinen Conflikt mit dem heiligen Stuhle verwickelt zu werden, und man mochte sich immer noch mit der Hoffnung täuschen, daß alle diese Verwicklungen sich noch freundlich lösen ließen. Man sandte den General der Kavallerie, Graf Fiquelmont, einen gewandten Diplomaten, nach Mailand, der nun gewissermaßen der Vermittler der italienischen Politik

werden sollte, doch die Zeit friedlicher Ausgleichung war vorüber. Die nun schon den Kabinetten gefährlich gewordenen Verschwörer wollten keinen Frieden mehr, sie wollten die Vertreibung Oesterreichs aus Italien; alles, was nicht direkt zu diesem Ziele führte, ward im voraus verworfen und jede Concession, die man jetzt machte, steigerte nur den Uebermuth der Revolutionsmänner und reizte ihren Widerstand.

Zwar kam in den Ferrareser Wirren eine Art von Uebereinkunft zu Stande, in der Oesterreich Opfer brachte, die es im Gefühl seines Rechtes nicht hätte bringen sollen. Allein die Sache hatte überhaupt keine Folgen mehr, die Ereignisse überstürzten sich und Ferrara und Ciacchi's Proteste traten bald in den Hintergrund.

In Mailand hatten die Revolutionshäupter diese Ferrareser Zerwürfnisse auf das Beste für ihre Zwecke zu benutzen gewußt. Den Papst hatte man zu dem von Oesterreich verfolgten heiligen Vorkämpfer der italienischen Einheit und Freiheit emporgeschraubt. Ciacchi war, was er sich gewiß nicht träumen ließ, ein Heroe geworden. Radetzky, einer der treuesten Söhne der Kirche, stand wie ihr Verfolger, wie der Antichrist da, denn leicht zu bethören ist das italienische Volk, trotz der Geistesschärfe, die man ihm nicht absprechen kann, weil es mehr von seinen Gefühlen, wie von seinem Verstande beherrscht wird. Der Deutschenhaß wuchs von Stunde zu Stunde, man scheute sich nicht mehr, ihn öffentlich zur Schau zu tragen, man predigte ihn von den Kanzeln, man lehrte ihn in den Schulen. Unsere Feder ermüdet, das ewige Einerlei zu wiederholen, sonst könnten wir eine Menge von charakteristischen Zügen und Anekdoten über dieses Kapitel hier aufzählen, die allerdings an die Grenze des Fabelhaften streifen.

Die Häupter der Verschwörung fingen nun an, einen Schritt weiter zu gehen, sie suchten Gelegenheiten zu Volksversammlungen und politischen Demonstrationen, theils um das Volk daran zu gewöhnen, den polizeilichen und politischen Behörden zu trotzen, theils weil sie wohl wußten, daß man sich nicht leicht gegen wehrlose Volksmassen Gewalthandlungen erlauben werde. Diese Demonstrationen waren auf eine nachsichtige, und, nennen wir es beim Namen, schwache Regierung berechnet; eine starke würde sich aufgefordert gefunden haben, kräftige und energische Maßregeln dagegen zu ergreifen. Der erste Anlaß fand sich in der Wahl eines neuen Erzbischofs für Mailand. Graf Gaisruck, Kardinal-Erzbischof von Mailand, war gestorben. Obgleich ein Deutscher, hatte er sich doch bis jetzt der allgemeinen Achtung erfreut. Seine Einfachheit, die Reinheit seiner Sitten, seine edle Toleranz hatten ihn bisher gegen die Ausbrüche des Nationalhasses geschützt, aber kaum hatte er das Auge geschlossen, so gingen die Unwürdigkeiten, die man sich gegen ihn erlaubte, so weit, daß man sein Grab in der Domkirche, wo er nach alter Sitte beerdigt liegt, auf die unwürdigste, selbst die Heiligkeit des Ortes verletzende Weise besudelte.

Braucht es mehr als diese Anekdote, um zu beweisen, welch wahnsinniger Haß damals die Revolutionspartei trieb? Möchten wir hier die Ueberzeugung aussprechen können, daß kein Priester des Domes bei dieser Unwürdigkeit betheiligt war.

Der höchste Wunsch der Nationalpartei war nun, einen geborenen Italiener auf den erzbischöflichen Sitz von Mailand erhoben zu sehen. Dieser Sitz steht immer noch in hohem Ansehen. Es gab eine Zeit, wo er mit dem päpstlichen Stuhl

rivalisirte, und wo die Erzbischöfe von Mailand mit souveräner Macht bekleidet waren. Die Regierung mußte also mit Recht eine hohe Bedeutung auf die Besetzung dieser geistlichen Würde legen. Dennoch fand sie, auf die Wünsche des Volkes Rücksicht nehmend, keinen Anstand, einen geborenen Lombarden dazu zu bestimmen. Die Wahl fiel auf den Bischof Romilli von Cremona, der binnen anderthalb Jahren, beschützt, wie man sagt, von einer einflußreichen Persönlichkeit in Wien, die ihn einst als Pfarrer im Badeort Trascore kennen lernte, von dieser bescheidenen Stellung bis zum erzbischöflichen Stuhle in Mailand emporgestiegen war, und dennoch gab er sich sogleich zu einer feindseligen Demonstration gegen die Regierung her. Es ist bekannt, daß Friedrich I. die Schlacht von Legnano gegen die Liga Lombarda verlor, weil Heinrich der Löwe ihn im entscheidenden Augenblick treulos verließ. Diese Episode der Geschichte ward nun auf eine wahrhaft lächerliche Weise ausgebeutet. Im Hintergrunde lag aber der Gedanke, daß die Macht, die den furchtbaren Barbarossa besiegt, auch Ferdinand von Oesterreich die Spitze bieten könne. Der damalige Erzbischof von Mailand war einer der thätigsten Beförderer des lombardischen Städtebundes gewesen; man benützte nun den Einzug des jetzigen, um eine Menge gehässiger Anspielungen auf die dermaligen Verhältnisse vorzubringen. Der Podesta Casati, das Haupt der Verschwörung und der thätigste Förderer aller dieser Intriguen, durchwühlte die Archive Mailands, um das Ceremoniel aufzufinden, das in jener fernen Zeit bei dem Einzug der Erzbischöfe von Mailand beobachtet worden war. Die Regierung, davon unterrichtet, machte diesem Getriebe durch ein Verbot ein Ende. Der Einzug fand also am 6. September ohne eine Erinnerung an

Barbarossa statt. Die ganze Stadt fuhr dem Erzbischof entgegen, und die Straßen waren so voll Menschen, daß wir uns nicht erinnern, sie in einer langen Reihe von Jahren jemals so überfüllt gesehen zu haben. Bei einer darauf stattfindenden glänzenden Beleuchtung fanden auf der Piazza Fontana, wo sich der erzbischöfliche Palast befindet, Angriffe gegen die zur Handhabung der Ruhe und Ordnung aufgestellte Polizeimannschaft statt, an denen sich der junge Mailänder Adel betheiligte, und wobei sich durch seine lange hagere Gestalt ein gewisser Marco Creppi besonders auszeichnete. Es fehlte nicht an aufrührerischen Reden und Geschrei. Man verlangte die Entfernung der Polizei, die sich endlich in den bischöflichen Palast zurückzog. Der Erzbischof erschien unter großem Jubel, untermischt mit Ausbrüchen des Hasses gegen die Regierung, redete das Volk an und ließ sich die ihm dargebrachten Volkshuldigungen gefallen. Der ganze widrige Auftritt trug den unverkennbaren Charakter der Verabredung und Vorbereitung.

Immer mehr häuften sich die Symptome einer baldigen Schilderhebung, und es wäre nun an der Zeit gewesen, Maßregeln zu ergreifen. Der Feldmarschall deutete darauf hin, er erhielt einige Verstärkungen, und man beschloß die Aufstellung einer Reserve bei Görz. Die Polizei verdoppelte wohl ihre Wachsamkeit, aber dabei blieb es; auch gegen das nun immer offener hervortretende Treiben Casati's und seiner Mitverschwörer wurden keine Maßregeln ergriffen. Man konnte diesen nicht einmal den Vorwurf machen, daß sie ihre Plane in die Nacht des Geheimnisses hüllten, sie trugen ihren Haß gegen die Regierung offen zur Schau, sie versäumten keine Gelegenheit, wo sie ihn an den Tag legen konnten.

Der Club im Café Cova, wo alle diese Unternehmungen ausgebrütet und in Thätigkeit gesetzt wurden, beschloß, ermuthigt durch die ungestraft gebliebenen Demonstrationen beim erzbischöflichen Einzug, einen ernsten und geradezu gegen den Staat gerichteten Angriff zu wagen.

Lange hatte die Sitte des Tabakrauchens keinen Eingang in Italien finden können, endlich siegte sie aber auch hier, und wie der Italiener alles mit Leidenschaft ergreift, so kam er in dieser Sitte dem Deutschen bald gleich, wenn er ihn nicht übertraf. Vom sechsjährigen Knaben auf der Straße bis zur eleganten Dame auf dem Balkon (letzteres jedoch ausnahmsweise) sah man Alles mit der Cigarre im Munde. Nun ist aber bekanntermaßen der Tabak ein Monopol in Oesterreich. Gegen dieses Monopol, also gegen einen Einnahmszweig des Staates, beschloß man einen Angriff.

Schon lange hatte man das Gerücht zu verbreiten gesucht, daß vom Neujahrstage angefangen nicht mehr geraucht werden dürfe. Man hatte dieses Gerücht, womit sich das Volk herumtrug, als eine jener müßigen Erfindungen betrachtet, deren täglich andere auftauchten, oder, weil es gar zu abenteuerlich schien, nicht geglaubt Maßregeln dagegen ergreifen zu sollen. Eigentlich ist das Rauchen auf den Straßen polizeiwidrig. Dem Soldaten ist es ganz untersagt. Bei der großen Vorliebe des Volkes für Cigarren war man indessen nachsichtig geworden. Das öffentliche Rauchen war, wenn auch keine erlaubte, doch eine allgemein geduldete Sache geworden.

Der Club hatte eine Anzahl von Straßengesindel erkauft. Die Mittagsstunde des Neujahrstages 1848 war zur Ausführung dieser Cigarreninsurrektion bestimmt. Vielen Officieren, die damals noch die bürgerlichen Kleider zu tragen berechtigt

waren, und mit der Cigarre im Munde auf dem Corso spazierten, wurden die Cigarren aus dem Munde geschlagen, ein gleiches widerfuhr allen Civilisten, die sich auf der Straße zu rauchen erlaubten. Bei diesen frechen Angriffen auf die persönliche Sicherheit blieb es nicht, man wagte sich auch an Soldaten, und nun kam es, wie begreiflich, zu ernsten Auftritten. Der Haupttummelplatz dieser insolenten Anmaßung war zwischen dem Theater della Scala und dem Café Cova, wo die Anzettler dieser Unruhen ihre Satelliten aufmunterten, Geld austheilten und sich an ihrem Werke ergötzten. Eine Menge Officiere standen vor einem dort befindlichen Kaffeehaus, Cigarren rauchend; dort wagte man sie natürlich nicht anzugreifen, trennte sich aber ein vereinzelter Officier, so war er den Volksbeleidigungen ausgesetzt. Ein tapferer Officier, der jetzt leider nicht mehr ist, Hauptmann Gustav Graf Neipperg vom Geniecorps, öffnete sich entschlossen mit der Cigarre im Mund den Weg durch die Menge, den Helden des Clubs trotzig den Handschuh zuwerfend, den aber keiner aufzunehmen wagte. Einige Tage nachher erhielt der Feldmarschall von sicheren Händen die warnende Mittheilung, daß man einen Meuchelmordsversuch gegen den Grafen Neipperg im Schilde führe; der Feldmarschall fand sich dadurch bewogen, denselben als Courier nach Wien zu senden, mit der Bitte, ihn einige Zeit daselbst zurückzuhalten.

Dieselben Maßregeln ergriff der Club gegen die Lotterie, und trotz der großen Vorliebe des Italieners für das Lotto, waren die Lotteriebüreaux verödet. Jeder, der sich in einer Lottocollektur, oder mit einer in einer kaiserlichen Tabaksfabrik verfertigten Cigarre sehen ließ, ward für einen Vaterlandsverräther, für einen Feind Italiens erklärt. Mit Hülfe

dieses Einschüchterungssystems erreichte man wirklich, was man beabsichtigte, denn wenn man auch im Geheimen rauchte oder in der Lotterie spielte, öffentlich wagte man weder das eine noch das andere zu thun.

Der Soldat, der durch die zahllosen Beleidigungen, denen er sich ausgesetzt sah, im höchsten Grade erbittert und aufgeregt war, konnte und wollte sich nicht dem Machtgebot frecher Clubisten unterwerfen. Nach dem gewöhnlichen Befehlausgeben am 3. Januar gingen die Soldaten, dießmal aber nicht vereinzelt, mit Cigarren im Munde aus der Kaserne. Die italienischen Grenadiere namentlich hatten in jedem Mundwinkel eine Cigarre und bliesen wohlgemuth ihre Dampfwolken in die Luft. Bald bildeten sich Zusammenrottungen, man sah eine Menge Emissäre Geld unter den Pöbel vertheilen. Es dauerte nicht lange, so ging man von mündlichen Beleidigungen zu Thätlichkeiten über, man griff den Soldaten förmlich an, man schleuderte Steine, Blumentöpfe auf ihn. Dieser machte nun auch seinerseits Gebrauch von seinen Waffen. Es entstand ein förmlicher Auflauf. Die Straßen, besonders der Corso, füllten sich mit Menschen. Dolche und Messer kamen zum Vorschein, es fanden Verwundungen statt. Man glaubte den Ausbruch einer förmlichen Revolution nahe. Die Bereitschaften der Kasernen rückten aus, die Kanoniere spannten an, die Kavallerie saß auf.

Zahlreiche Patrouillen durchstreiften die Stadt. Am heftigsten war das Gedränge in der Nähe der Gallerie, wo die unter dem Podesta stehende Compagnie der Pompieri förmlich aufmarschirte. Die mit Steinen beworfenen Dragoner, worin der Italiener besondere Fertigkeit besitzt, sprengten endlich an und trieben die Volkshaufen auseinander. Einige

Menschen fanden in diesem Gedränge den Tod, unter andern ein pensionirter Appellationsrath Mangagnini, der die Unvorsichtigkeit hatte, sich als Friedensstifter den Dragonern entgegen werfen zu wollen, und der Koch des Grafen Fiquelmont, ein geborener Franzose, als exaltirter Revolutionär bezeichnet, der, wie es scheint, sich den Volkshaufen angeschlossen hatte. Von beiden Seiten gab es Verwundete. Abends gegen zehn Uhr war die Ruhe wiederhergestellt. Der Podesta, gefolgt von dem Club, begab sich in den Palast Marino, wo Graf Fiquelmont wohnte, der in den Hof herabstieg und nun Ohrenzeuge der anmaßendsten Reden über das vergossene Blut seyn mußte. Unglaublich war der Sturm, der sich gegen den Soldaten erhob, denn dieser mußte nun Urheber aller dieser blutigen Auftritte seyn; diesem Geschrei schloßen sich sogar die Behörden an. Der Feldmarschall erhielt vom Gubernium ein Schreiben, dessen Inhalt hätte glauben machen können, der Feldmarschall und seine Soldaten seyen die Empörer, der Podesta und der Jokeyclub die friedlichen und ruhigen Bürger. Man nannte das Rauchen der Soldaten eine Provocirung und verlangte dessen Verbot. Mit Entrüstung wies der Feldmarschall diese erniedrigende Zumuthung zurück.

Casati erließ Proklamationen, in denen er Spott der Anmaßung beimischte; das Volk, sagte er, habe ein in Vergessenheit gekommenes Gesetz wieder in Achtung bringen wollen. Von Seiten der Regierung ward mit zahmen, sanften Proklamationen, statt mit dem Belagerungszustand geantwortet, zum Frieden gemahnt, da die nach Wien berichteten Beschwerden ohne Zweifel die gerechte Würdigung und Abhülfe finden würden.

Der Feldmarschall seinerseits verbot nun seinen Officieren

das Tragen des bürgerlichen Kleides, damit jede Entschuldigung wegfalle, und erklärte geradezu die Revolution als eine vollendete Thatsache, er nannte Casati einen Hochverräther und das Haupt der Verschwörung, er warnte nochmals vor Piemont. Wir erinnern uns aus guter Quelle gehört zu haben, daß der Feldmarschall damals seine Charge niederzulegen entschlossen war, da er sah, daß er umsonst irgend eine energische Maßregel hervorzurufen bemüht seyn würde; nur die Betrachtung, daß er am Vorabend des unvermeidlichen Kampfes dem Kaiser und Vaterland seine lange Erfahrung, seine Dienste als Soldat nicht entziehen dürfe, ließ ihn auf diesen Vorsatz verzichten. Da es Ein Gedanke war, der die ganze Bewegung leitete, und das Losungswort stets von Mailand ausging, so fanden diese Tabaks- und Lotterieaufstände in allen Provinzialstädten einen Wiederhall. Mehr oder weniger erzeugten sie überall Excesse und überall war man bemüht, den Soldaten als den Herausforderer und Urheber dieser Unordnungen darzustellen und zu verschreien.

Als die Nachrichten von diesen Unruhen in Wien eintrafen, schien man einen Augenblick aus der bisherigen Lethargie hervortreten zu wollen. Der Feldmarschall machte im Allerhöchsten Auftrage in einem am 18. Januar erlassenen Generalbefehl den Entschluß des Kaisers bekannt, sein lombardisch-venetianisches Königreich gegen jeden Feind, er komme von außen oder innen, vertheidigen zu wollen. Er fügte diesem Entschlusse noch einige ernste Worte bei. Die Wirkung, die diese Worte des Feldmarschalls auch beim Soldaten hervorbrachten, war außerordentlich. Er fand darin den Ausdruck seiner eigenen Gefühle. Mit Liebe und Vertrauen blickte er auf einen Führer, der ihm versprochen, die Ehre des Doppeladlers bis

auf den letzten Blutstropfen vertheidigen zu wollen. Mit Stolz und Selbstvertrauen erfüllte ihn der Gedanke, daß dieser Führer mit der Revolution nicht in unwürdige Unterhandlungen treten werde. Inzwischen hatte der Feldmarschall bei dieser Sprache viel weniger die Aufrichtung des Muthes und Geistes seiner Truppen zum Zwecke, er wußte, daß dieser im Augenblick der Entscheidung ihm nicht versagen werde, sondern er wollte der Revolution offen erklären, was sie von ihm zu erwarten habe. Er wollte sie warnen, es nicht bis zu einem Kampfe mit ihm und seinem Heere zu treiben, der blutig und verderblich für das Land ausfallen werde.

Es fanden nun unter dem Vorsitz des Erzherzog-Vicekönigs tägliche Conferenzen statt, denen der General der Kavallerie, Graf Fiquelmont, der Civilgouverneur und Generalpolizeidirektor nebst dem Feldmarschall beiwohnten, und deren Zweck die Besprechung jener Maßregeln seyn sollte, die die immer drohendere Gestaltung der Dinge erheischen würde. So lange man aber nicht die Absicht hatte, mit Energie und Entschlossenheit gegen die Revolution aufzutreten, mit einem Worte, zu handeln, konnten auch diese Besprechungen zu keinem Resultate führen. Es entsteht hier die Frage: ob man überhaupt noch den Ausbruch der Revolution hätte hindern können? Wir bezweifeln es nach alle dem, was in der politischen Welt unterdessen vorgefallen. Nachdem man in Wien der Revolution gewichen war, konnten Unruhen in Italien nicht leicht mehr vermieden werden, aber man hätte die Revolution lähmen, ihr den Zusammenhang, die Führung rauben können, wenn man ihre, von der Polizei sehr genau gekannten Häupter mit einem Schlage festnehmen ließ. Ohne Leitung und Führung wäre die Revolution wahrscheinlich in partielle Aufstände ausgeartet,

und hätte nicht den Charakter der Allgemeinheit angenommen, die dann keine andere Wahl mehr als einen förmlichen Krieg übrig ließ.

Eine solche Maßregel kam wirklich zur Sprache, und es fand eine geheime Zusammentretung bei dem Gouverneur, Graf Spauer, statt, in welcher die Verhaftung einer Anzahl der bekanntesten Verschwörer beschlossen und die erforderlichen Maßregeln eingeleitet wurden. Allein noch in derselben Nacht ward diese Maßregel wieder zurückgenommen, und es erfolgte nur die Verhaftung von drei, wegen ihrer exaltirten Gesinnungen zwar übel berüchtigten, aber wegen ihrer Persönlichkeit höchst unbedeutenden jungen Männern, die nach Laibach gebracht, dort mit großer Rücksicht behandelt und dann von unserem unterdessen zur Herrschaft gelangten Revolutionsministerium in Freiheit gesetzt wurden.

Unter beständigen propagandistischen Bestrebungen und Aufreizungen aller Art schleppte sich nun die Zeit bis zum 8. Februar dahin, an welchem Tage es in den beiden Universitätsstädten Pavia und Padua zu sehr ernsten und blutigen Auftritten kam. In ersterer Stadt gab der Leichenzug eines Studenten Anlaß dazu. Ein Officier begegnete zufällig diesem Zuge in der Hauptstraße der Stadt mit der Cigarre im Munde. Als die Leiche mit der Geistlichkeit sich ihm näherte, blieb er stehen, um sie vorüber zu lassen, nahm die Cigarre aus dem Munde und grüßte mit abgezogener Mütze; er setzte nun seinen Weg ruhig fort, als er plötzlich von den nachfolgenden Studenten mit den Worten: fort mit der Cigarre, deutsches Schwein! angerufen, sogleich von allen Seiten umringt ward und einer persönlichen Beleidigung nur dadurch entgehen konnte, daß er seinen Degen zog. Der dadurch entstandene Lärm

verbreitete sich bis zum nahen Militärkaffeehaus; die von der Gefahr ihres Kameraden unterrichteten Officiere eilten herbei, und nun entspann sich ein Kampf, der nicht ohne Verwundungen ablief. Leichenzüge sollten an diesem Tage eine Rolle spielen, denn während dieser Vorfälle kehrte der Condukt einer Militärleiche zurück und mußte sich nun aus einem Leichenzug in eine Sicherheitspatrouille verwandeln. Bei seinem Einschreiten zerstreute sich das zusammengerottete Volk, die Studenten flohen in die nächsten Häuser, von wo sie nun alles, was ihnen in die Hände fiel, auf die Soldaten schleuderten. Die Ruhe ward endlich wieder hergestellt, aber der Krieg zwischen der Bevölkerung und der Garnison war ausgebrochen. Hauptmann Ferenzi, des Regiments Gyulai, der des Abends ruhig und friedlich nach Hause ging, erhielt meuchlings einen Schuß, der ihn schwer im Gesicht verwundete.

In Padua waren diese Auftritte viel ernster und blutiger, und dort, wo die Revolutionsgelüste der Studenten sich nicht so leicht zügeln ließen und die Nachgiebigkeit der Behörden wo möglich noch größer war als in der Lombardei, war es bereits auf eine volle Empörung abgesehen. Man begann damit, friedliche Leute, die auf der Piazza dei Signori spazierten und stehen blieben, um die Militärmusik zu hören, zu insultiren und zu beleidigen. Am Abend kam es zwischen ungarischen Soldaten und Studenten, welch letztere den ersteren das Rauchen verwehren wollten, zu Schlägereien, und ein Abends ruhig heimkehrender Diener eines Officiers ward durch einen Dolchstoß meuchlings schwer verwundet. Es fanden zahlreiche Studentenversammlungen statt, und sie setzten die Bewilligung durch, sogenannte Ernanihüte tragen zu dürfen, welche als

ein bekanntes Abzeichen der Revolutionspartei von der Polizei verboten waren. Nun gingen sie in ihren Forderungen weiter, verlangten, daß den Soldaten der Besuch des Kaffeehauses verboten und schon Abends um fünf Uhr Zapfenstreich geschlagen werde. Sie verlangten eine Studentenlegion errichten zu dürfen. Diese Forderungen wurden in der Stadt bekannt, und sollten, so ging das Gespräch, dieselben von den Behörden nicht bewilligt werden, so werde man Abends losschlagen. In Erwartung der Dinge, die kommen sollten, hatten eine Menge Menschen sich auf die Straßen locken lassen, besonders in der Gegend der Universität, wo die Studenten versammelt waren. Das Militär seinerseits, von diesen Vorfällen unterrichtet, verstärkte seine Posten und ließ die Bereitschaften ins Gewehr treten. Gegen fünf Uhr Abends brach der Aufstand aus. Auf der Universität und dem Dome läutete man zum Sturme. Der Hochruf auf den Papst und Italien, der Ruf: Tod den Deutschen! brüllten durch die Straßen. Zwei Officiere, die in die Kaserne eilen wollten, wurden von Pöbelhaufen umringt, man wollte sie entwaffnen, allein sie gebrauchten ihre Waffen so kräftig, daß der Anführer der Horde getödtet, mehrere seiner Spießgesellen verwundet wurden. Unterdessen hätten diese beiden Officiere dem auf sie geschleuderten Steinhagel unterliegen müssen, wäre nicht eine Abtheilung ungarischer Soldaten, die auf der Piazza delle Erbe mit ihren Menageeinkäufen beschäftigt war, zu ihrer Hülfe herbeigeeilt. Gleichzeitig fand ein Tumult in der Nähe des Café Pedrocchi statt. Ein Haufe Studenten wollte die bei der Post stehende Schildwache zwingen, eine Cigarre zu rauchen; als sie sich weigerte, bewarf man sie mit Steinen, versuchte sie zu entwaffnen, allein die Schildwache schlug jeden Angriff

muthig mit dem Bajonette zurück, verwundete mehrere der Angreifer und behauptete ihren Posten, bis eine herbeieilende Patrouille sie aus dieser Lage befreite. Unterdessen drängten die zahlreichen Patrouillen die mit Dolchen und Messern bewaffneten Studenten immer mehr gegen das genannte Kaffeehaus, aus dessen Fenstern Schüsse auf das Militär fielen. Alles was man habhaft werden konnte, schleuderte man auf die vordringenden Soldaten, welche sich aber durch nichts beirren ließen; das Kaffeehaus ward von zwei Seiten mit Sturm genommen, die Studenten suchten sich mit Dolchen und Messern zu vertheidigen, die meisten retteten sich unter Tische und Bänke. Der erbitterte Soldat würde wahrscheinlich Alles seiner Wuth geopfert haben, wenn nicht die herbeieilenden Officiere den Ueberrest der Angreifer gerettet hätten. Die Zahl der Verwundeten mag sich auf 40 bis 50 belaufen haben, getödtet wurden 5 bis 6. Die Universitäten wurden Tags darauf geschlossen und es fanden zahlreiche Verhaftungen statt.

Wir begnügen uns, die bedeutendsten Auftritte hier aufzuzählen, und übergehen die Mordversuche, die gegen einzelne Officiere und Soldaten in den verschiedenen andern Besatzungen stattfanden, mit Stillschweigen. Sie wären eine ermüdende Wiederholung des steten Einerlei, den Soldaten durch Angriffe und Reizungen zum Gebrauch seiner Waffen zu nöthigen und dann das Land darzustellen, als sey es einer wilden, blutdürstigen Barbarenhorde und einer tyrannischen Regierung als Beute und Schauplatz verfallen.

Ein Unglück war es, daß man diese Taktik nicht durchblicken wollte und konnte, weil die meisten Behörden bereits Theilnehmer an der Revolution geworden, oder doch aus

Furcht ihr nicht entgegen zu treten wagten und deßhalb die höhern Behörden in absichtlicher Täuschung erhielten.

In Venedig, der zweiten Hauptstadt des Königreiches, nahmen die Dinge ganz denselben Gang, wie in Mailand. Gänzliche Trennung der beiden Nationalitäten, feindliche Zusammenstöße mit dem Militär waren an der Tagesordnung. Anlaß zu einer ernsten Demonstration gab die Nachricht von der vom Könige von Neapel seinem Lande verliehenen Constitution. Der Verabredung gemäß erschien man diesen Abend in großer Toilette im Theater, die erste Tänzerin Ceritto trat in die drei italienischen Farben gekleidet auf und tanzte die Sicilienne; als diese zu Ende war, verlangte das Publikum mit Ungestüm die Wiederholung, die Polizei verbot es, und nun rief eine Stimme: Fuori tutti. Alle sowohl im Parterre, wie in den Logen befindlichen Personen verließen das Theater, welches nun gesperrt werden mußte. So waren die Dinge bereits auf die äußerste Spitze getrieben, und es bedurfte nur eines kleinen Anlasses, um den Aufruhr in hellen Flammen auflodern zu machen.

Alle diese Ereignisse und die von Stunde zu Stunde wachsende Gefahr bestimmten endlich die Regierung, das Standrecht verkünden zu lassen. Man denke sich darunter aber nicht etwa eine Erklärung des Belagerungszustandes, oder eine Bildung von Martialgerichtshöfen. Weit entfernt von solch energischen Maßregeln, war dieses Standrecht nichts als eine schon lange in Italien bestehende Gerichtsform, die bei überhandnehmenden Straßenräubereien in Anwendung kam und nichts als eine Abkürzung des gewöhnlichen richterlichen Verfahrens war. Ob ein Fall sich zum Standrecht oder zum ordentlichen Verfahren eigne, hing von dem Aus-

spruch der betreffenden Rechtsbehörde ab. Im vorliegenden Falle ward nun das Standrecht auch auf politische Vergehen ausgedehnt. Wer aber sollte über die Anwendung des Standrechtes entscheiden? Die Staatsmaschine stand schon lange still und die Regierung würde vergebens nach einem Richter gesucht haben, der sich zum Vollzuge eines Standgerichtes hergeliehen hätte, denn der Verrath umgab bereits den Vicekönig in seinem Palast, der Verrath war in den Büreaux des Gouvernements, in den Sitzungssälen der Gerichtsbehörden, in den Delegationen, in den Municipalitäten, in den Büreaux der Post, im Beichtstuhl und auf den Kanzeln.

Hier nur einige Thatsachen zur Begründung dieser harten Anklage.

Bei dem Gouvernement von Mailand befand sich ein geborener Triestiner, Namens Fandrini. Da ihm die erforderlichen Vorstudien fehlten, konnte er nur in dem sogenannten Kanzel verwendet werden, doch stieg er hier in kurzer Zeit vom Abschreiber bis zum Kanzleidirektor. Dieser Mann besaß das volle Vertrauen des Gouverneurs, war in alle Geheimnisse eingeweiht, ward oft mit den geheimsten Depeschen an den Gesandten nach Turin geschickt; dieses Vertrauen mißbrauchte er, um alle Dienstgeheimnisse an die Revolution zu verrathen. Während unserer Abwesenheit von Mailand hatte er die Frechheit, der Revolution, von der er sich vernachlässigt sah, alle seine Verdienste um dieselbe in öffentlichen Blättern vorzurechnen. Bei unserer Rückkehr ergriff er die Flucht, um wahrscheinlich jetzt das harte und schimpfliche Brod des Verräthers in Turin zu essen.

Ein anderer Fall. Es war aufgefallen, daß kurz vor Ausbruch der Revolution dem Feldmarschall keine Berichte aus

dem Venetianischen zukamen, und besonders weder vom Generalcommando noch von dem zweiten Corpscommando irgend eine Meldung über die dortige Lage der Dinge erstattet wurde. Man tröstete sich mit der Vermuthung, daß es den Behörden an Stoff gefehlt, und die Ruhe durch kein Ereigniß gestört worden sey. Während des Straßenkampfes in Mailand hatte Casati die Frechheit, dem Feldmarschall mehrere offene Depeschen zuzusenden, worunter namentlich eine des Feldmarschall-lieutenants d'Aspre, die die Lage der venetianischen Provinzen mit schwarzen Farben schilderte. Da diese Berichte noch vor Ausbruch der Revolution geschrieben waren, so konnten sie nur durch die Treulosigkeit eines Postbeamten Casati ausgeliefert worden seyn. — Ein dritter Fall. Bei Erstürmung des Broletto (Rathhaus) in Mailand befand sich der Provinzialdelegat Belatti unter den Gefangenen. Er hatte kurz vorher, ausgerüstet mit einem dem Vicepräsidenten Grafen O'Donell abgezwungenen Dekret, den Generalpolizeidirektor Baron Torresani zur Ueberlieferung der Polizei an ihn nöthigen wollen.

Wir könnten diese Aufzählung von Verräthereien noch weiter fortspinnen, doch wollen wir unsere Leser nicht mit solch' ekelhaften Einzelheiten ermüden. Wir wollten nur zeigen, daß die Staatsmaschine schon still stand, die Regierung, bereits in ihrer Thätigkeit gelähmt, fast auf keinen Staatsdiener mehr mit Sicherheit zählen konnte. Wir müssen es der Revolution, wenigstens der italienischen, nachsagen, daß sie dießmal, belehrt durch frühere unglückliche Versuche, nichts versäumte, um ihrer Sache den Sieg zu bereiten. Mazzini's Talent — denn wir betrachten ihn als den Hauptleiter, alle andern waren nur Mithelfer, Werkzeuge in seiner Hand — hatte eine Einheit, eine Allgemeinheit in diese Verschwörung gebracht,

wodurch sie einzig in der Reihe der Revolutionen dasteht. Er hatte so viel möglich alle vereinzelte Ausbrüche zurückzuhalten gewußt. Obgleich es fast unmöglich ist, ein solches Unternehmen ganz geheim zu halten, so hatte doch kein Verrath stattgefunden, und keiner Polizei war es gelungen, solche Thatsachen aufzufinden, mit deren Hülfe man dem Ganzen auf die Spur hätte kommen können. Darum hatte er weislich sich der ersten Organe der Regierung zu versichern gesucht. Die italienischen Fürsten waren der Revolution verfallen, ehe sie es noch ahneten, Karl Albert ausgenommen, der in das Geheimniß tief eingeweiht war, der sich nur in so ferne täuschte, daß er glaubte, der Erbe der Revolution zu werden, während er ihr zum Opfer hätte fallen müssen, selbst wenn er aus dem treulos begonnenen Kampfe siegreich hervorging. Nicht ein oberitalienisches Reich unter Karl Albert, nicht ein Föderativstaat unter Pius IX., nein, eine italienische Republik wollte man, wie man in Frankfurt a. M. eine deutsche anstrebte, aber der Sprung zur Republik auf einmal war zu groß, und deßhalb sollte Karl Albert als Mittelstaffel dienen, bis die Zeit auch seines Sturzes gekommen seyn würde.

Während so die Revolution im lombardisch-venetianischen Königreich ihren nahen Ausbruch vorbereitete, war in dem übrigen Italien Haß und Krieg gegen Oesterreich Losungswort geworden.

Während die Presse den Krieg als eine ausgemachte Sache annahm und frei und unbeanstandet von Seiten der Regierungen besprach, antwortete das piemontesische Kabinet stets mit Freundschaftsversicherungen auf die Reklamationen des österreichischen Gesandten. Es suchte die Zügellosigkeit der

Presse durch den Drang der Zeiten zu entschuldigen. Unterdessen rüstete es. Es rief vier Altersklassen zu den Waffen und suchte auch diese Maßregel mit den drohenden Zeitumständen und der Nothwendigkeit zu entschuldigen, auf alle Fälle gerüstet zu seyn. Alles, was der österreichische Gesandte in Turin sah und hörte, stand aber in dem schreiendsten Widerspruch mit den officiellen Erklärungen der Regierung. Wir glauben auch nicht, daß er getäuscht ward, sondern daß in diesem Bezuge seine besorgte Sprache in vollkommenem Einklang mit den Berichten des Feldmarschalls stand. Für letzteren war jeder Zweifel über die Rolle geschwunden, die das piemontesische Kabinet beim Ausbruch der Krisis spielen würde; er war fest überzeugt, daß er es sogleich mit der königlichen Armee zu thun haben werde; deßhalb stellte er auch eine Beobachtungsbrigade am Ticino auf, durch die er wenigstens von dem unterrichtet werden konnte, was unmittelbar an der Grenze vorging, und die allenfalls im Stande war, in Verbindung mit der Besatzung von Pavia den ersten Andrang von Freischaaren zurückzuweisen, wenn dieselben es wagen sollten, den Ticino vor der Armee zu überschreiten. Eine ähnliche Maßregel ergriff er gegen die Schweiz. Dort hatte der Sieg über den Sonderbund der exaltirten Partei die Oberhand verschafft, und wagte die Centralregierung selbst es auch nicht, die Gesetze des Völkerrechtes zu verletzen und im Bunde mit Piemont Oesterreich unvermuthet anzugreifen, so besaß sie doch kaum die Macht, die Bildung von Freischaaren und ihren Uebertritt auf das lombardische Gebiet zu hindern. Wer diese schwierige Stellung des Feldmarschalls zu würdigen weiß, der wird ihm und seinem kleinen Haufen nicht die Bewunderung darob versagen, daß er sich unbesiegt aus dieser schweren Lage

zog. Wir sagen unbesiegt, denn man würde sich höchlich irren, wenn man glauben wollte, der Feldmarschall sey durch seinen Rückzug an die Etsch bloß der Revolution gewichen; daß das nicht der Fall war, wird der Lauf der Ereignisse klar an den Tag legen.

Am 8. Februar hatte die piemontesische Regierung unserem Gesandten die Mittheilung gemacht, daß der König beschlossen habe, seinem Volke eine Constitution zu verleihen. Diese Erklärung war abermals mit den wärmsten Freundschaftsversicherungen begleitet; das ganze seither beobachtete Verfahren Piemonts war ein ausstudirtes System von Täuschung, darauf berechnet, das österreichische Kabinet in Sicherheit zu wiegen, um den beabsichtigten Ueberfall desto erfolgreicher ausführen zu können. War ihm diese List bis auf einen gewissen Grad mit dem Kabinete gelungen, so können wir dagegen versichern, daß sie ihm beim Feldmarschall vollkommen fehlschlug, den nichts in seiner Ueberzeugung von dem falschen und heuchlerischen Treiben des Turiner Kabinets irre machen konnte, in dessen Macht es aber nicht lag, Maßregeln dagegen zu ergreifen. Als die ersten Nachrichten von den Ereignissen in Mailand nach Turin kamen, beschloß man offen die Bildung von Freicorps, um den Mailändern zu Hülfe zu eilen; alle Blätter ermahnten zur Theilnahme an diesem Kreuzzuge. Unser Gesandte forderte nun darüber Erklärung und empfing am 22. erneuerte Freundschaftsversicherungen. Am 23. erschien Karl Alberts Manifest und Kriegserklärung gegen Oesterreich. Am 25. reiste er mit seinen Söhnen zur Armee ab, und am 29. ging er in Person über den Ticino, das Gebiet seines Freundes und alten Bundesgenossen treulos verletzend. Mehr als die Zusammenstellung

dieser Daten bedarf es nicht. Karl Albert ist von der Geschichte gerichtet. Die italienische Revolution hatte den Verrath zum Wahlspruch, einen Verräther zum Vorkämpfer gewählt, konnte sie unter dieser Fahne auf Sieg rechnen? — Die größte Gefahr, die von Seiten der Schweiz drohte, lag in der Machtlosigkeit der Centralregierung, eine Machtlosigkeit, die in der Verfassung selbst begründet war. Die Rolle, die der Kanton Ticino spielte, war schlimmer als offene Feindschaft; gegen letztere kann man sich schützen, aber gegen eine solche Begünstigung feindseliger Handlungen, wie sie im Kanton Ticino gegen uns ausgeübt worden, ist dieses oft sehr schwer, besonders bei einer so nachtheiligen Grenze, wie jene zwischen der Lombardei und diesem Kanton. Die Einschwärzung von Waffen und Kriegsmaterial aller Art fand ungehindert statt, weil der größte Theil der Grenzwache schon in die revolutionäre Partei verwickelt war, und später auch offen und thätig dazu übertrat. Eine die Revolution sehr begünstigende Maßregel war die ausgedehnte Ertheilung der Jagdlicenzen. Da man daraus eine Finanzspekulation gemacht hatte, so hatte man die dießfalls bestehenden Vorschriften außer Acht gelassen, und jeder, der zehn Gulden zu zahlen im Stande war, verschaffte sich ohne Schwierigkeiten die Bewilligung des Waffentragens. Mit deren Hülfe überschwemmte man nach und nach besonders die Lombardei mit Waffen, und die Empörung fand sich mit den Mitteln ausgerüstet, die zum Theil die eigene Regierung ihr in die Hände geliefert hatte.

In Rom und Toskana hatte die Einheitspartei den vollkommensten Sieg davon getragen. Alle Männer, die dieser verderblichen Politik entgegen waren, wurden aus dem Rathe der beiden Fürsten verdrängt und durch Neuerer ersetzt. In

Florenz regierte nicht mehr der Großherzog, in Rom nicht mehr der Papst, sondern Minister, die sich um den Willen ihrer beiden Souveräne nicht mehr kümmerten. Der Krieg gegen Oesterreich war eine beschlossene Sache. Das verhehlte man gar nicht mehr, man traf alle Einleitungen dazu, man beschäftigte sich bereits mit der Bildung von Freicorps. Kaum drang die erste Kunde von den Ereignissen in der Lombardei nach Mittelitalien, so gerieth dort alles in Bewegung und bald sollten wir die Horden dieses Glaubensheeres an den Ufern des Po erscheinen sehen, um dort wie Spreu im Winde zu zerstieben.

Als Italien sich auf Radetzky und sein kleines Heer zu stürzen beschloß, hatte es nur der Phantasie, nicht dem Verstande Gehör gegeben. Alle Episoden der Geschichte wurden mit Eifer ausgebeutet. Roms große Schatten wurden in ihrer Ruhe gestört, um, wie wir Soldaten sagen, vor ihren kleinen Enkeln im Paradeschritt vorüber zu defiliren. Hätten die Professoren von Pisa, die sich und ihre Zuhörer in Begeisterung versetzten, gewußt, welche zersetzenden Kräfte in dem Pulverdampf liegen, sie wären in ihren Laboratorien und Hörsälen geblieben, statt bei Curtatone von Barbaren, deren keiner oder doch nur wenige Macchiavelli's Werk über die Kriegskunst kannten, Unterricht darüber zu erhalten. Hochmuth kommt vor dem Falle, ist ein gewöhnliches Sprichwort, das in der italienischen Revolution neuerdings seine Bestätigung erhielt. Hätte Italien eine minder glänzende Geschichte gehabt, es würde bescheidener aufgetreten und bemüht gewesen seyn, sich eine neue Geschichte auf einem andern Wege als dem der Revolution zu schaffen. Aber der Glanz seiner Ahnen verblendete es. Es ging ihm wie dem alten Adel, der stolz im

Schatten seines Stammbaumes ruht und nicht bemerkt, daß dieser Stammbaum alt und morsch wird, während neben ihm in frischer Grüne ein neuer Stamm emporsteigt, der ihn verdunkelt. Wir, die wir so oft das Beiwort Barbar hinnehmen mußten, können nicht umhin, das Heer der italienischen Dichterlinge daran zu erinnern, daß wir noch immer dieselben Barbaren sind, die Roms Weltherrschaft den Todesstoß gaben, dieselben Barbaren, die man nun so leichten Kaufs über die Alpen fortzuscheuchen wähnte. Nein, nein, zu lange wehen Deutschlands Adler an den Ufern des Po, zu fest begründet ist dort ihr Recht, um es so leichten Preises hinzugeben. Und wird auch einst der edle Greis nicht mehr seyn, der Oesterreichs Aar jetzt so siegreich in Welschland trägt, so wird sich eine andere Hand für diese ehrenvolle Aufgabe finden, denn die Gehülfen seines Ruhmes, Oesterreichs Krieger, sind noch immer dieselben.

Der König von Neapel sollte noch vor Oesterreich die Folgen dieses Einheitsschwindels empfinden, so wie Piemont sie nach der Schlacht von Novara empfunden haben würde, wären die Genueser Sicilianer gewesen. Wenn wir nicht anstehen, Mazzini für ein seltenes Revolutionstalent zu erklären, so verließ ihn doch hier sein gewöhnlicher Scharfblick. Durch Einigkeit wollte man die Macht Oesterreichs in Italien stürzen, und man begann damit, die Macht des bedeutendsten italienischen Fürsten, des Königs von Neapel, zu erschüttern, indem man Sicilien insurgirte und auf einen Augenblick von Neapel trennte. Dadurch erreichte man freilich den Zweck, daß der eingeschüchterte König der Revolution wich, seinem Volke eine Constitution gab und dem Bündnisse gegen Oesterreich beitrat, aber nur so lange, bis er einen günstigen

Augenblick ersah, um dann mit desto größerer Energie gegen die Revolution aufzutreten. Es gab keine Schmach, die die zügellose Presse nicht über den König ausgoß; war das der Weg, Sympathien für die sogenannte Nationalsache zu werben? Die Revolution ist thätig und handelnd im Beginn, dadurch erreicht sie oft unerwartet schnell große Erfolge; sie ist aber eben so thätig im Zerstören dessen, was sie eben errungen, weil sie in ihrem Uebermuthe keine Grenzen kennt. Kaum hat sie einem Fürsten ein Geständniß abgedrungen, so benützt sie nun auch dasselbe zu seiner gänzlichen Vernichtung. So ging es in Neapel, in Rom, in Wien und in Berlin, so wird es überall gehen, wo die Revolution ihr Panier entfaltet. Verschwörungen werden gegen einzelne Fürsten angezettelt, Revolutionen gegen Dynastien. Wäre der König von Neapel am 15. Mai in den Straßen seiner Hauptstadt nicht Sieger geblieben, so war es um seine Dynastie geschehen, und nur durch fremde Hülfe hätte er seinen Thron wieder besteigen können, auf dem er sich nun ruhmvoll und mit eigener Macht behauptete. Mazzini's zweiter Schritt würde die Vereinigung der römischen und neapolitanischen Republik gewesen seyn, und die Folgen dieses Schrittes hätten für den Weltfrieden von großen Folgen seyn müssen.

Während alles in Italien gährte, während alle alten Staatsformen aus ihren Angeln zu gehen drohten, während alles sich zu einem nahen Ausbruche vorbereitete, und es nur noch des zündenden Funkens bedurfte, um die überladene Mine in die Luft fliegen zu machen, trat ein Ereigniß ein, das nicht allein auf Italien, sondern auf ganz Europa den unheilvollsten Einfluß übte, und wenn es endlich bei der Erschütterung, die dieses Ereigniß in ganz Europa hervorbrachte,

blieb, so verdankt die Welt dieß nur der bewaffneten Macht und insbesondere Radetzky und seinen treuen Gefährten. Es ist nicht richtig, daß der Soldat nur zerstören könne; nein, er kann auch erhalten. Drei große Reiche waren ihrem Zerfälle nahe, Frankreich, Preußen und Oesterreich, sie wurden alle durch Soldaten gerettet. Wäre nur Eines dieser Reiche der Erschütterung unterlegen und in Anarchie übergegangen, so war es um den Frieden der Welt auf lange Jahre gethan. Die feste Haltung des französischen Heeres rettete Frankreich, und es konnte sich unter seinem Schutze wieder eine geordnete Staatsgewalt bilden. Monarchie oder Republik, das galt hier gleich, wenn nur das Gesetz herrschte, das Eigenthum heilig blieb, und Religion und Sittlichkeit, die Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft, aufrecht standen. Nicht minder bedroht war Preußen, aber auch es verdankt seine Rettung seinem braven Heere. Das unter allen am meisten gefährdete Land war Oesterreich. Im Innern von seinen eigenen Söhnen zerfleischt, die seine Zerstückelung wollten, von äußeren Feinden angegriffen, von seinen alten Bundesgenossen verrathen und verlassen, für die es so oft sein Blut vergossen, seine Schätze vergeudet hatte, hätte es gleich einem des Steuerruders beraubten Schiffe an den Felsen der Treulosigkeit und Empörung scheitern müssen, hätte nicht sein treues Heer diesem Sturme Einhalt geboten. In Italien schützte Radetzky mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit die Grenzen des Reiches und führte die empörten Provinzen zum Gehorsam zurück; sein und seines Heeres Beispiel wirkte begeisternd auf die ganze Armee. In Böhmen sammelte Windischgrätz ein Heer tapferer Streiter und bekämpfte die abgefallene Hauptstadt. In Croatien schaarte sich um Jellacic ein treuer Volksstamm, der, die

Eigenschaften des Bürgers und Soldaten mit einander vereinigend, den Eid des Kriegers und die Ehre seiner Fahne noch nie hinter dem Pfluge vergaß, und treu seinem Kaiser, jeder Verführung widerstand.

Fest gewurzelt wie die Eiche im Boden schien die Dynastie der Orleaniden in Frankreich. Achtzehn Jahre hatte Louis Philipp mit seltener Klugheit regiert, allen Versuchen der Empörung hatte er siegreich widerstanden. Kraftvolle Söhne, blühende Enkel, tapfere Generale und ein tüchtiges Heer, das ihm bisher Anhänglichkeit bewiesen hatte, umgaben seinen Thron, und doch wehte der Sturm eines Volksaufstandes Louis Philipp mit dem ganzen Gerüste seiner königlichen Herrschaft an Einem Tage spurlos weg von dem Boden Frankreichs. Erkläre dieses Phänomen, wer es vermag, wir verzichten darauf, es sey denn, daß man sich mit der Bemerkung begnügen will, daß Gott den Mann verlasse, der sich selbst verläßt.

Der Sturz der Julidynastie war das eigentliche Signal zum allgemeinen Ausbruch der Revolution. Auf Italien wirkte dieses Ereigniß begreiflicherweise wie Oel auf das Feuer. Die Revolution hoffte auf die Revolution, und vielleicht hätte sie sich in ihren Erwartungen und Hoffnungen nicht getäuscht, hätten nicht tüchtige Männer die drohende Gefahr der menschlichen Gesellschaft erkannt, sich des Staatsruders in Frankreich bemächtigt, und hätte das französische Heer nicht eine so würdige Haltung dabei beobachtet.

Von dem Augenblicke an, wo die französische Februarrevolution in Italien bekannt war, überstürzten sich die Ereignisse. Die Revolution erhob kühn ihr Haupt, sie verbarg sich nicht mehr, sie hielt sich ihres Erfolges sicher. In der

Lombardei wartete man nur noch auf die Nachrichten von Wien, die bald kommen mußten, denn zwischen Wien, Pesth und Mailand fand eine enge Verbindung statt; wir wenigstens sind davon innig überzeugt.

Wir sind auf den Punkt gekommen, wo wir einen Blick auf die militärische Stellung Radetzky's und die Mittel werfen müssen, über die er beim Ausbruch der Revolution verfügte. Die Streitkräfte, die dem Feldmarschall zu Gebote standen, betrugen an Infanterie 61,086 Mann, an Kavallerie 5774 Mann mit 5136 Pferden, an Extracorps 5819 Mann mit 2115 Pferden, im Ganzen also 72,679 Mann, 7255 Pferde mit 20 Batterien.

Unter Extracorps versteht man in der österreichischen Armee Feld- und Garnisonsartillerie, Genietruppen mit Pionnieren, Fuhrwesenscorps, Beschäl- und Remontirungswesen; ferner war darin auch die lombardisch-venetianische Polizeiwache enthalten. Die Verschiedenheit zwischen Mannschaft und Pferden kommt daher, daß das Gendarmerieregiment zu der Kavallerie zählte, aber nur etwa der dritte Theil davon beritten ist.

Diese Streitkräfte stellen sich auf den ersten Anblick als bedeutend heraus, und waren es in der That auch. Hätte der Feldmarschall darüber nach rein militärischen Grundsätzen verfügen können, so wäre er nicht allein stark genug gewesen, Karl Alberts treulosen Angriff siegreich zurückzuweisen, sondern auch das lombardisch-venetianische Königreich im Zaum zu halten. Allein diese Streitkräfte waren über das ganze Land zerstreut, in großen und volkreichen Städten kasernirt und keine Möglichkeit vorhanden, sie enger zu concentriren. In einer Zeit, wo die Staatsmaschine nur noch durch die Gewalt der Waffen wirkte, und in demselben Augenblick

ins Stocken gerieth, wo man ihr diese Stütze entzog, hätte der Feldmarschall, der sich durch beständige Reklamationen der politischen Behörden beengt sah, nicht nach militärischen Grundsätzen allein handeln können, ohne einen Sturm von Klagen gegen sich zu erheben; zudem glaubte man nun einmal nicht an einen allgemeinen Ausbruch der Revolution, und der Feldmarschall selbst, der sich in diesem Bezuge durchaus keinen Illusionen hingab, konnte denn doch den Zeitpunkt des Ausbruchs nicht mit Sicherheit vorhersehen.

Die Besatzung von Mailand betrug 10 Bataillons, 5 Schwadronen und, wenn wir nicht irren, 6 Batterien, die Kasernen waren im höchsten Grade überlegt, mehr Truppen unterzubringen, war unmöglich, und gemeinschaftliche Bequartierung, wie natürlich, ganz unthunlich.

Das Heer war in zwei Armeecorps eingetheilt. Das erste Armeecorps unter den Befehlen des Feldmarschalllieutenants Graf Wratislaw stand in der Lombardei und hatte sein Hauptquartier in Mailand; das zweite unter dem Feldmarschalllieutenant Baron d'Aspre befand sich im Venetianischen mit dem Hauptquartier in Padua. Die Truppen waren im besten Zustande, mit Munition hinreichend versehen, aber doch nicht auf den Kriegsfuß ausgerüstet, namentlich fehlte es ihnen für diesen Fall an Transportmitteln. Zwanzig Bataillons nebst dem Gendarmerieregiment, mithin vollkommen der dritte Theil, waren Italiener. Das war ohne Zweifel ein großer Uebelstand, besonders bei einer Bewegung, die durchaus den nationalen Charakter annahm. Allein diese Truppen hatten bis jetzt einen guten Geist an den Tag gelegt, bei jeder Gelegenheit so viel Treue und Anhänglichkeit an ihre Fahnen bewiesen, daß kein Grund vorhanden war, ihre

Ergebenheit zu beargwohnen. Wir, die wir den Geist der damaligen italienischen Armee zu kennen glauben, stehen auch nicht an zu behaupten, daß die revolutionären Gesinnungen eigentlich erst in der letzten Zeit bei diesen Truppen Eingang fanden. Den großen Mißgriff, den die Revolutionäre durch Angriffe und Beleidigungen des Militärs begingen, hatten ihre Lenker schnell eingesehen, und suchten ihn nun auf alle mögliche Weise gut zu machen. Man bemühte sich, den Soldaten durch jedes ersinnliche Mittel anzuziehen, ein Theil der Officiere und Unterofficiere, ohnehin schon für die Revolution gewonnen, wirkten mit, und so gelang es, viele von ihrer Pflicht abwendig zu machen. Der Abfall war übrigens nicht allgemein. Während z. B. die beiden ersten Bataillons des Regiments Albrecht in Masse zur Revolution übergingen, blieb das dritte Bataillon unter seinem tüchtigen Major Plietz seiner Pflicht treu, verließ, obgleich größtentheils aus Mailändern bestehend, mit den übrigen Truppen Mailand, und kehrte erst am 6. August mit der Armee dorthin zurück. Vier Compagnien des achten Jägerbataillons fielen ab, zwei blieben treu, und dasselbe Verhältniß fand bei mehreren andern Regimentern statt.

Nichts desto weniger war der Anfall dieser Truppen ein großer Schlag für den Feldmarschall. Der Verlust, den er durch Abfall, Entweichung, so wie dadurch erlitt, daß mehrere Bataillons durch Kapitulation wenigstens im ersten Augenblick außer Wirksamkeit gebracht wurden, betrug gegen 20,000 Mann, so daß der Feldmarschall nach Vereinigung mit dem Nugentschen Corps nicht stärker als beim Ausbruch der Revolution war, während er ohne diesen Abfall in der Lage gewesen wäre, die Offensive nach Sammlung seiner Streitkräfte sogleich wieder zu ergreifen, wie es wirklich in seiner Absicht lag.

Obgleich der Italiener sich sehr leicht zum Soldaten ausbilden läßt, obgleich er fähig ist, ein tüchtiger Soldat zu werden, wie dieß z. B. das Chevauxlegersregiment Kreß (jetzt Großfürst Alexander) und andere italienische Abtheilungen der Armee bewiesen haben, so liebt er doch das Waffenhandwerk nicht, und man kann ihn daher eigentlich kein kriegerisches Volk nennen. Bei den meisten zur Revolution übergetretenen lag unbestritten die Absicht zum Grunde, diese Gelegenheit nur zu benutzen, um sich vom Soldatenstande zu befreien. In der That löste sich auch der größte Theil auf und ging in seine Heimath. Wäre dieß nicht der Fall gewesen und wären alle, die da abfielen, unmittelbar zur Revolution übergegangen, so hätte die Lombardei das Heer Karl Alberts sogleich wenigstens mit 20,000 ausgebildeter, mit österreichischen Waffen versehener Soldaten verstärken können. Daß dieß nicht der Fall war, ist bekannt. Mit Mühe brachte man eine aus Rekruten bestehende Division zusammen, die kaum die Stärke von 8000 Mann erreichte und aus der Karl Albert nicht den geringsten Vortheil zog; unseres Wissens ist sie nie ins Feuer gekommen. Hätte die Revolution das Geld und die Mühe, die sie für die Bildung einer eben so nutzlosen als lächerlichen Nationalgarde verschleuderte, zur Bildung einer Anzahl leichter Bataillons aufgewendet, so hätte sie wenigstens etwas für ihre Zwecke gethan; so hat sie nur das Land erschöpft und den beklagenswerthen Karl Albert ins Verderben gelockt. Möge dieses seinem Nachfolger zur Warnung dienen, denn an Verlockungen, das sind wir überzeugt, wird es auch bei ihm nicht fehlen, besonders solange seine Hauptstadt der Sammelplatz aller Unzufriedenen, aller Ausgewanderten und Revolutionäre von Italien bleibt.

Mailand hatte zwar einen bastionirten Wall, ist aber dennoch eigentlich nur eine offene Stadt, das Profil des Walles ist sehr stark (er dient als öffentlicher Spaziergang), der Aufzug aber gering und leicht mit Leitern zu ersteigen. Die Thore sind größtentheils nur Barrieren. Im Innern der Stadt hatte die Garnison keinen andern befestigten Anhaltspunkt als das sogenannte Kastell. Dieses Kastell war einst ein mit Bastionen und Ravelins umgebenes Fünfeck und hatte selbst noch in den neunziger Jahren Belagerungen ausgehalten. Allein diese Befestigungen wurden von den Franzosen gesprengt, geebnet, und bildeten nun einen mit hohen Bäumen besetzten Spaziergang. Es war von dieser Citadelle nichts übrig, als die zu Kasernen verwendeten Gebäude. In dem Innern dieses Kastells befindet sich unter der Benennung Rocchetta eine von den Viscontis erbaute, von den Sforza's erweiterte und von den Spaniern noch mit mehreren Gebäuden vergrößerte mittelalterliche Burg, die letztere noch durch die erwähnten Befestigungen verstärkten. Dieses Kastell ist wegen der Festigkeit seines mitttelalterlichen Mauerwerks allerdings geeignet, jedem Volksaufstande, keineswegs aber einem Angriff mit Geschützen zu widerstehen. Auf den beiden Ecken der der Stadt zugewendeten Seite befanden sich zwei schöne mit Rustiken von weißem Marmor bekleidete Thürme, auf denen zwei Allarmkanonen standen, die der unwissenden Mailänder provisorischen Regierung solche Besorgnisse einflößten, daß sie die Thürme abzutragen anfingen, aber mit diesem Werke einer verdummten Barbarei noch nicht zu Ende waren, als wir zurückkehrten. Dadurch sind sie aber nun wirklich geworden, was sie früher wegen ihrer Höhe nicht waren, vollkommen geeignete Geschützstände. Hätte das Kastell noch wie früher als Citadelle bestanden, und wäre

es einigermaßen ausgerüstet gewesen, so würde eine Erhebung Mailands unmöglich gewesen seyn, da es die Stadt vollkommen beherrscht und auf dem einzigen einigermaßen erhöhten Punkte liegt. Der Feldmarschall hatte, obgleich dazu von Wien nicht ermächtigt, angefangen das Kastell verproviantiren, Backöfen darin errichten, und vor den beiden Thoren gemauerte Tambours erbauen zu lassen, allein diese Arbeiten waren noch nicht halb vollendet, als die Revolution ausbrach. Aber selbst in diesem unvollkommenen Zustand leistete das Kastell der Besatzung während des fünftägigen Straßenkampfes vortreffliche Dienste.

Fast alle italienischen, namentlich lombardischen Städte haben solche massive mittelalterliche Gebäude, die einst kleine Dynasten zum Schutze ihrer Zwingherrschaft gegen die Bevölkerung erbauten, die neuere Zeit aber uneingedenk der Wahrheit, daß nichts Neues unter der Sonne geschehe, gänzlich verwahrlost hatte.

Schon im Jahre 1830 hatte der damalige commandirende General Graf Frimont darauf aufmerksam gemacht, wie wichtig es sey, diese Gebäude, was mit nicht sehr bedeutenden Kosten möglich gewesen wäre, wieder herzustellen, da wir in eine Geschichtsperiode überzutreten schienen, die, wie unähnlich auch sonst jener fernen Zeit, der diese Gebäude ihre Entstehung verdankten, dennoch in Bezug auf die Stellung der Regierung dem Getriebe der Jetztzeit gegenüber viel Aehnlichkeit mit jener habe. Hätte man diese Ansichten und Winke zu würdigen verstanden und diese festen Schlösser einigermaßen hergestellt und mit Wurfgeschütz versehen, so hielt man mit geringen Mitteln diese Städte im Zaum, der Feldmarschall konnte seine Kräfte, von festen Punkten gedeckt, rasch concentriren

und eben so rasch der Insurrektion ein Ende machen. Es bedurfte nicht zahlreicher Bataillons, um eine Stadt im Zaum zu halten, mit einigen hundert Mann erreichte man denselben Zweck.

Die Revolution war in ihr letztes Stadium getreten, ihre Vorbereitungsanstalten waren vollendet, sie konnte nicht mehr zaudern, die Sehne des Bogens war zu straff gespannt, sie mußte losgelassen werden. Daß der erste Schlag aber in der Hauptstadt geführt werde, daß die Revolution es wagen würde den Kaiser in der Burg seiner Väter anzugreifen, daß das Beispiel dazu von den Ständen seines Reiches, von dem Adel ausgehen würde, das hatten wir wenigstens in den Provinzen nicht erwartet. Dort wo der Herrscher, umgeben von den höchsten Behörden des Landes thronte, wo alle Fäden der Macht sich vereinten, wähnten wir das Reich fest und sicher; wie konnten wir vermuthen, daß in wenigen Stunden die Macht aus den Händen alter staatskluger Minister und tüchtiger Generale in die Bubenhände von Studenten übergehen würde! Das Beispiel Louis Philipps hätte uns freilich belehren können, aber die ehrlichen, einst so treuen Oesterreicher waren ja keine Franzosen und Wien nicht Paris. Dieser Gedanke wiegte uns in Sicherheit, und als wir aus dieser Sicherheit nun so plötzlich aufgescheucht wurden, bedurfte es einiger Zeit, ehe wir uns mit dem Gedanken vertraut machen konnten, daß die Grundfesten einer uralten, mit seinem Herrscherhaus durch Liebe und Anhänglichkeit so eng verbundenen Monarchie in wenigen Stunden erschüttert werden konnten. Unerwartet, wie ein Blitz aus heiteren Höhen, fiel diese Nachricht auf das bis zur Ueberladung mit revolutionärem Brennstoff gesättigte Italien; daß es zünden werde, wer hätte daran

zweifeln können? und doch gab es eine Partei, die sich mit der Hoffnung schmeichelte, daß die am 15. März zu Wien errungenen Zugeständnisse das Volk befriedigen und die Ruhe wieder herstellen würden. Es war wahrlich nicht möglich, die Selbsttäuschung weiter zu treiben. Immerhin hätte man diesen Herrn ihre Illusionen nachsehen können, wenn sie nicht die Vernachlässigung so nothwendiger Vorsichtsmaßregeln zur Folge gehabt hätten.

Am 17. März hatte der Erzherzog Vicekönig Mailand verlassen, um, wie er jedes zweite Jahr zu thun pflegte, sich nach Wien zu begeben. Diese Reise war daher keineswegs das Resultat seiner Besorgnisse vor der Revolution, wie sie irrig in einigen Schriften über die Ereignisse in Italien dargestellt wird. Der Erzherzog konnte am 17. die Ereignisse von Wien noch gar nicht kennen, die erst am Abend dieses Tages in Mailand bekannt wurden. Die Reise war lange vorher festgesetzt worden. Für den Feldmarschall war dieser Entschluß jedoch ein großes Glück. Die Gegenwart des Erzherzogs und seiner Familie würde unendlich lähmend auf seine Maßregeln eingewirkt haben, denn von dem Augenblick an, als er den ersten Kanonenschuß zu thun genöthigt war, schwanden jede ferneren Rücksichten. Er behandelte das Land wie eine wieder zu erobernde Provinz, denn er kannte den Geist und den Umfang der Bewegung zu genau, als daß er sich der Täuschung hätte hingeben können, noch durch sanfte Mittel, durch Nachgiebigkeit den Sturm beschwören zu können, der gegen ihn und mithin gegen Oesterreichs Herrschaft in Italien heranzog. Der Feldmarschall war auf einen Kampf vorbereitet, aber er war zu keinem Krieg gerüstet. Er ist vielleicht der erste Feldherr in der Geschichte, der aus seinem Arbeitskabinet

in den Krieg zog. Schon am 17. März etwa gegen 3 Uhr Nachmittags hatten die Häupter der Verschwörung Nachricht von den Ereignissen des 15. in Wien, allein die officielle Kunde gelangte erst ziemlich spät Abends an den Gubernial-Vicepräsidenten, Graf O'Donell, der sie dem Feldmarschall mittheilte.

Der Würfel war gefallen, und wir erinnern uns, daß der Feldmarschall mit der Ueberzeugung zur Ruhe ging, daß der 18., ohnehin früher schon als der Ausbruch der Revolution angekündigt, ein heißer Tag seyn würde.

Erster Abschnitt.

Vom Ausbruch der Revolution bis zur Schlacht von Santa Lucia.

Zeitraum vom 18. März bis zum 6. Mai 1848.

Der 18. März brach an, Ruhe herrschte in Mailand, da erschien an allen Straßenecken mit großen Buchstaben die telegraphische Depesche angeschlagen, welcher zufolge der Kaiser seinem Lande eine Constitution verliehen, die Errichtung einer Nationalgarde angeordnet habe u. s. w. Sogleich sammelten sich zahlreiche Volkshaufen um dieselbe, eine allgemeine Unruhe verbreitete sich durch die Stadt, aber noch zeigten sich keine Spuren eines bewaffneten Aufstandes. Der Feldmarschall war etwas früher, wie er sonst pflegte, in sein Büreau gekommen und befand sich im Zimmer seines Generaladjutanten, mit letzterem im Gespräch begriffen über die muthmaßlichen Ereignisse, die dieser Tag bringen werde, als ihm ein dringendes Schreiben des Gubernial-Vicepräsidenten, Graf O'Donell (der wirkliche Gouverneur, Graf Spauer, war abwesend), übergeben ward, worin ihn derselbe ersuchte, durchaus keine militärische Macht zu entwickeln, so lange er nicht darum bitten würde, damit das Volk nicht in seinen, natürlich vorausgesetzten Freudenbezeugungen über die glorreichen Errungenschaften gestört werde. Er reichte dieses Papier seinem Generaladjutanten mit der Frage: „Was denken Sie davon?" —

„Nichts," entgegnete dieser, „als daß diese Herren nicht zu kuriren sind und Ew. Excellenz die Ereignisse mit der Hand an dem Degen erwarten müssen." Man wußte übrigens, daß an diesem Tage die Eltern ihre Kinder nicht in die Schulen gesandt hatten und diese geschlossen waren. Dieses und viele andere Symptome deuteten auf den nahen Ausbruch von Unruhen. Deßwegen war auch die Garnison zwar nicht consignirt, hatte aber den Befehl, sich Vormittags nicht in der Stadt zu zerstreuen. Gegen 10 Uhr ungefähr zeigte sich plötzlich ein ungewöhnliches Laufen auf den Straßen, man schloß mit großem Geräusche die Fensterläden und Thore. Der Feldmarschall sah mit ruhiger Haltung diesem Getriebe vom Fenster aus mit zu, als ein eintretender Unterofficier meldete, daß am Broletto eine dreifarbige Fahne hänge, und daß man dort Waffen austheile; ein anderer meldete, daß man in mehreren Straßen Barrikaden bauen sehe; ein dritter zeigte an, daß so eben der Podesta Casati, begleitet von dem ganzen Municipalrath, nach dem Gubernium gefahren sey, um sogleich die Verwirklichung der vom Kaiser gemachten Versprechungen zu verlangen. Diesem schloß sich, wie man später erfuhr, der Erzbischof an, auf seinem Wagen, wie man sagt, eine dreifarbige Fahne führend. Was hatte dieser dort zu thun, was gingen ihn die Maßregeln der politischen Behörden an, warum lag er nicht auf den Knien vor dem Altare Gottes? Dort war sein Platz, den Allmächtigen um die Erhaltung des Friedens und die Verhinderung des Blutvergießens zu bitten.

Da die von allen Seiten einlaufenden Meldungen immer bedenklicher lauteten, so versammelte der Feldmarschall alle in dem Büreau gegenwärtigen Officiere um seine Person und begab sich auf die Esplanade des Kastells, die weiteren

Ereignisse abzuwarten. Immer ernsteren Charakter nahmen die von den ausgesandten Patrouillen erstatteten Meldungen an, aber eine Aufforderung um militärische Unterstützung von Seiten des Civilgouverneurs erfolgte nicht. Endlich erfuhr man, daß das Gubernialgebäude in den Händen des Volkes sey.

„Glauben Sie," fragte der Feldmarschall seinen Generaladjutanten, „daß der Augenblick zur Allarmirung der Garnison gekommen sey?" „Das ist kein gewöhnlicher Volksauflauf mehr, das ist eine Revolution," antwortete dieser. — „So geben Sie den Befehl, daß die Kanonen donnern sollen." Auf einen Wink erfolgten die Allarmschüsse und in zehn Minuten stand die Garnison unter den Waffen. Der Kampf hatte begonnen.

In dem ersten Augenblick hatte man bei der in solchen Fällen gewöhnlichen Verwirrung keine klare Darstellung dessen, was im Gubernium vorgegangen war, erlangen können. Bald erfuhr man aber, daß sich dem Podesta Casati ein von ihm bewaffneter Volkshaufen angeschlossen hatte, der in wenigen Augenblicken zu einer bedeutenden Menge anwuchs; den Wagen der Municipal-Congregation folgend, drang er mit denselben in das Gebäude. Die schwache Wache, die sich diesem Andrang widersetzen wollte, ward entwaffnet oder getödtet. Der Pöbel ergoß sich in das Innere, plünderte und zerstreute die Akten in den Hof. Die Gemahlin des abwesenden Gouverneurs, Grafen Spauer, rettete sich unter das Dach, alles was fliehen konnte, floh. Was in dem Innern vorgegangen, welche Behandlung der Vicegouverneur, Graf O'Donell, erfahren, mag er der Welt selbst erzählen, wir haben diesen Einzelnheiten später keine weitere Aufmerksamkeit schenken können. Er trug selbst die Schuld dessen, was ihm widerfuhr, denn hätte er die Wirksamkeit des Feldmarschalls nicht

durch sein oben erwähntes Schreiben gelähmt, so ward die Wache des Gouvernementsgebäudes durch eine Compagnie verstärkt, und es wäre nicht in die Hände des ersten besten Pöbelhaufens gefallen.

Mailand hat, wie jede Hauptstadt, den Uebelstand in militärischem Bezuge, eine Menge öffentlicher Gebäude zu besitzen, die werthvolle Effekten enthalten, durch die ganze Stadt zerstreut liegen und alle bewacht werden müssen. Die Folge davon ist eine große Kraftzersplitterung, und obgleich man bei Entwerfung der Allarmdisposition so viel als möglich jede Vereinzelung und Zersplitterung zu vermeiden gesucht hatte, so konnte man dennoch diesem Nachtheil nicht ganz vorbeugen. Sobald die Truppen geordnet waren, rückten sie auf ihre verschiedenen Aufstellungspunkte ab. Generalmajor von Wohlgemuth, in dessen Aufstellungsbereiche das Gouvernementsgebäude lag und der über den Wall dorthin zog, griff den in der Nähe des Guberniums versammelten Pöbel an, schmetterte durch Kanonen die Barrikaden nieder, ließ das Gebäude wieder mit Sturm nehmen und besetzen. Allein das Uebel war schon geschehen, die oberste politische Behörde war aufgelöst, gesprengt und Graf O'Donell als Gefangener weggeführt, wohin, konnten wir nicht erfahren, obgleich wir uns viele Mühe gaben, seinen Aufenthalt ausfindig zu machen. Bei dieser Gelegenheit ward auch der Gubernialrath, Graf Pachta, der im Gebäude versteckt war, befreit und leistete uns später als Generalintendant bei Verpflegung der Armee große Dienste. Später werden wir sehen, daß Casati den Vicepräsidenten zwang, Verfügungen zu unterzeichnen, die zwar in Mailand von geringem Einfluß waren, weil der Feldmarschall sich nicht darum kümmerte, die aber, in die Provinzen versandt, dennoch

Schaden anrichteten, weil sie die etwa noch treuen Behörden verwirrten, den verrätherischen aber den Schein von gesetzmäßigem Handeln gaben.

Generalmajor Baron Rath war die Vertheidigung des königlichen Palastes, der Kriminalgefängnisse und des angrenzenden Rayons übertragen. Als er mit dem ungarischen Grenadierbataillon Weiler und zwei Jägercompagnien dorthin abmarschirte, ward er in der contrada Santa Margherita aus allen Fenstern mit Feuer empfangen und mußte mehrere in unglaublich kurzer Zeit aufgeführte Barrikaden stürmen, um sich den Weg zu seiner Aufstellung zu bahnen. Es versteht sich, daß er bei dieser Gelegenheit mehrere Leute theils durch Tod, theils durch Verwundung verlor. Er besetzte nun das flache Dach des Domes mit seinen Jägern, von wo aus er die ganze Umgegend bestrich. Kein Insurgent wagte es, dem sichern Tode sich zu nahen; ein Oberjäger streckte allein 36 derselben zu Boden.

Die müßige Frage, wer den ersten Schuß gethan, die bei allen solchen Gelegenheiten eine große Rolle zu spielen pflegt, scheint mir erschöpfend durch die Vorfälle im Gouvernementsgebäude und den Angriff auf die Truppen des Generals Rath beantwortet.

Der Feldmarschall hatte, wie begreiflich, sein Hauptaugenmerk auf die Behauptung der Wälle und der Thore gerichtet, um die Stadt zu isoliren und jeden Zuzug von außen zu verhindern, allein es zeigte sich sogleich, daß schon früher eine auf tausende sich belaufende Menge von Fremdlingen aller Racen und Nationen, besonders aber Schweizer, in die Stadt eingeschwärzt worden war, welche in den Häusern der Vornehmen Unterkunft und Verpflegung fanden, und die

auch während des ganzen fünftägigen Kampfes die Hauptrolle spielten. Den Kampf selbst leitete ein gewisser Lecchi, der schon unter Napoleon, wenn wir nicht irren, die Charge eines Generals bekleidet und sich stets durch seine antiösterreichischen Gesinnungen ausgezeichnet hatte. Er hatte sein Hauptquartier im Palast Borromeo und war durch eine Menge in den Straßen hin und herrennenden junger Herrn des Clubs unterstützt, die seine Befehle von einem Ort zum andern trugen; wenn man aber behauptet hat, es seyen darunter ausgezeichnete, in den algierischen Kämpfen gebildete Officiere gewesen, so müssen wir dagegen bemerken, daß uns kein einziger bekannt ist.

Wenn man die unter der Benennung Corso bekannte Hauptstraße ausnimmt, so besteht der Ueberrest der Straßen der Stadt aus engen Gassen, die leicht mit Barrikaden zu sperren sind. Die Punkte dieser Barrikaden waren (davon sind wir überzeugt) früher unter einem andern Vorwand commissionell bestimmt worden, und kaum waren die ersten Schüsse gefallen, so erhoben sich hunderte von Barrikaden, deren Bau zu verhindern eine vollkommene Unmöglichkeit war. Ganz Mailand ist mit unterirdischen Abzugskanälen versehen, von denen die bedeutendsten einen Vergleich mit der Cloaca major wohl aushalten können. Die dazu führenden, mit Quadersteinen bedeckten Reinigungslöcher waren geöffnet, um die Bewegungen der Kavallerie zu hindern. Das aufgerissene Pflaster bot in seinen großen Granitplatten ein vortreffliches Material zum Bau von Barrikaden, gegen die selbst Geschütze nicht viel ausrichten konnten. Auf den wichtigsten Punkten waren Gallerien in die Häuser gebrochen, so daß man sich gedeckt gegenseitig unterstützen konnte. Nimmt man nun dazu, daß alle Fenster

voll der aufgerissenen Pflastersteine waren, so ist es begreiflich, daß man sich in ein solches Labyrinth nicht ohne Gefahr des sichern Todes wagen konnte. Die Garnison mußte sich daher hauptsächlich auf die Behauptung ihrer Verbindungen untereinander beschränken.

Kaum hatte man eine Barrikade zerstört und war weiter gezogen, so entstand eine andere. Der Soldat war in den engen Gassen jeder Unbilde ausgesetzt, während die Insurgenten aus Kellerlöchern und durch Jalousien feuerten und sich dazu meistens noch der Schießbaumwolle bedienten, so daß der Soldat nicht einmal wußte, woher die tödtende Kugel kam.

Die ersten Opfer, die in vereinzelten Schildwachen oder Kavallerieordonnanzen bestanden, wurden von dem Volke grausam getödtet, und dadurch der Zorn der Soldaten gleich anfangs zur Wuth gesteigert. Da in dem Laufe des Kampfes eine Menge Häuser von den Truppen mit Sturm genommen wurden, so läßt es sich leicht begreifen, daß einzelne Unordnungen stattfinden mußten, daß wohl auch manches unschuldige Opfer seinen Tod fand. Ihr Blut klebt auf der Seele der Anstifter dieses treulosen Aufstandes, nicht auf der Radetzky's und seiner Soldaten, der selbst in dieser Verwirrung von Mord und Verrath die Ruhe seines Geistes und die Milde seines Herzens nicht verlor. Hunderte von bewaffneten Empörern wurden von den Soldaten gefangen eingebracht, er schenkte ihnen die Freiheit, sie, die zitternd den Tod erwarteten. Wir erinnern uns nur eines Einzigen, den er mit strenger Miene zu erschießen befahl, und wer war dieser Einzige? Etwa ein enthusiastischer Mailänder? Nein, ein verabschiedeter Soldat des Regiments Kaiser, ein Mährer von Geburt, der ein kleines Wirthshaus in Mailand errichtet hatte,

das fast nur von Soldaten besucht ward. Dieser Mensch, der nun auf seine einstigen Kameraden feuerte, hatte sein Haus bewaffneten Schweizerbanden geöffnet. Mit den Waffen in der Hand gefangen und vor den Feldmarschall geführt, befahl letzterer, ihn sogleich zu erschießen. Aber es war nicht der Insurgent, es war der alte österreichische Soldat, der ehemalige Waffengefährte, nun der Mörder seiner Brüder, der den Feldmarschall so entrüstete, daß er ihm diesen Befehl abzwang.

Der Italiener vermag nicht in den Schranken der Mäßigung zu bleiben, er arbeitet immer nur hin auf Erregung von Leidenschaften, auf Haß und Rache, nicht auf das edle Feuer der Vaterlandsliebe und des Ruhmes; daher war man auch bemüht, in zahllosen Schriften, die über die Mailänder Ereignisse erschienen, die absurdesten Mährchen von begangenen Grausamkeiten zu verbreiten, um dadurch den Deutschenhaß auf das Höchste zu steigern. Wie wir schon früher bemerkten, konnte ein solcher Kampf nicht ohne unschuldige Opfer ablaufen, aber alle diese begangenen Grausamkeiten erklären wir für boshafte Lügen. Der Feldmarschall erkannte zu sehr das Gefährliche, das in einem solchen Kampfe für die Moral und Disciplin der Armee lag, als daß nicht er und alle seine Officiere alles hätten aufbieten sollen, um die Verwilderung des Soldaten zu verhindern. Wir erinnern uns Augenzeuge einer Scene gewesen zu seyn, die beweist, wie gefahrvoll für die Disciplin die Natur eines solchen Krieges ist. Einige Soldaten schleppten zwei wohlgekleidete, bis an die Zähne bewaffnete Insurgenten vor den Feldmarschall und wollten sie unter seinen Augen tödten, der Generaladjutant entriß sie mit gezogenem Degen ihren Händen, ihnen

vorstellend, wie sehr sie die Gesetze der Disciplin und der Achtung gegen ihren Feldherrn verletzten. „Sie haben Recht," entgegnete ein junger Soldat mit Thränen in den Augen, „aber diese Menschen haben mir meinen Bruder unter den Augen erschossen." „Warum hast du sie nicht im Kampfe getödtet? dort warst du in deinem Rechte, dieses Rechtes hast du dich selbst begeben, indem du diese Gefangenen vor deinen Feldherrn führst," antwortete der General. Stumm und mit rollenden Thränen reichte der Soldat letzterem die Hand und entfernte sich. Die beiden Insurgenten waren gerettet.

Von allen zahlreichen Thürmen der Stadt, die nicht in der Macht unserer Truppen waren, heulte der Sturm, auf allen Punkten donnerten die Kanonen, nicht um Insurgentenhaufen zu zerstreuen, denn diesen Kampf wagten sie nicht, sie hielten sich hinter den Fenstern, sondern um Barrikaden zu zerschmettern, überall krachte das kleine Gewehrfeuer, mitunter tönte das Geschrei der Weiber und Kinder; das Ganze war das Bild einer gräulichen Verwirrung und eines regellosen Kampfes, in welches ein kunstgerechtes System zu bringen unmöglich war.

So sah es in Mailand während der ersten paar Stunden aus. Casati sandte jetzt dem Feldmarschall, indem er ihn zugleich mit erheuchelter Menschlichkeit bat, dem Blutvergießen ein Ende zu machen, mehrere von dem gefangenen Grafen O'Donell unterzeichnete Dekrete; das eine befahl die Auflösung des Polizeibataillons und die Abgabe seiner Waffen an die Nationalgarde, das andere wies die Gendarmerie an den Podesta an, ein drittes hob die Generalpolizeidirektion auf und verordnete ihre Uebergabe an die Municipalität. Wäre auch O'Donell in Freiheit gewesen, so waren diese

Verfügungen ungültig, indem sie weit über die Grenzen seiner Befugnisse hinausgingen, aber es war ein Gefangener und hatte unter dem Einfluß der Gewalt gehandelt.

Der Feldmarschall antwortete auf diese Frechheit mit der Erklärung Mailands in Belagerungszustand. Dem Podesta ließ er wissen, daß er in Mailand keinen andern Herrn, keine andere Autorität mehr als sich und die Seinigen anerkenne und jeden als Hochverräther behandeln lassen werde, der sich ihm zu widersetzen wagen sollte. Er verlangte die Freilassung des Grafen O'Donell.

Der Generalgensdarmerieinspektor, Feldmarschalllieutenant Riwaira, lag krank darnieder, hatte aber bereits dem Dekrete O'Donells Folge gegeben. Der Feldmarschall, davon unterrichtet, schrieb ihm, daß er ihn aus dem Bette werde holen und kriegsrechtlich erschießen lassen, wenn er nicht gleich seine Verfügung widerrufe; er untersagte ihm überhaupt jeden ferneren Einfluß auf die Gensdarmerie.

Der Kampf in den Straßen Mailands dauerte bereits sechs Stunden, als der Feldmarschall Befehl gab, den Broletto anzugreifen. Dieses massive, alterthümliche und sehr weitläufige Gebäude war mit zahlreichen Bewaffneten besetzt und störte die Verbindung zwischen den innern Posten der Stadt, namentlich mit der Burg. Oberst Döll von Paumgarten erhielt diesen Auftrag. Er griff das Gebäude mit vier Compagnien und einigen Geschützen von zwei Seiten an. Da es aber des Feuers der Insurgenten aus den Fenstern und der engen Straße wegen fast unmöglich war, Geschütze aufzuführen, so trafen die Kugeln nur schief auf die Mauern und brachten fast keine Wirkung auf das starke Mauerwerk hervor. Der Kampf dauerte schon mehrere Stunden; der Oberst versuchte

nun das Thor durch Zimmerleute einhauen zu lassen, doch auch das gelang nicht. Bereits war der größte Theil der Zimmerleute getödtet oder verwundet, als er die unübersteiglichen Hindernisse melden ließ. Der Feldmarschall, der um jeden Preis sich dieses Gebäudes bemächtigen wollte, wozu ihn nicht allein militärische, sondern auch politische Gründe bestimmten, denn er wußte, daß hier der Hauptsitz der Revolution sich befand, sandte nun einen Zwölfpfünder ab. Es gelang dem Feuerwerker Richter durch Einstoßen einer Gewölbthüre (es war ein Putzladen) diesen Zwölfpfünder dergestalt zu stellen, daß er das Thor des Broletto fassen konnte. Diesem Angriff konnte das Thor nicht widerstehen, es sank in Trümmer, und nun stürmte Döll an der Spitze seiner Braven das Gebäude. Hier hätte man ein Blutbad erwarten sollen; wäre es zu verargen gewesen, wenn der erbitterte Soldat alles seiner Rache geopfert hätte. Was erfolgte? Keinem der Insurgenten, die die Gewehre weggeworfen hatten, ward ein Haar gekrümmt. Man fand in dem Gebäude eine vollkommen eingerichtete Ambulance, und was man schon früher vermuthete, eine geheime Buchdruckerpresse, eine bedeutende Anzahl von Gewehren und Munition. Gegen 250 Gefangene wurden in das Kastell gebracht, darunter mehrere den ersten Familien Mailands angehörigen Individuen nebst dem Provinzialdelegaten Bellati. Der Haupturheber des Aufstandes, Casati, war leider nicht unter der Zahl, entweder befand er sich gar nicht im Gebäude, oder es gelang ihm, über die Dächer zu entfliehen. Ueberhaupt wußte er während der ganzen Zeit seinen Aufenthalt geheim zu halten; mehrere Versuche, seiner habhaft zu werden, mißglückten. Das Kastell füllte sich mit Gefangenen, die durch die Truppen von allen Seiten

eingeliefert wurden. Sie waren eine Verlegenheit; was sollte man mit denselben anfangen? es fehlte ohnehin an Lebensmitteln für die Truppen, sollte man auch noch eine Menge Gefangene füttern? Der Feldmarschall entließ daher alle und behielt nur eine Anzahl von etwa siebenzig als Geißeln zurück, um sie einst gegen die Frauen, Kinder und Verwundete auszuwechseln, die durch den raschen Ausbruch der Revolution in die Hände der Mailänder gefallen waren. Er nahm diese Gefangenen bei seinem Abzuge mit, allein unser großmüthiges Revolutionsministerium schenkte ihnen später die Freiheit, ohne den Feldmarschall darüber zu befragen.

Ein heftiger Regen war eingetreten und ergoß sich mit geringen Unterbrechungen während der ganzen Dauer des fünftägigen Straßenkampfes. Es war noch frühe in der Jahreszeit, die Nächte noch kalt, der größte Theil der Truppen lagerte im Freien; es läßt sich also leicht begreifen, wie sehr der Soldat im Vergleich zu seinen Feinden litt, die im Trockenen gegen jede Unbilde der Witterung geschützt, gut verpflegt und genährt, durch geistige Getränke erhitzt, durch Weiber und Pfaffen aufgemuntert wurden, und sich, so oft sie sich mit Ernst von den Soldaten angegriffen sahen, durch die Flucht in andere Häuser ihren Angreifern zu entziehen wußten. Unterdessen hatte die sehr finstere Nacht dem Gefechte zum Theil ein Ende gemacht, die Stille ward nur durch ein nervenzerreißendes Sturmläuten, welches keinen Augenblick aufhörte, und hie und da durch einige Schüsse unterbrochen. Der Feldmarschall befand sich in einem kleinen Zimmer des Kastells, umgeben von den Officieren seines Stabes und den in Mailand anwesenden Generalen, die kein Commando hatten. Hier lebte er, wie jeder gemeiner Soldat, von einer Reissuppe und einem

Stücke oft sehr harten Rindfleisches. Durch sechs Tage und Nächte kam er nicht aus den Kleidern, und genoß vielleicht keiner Stunde ruhigen Schlafes. Um den Truppen einige Augenblicke Ruhe zu gönnen, wurden sie abwechselnd in das Kastell gezogen; die Reserve bivouakirte um das Kastell. Die elegantesten Karossen, die man zu Barrikaden verwendet hatte, und die als Spolia optima von den stürmenden Soldaten weggeführt wurden, dienten als Feuerungsmittel. Komisch, oft auch sehr ernst war es, an den Wachfeuern die Scherze der Soldaten über ihre Erlebnisse mit anzuhören. Schade, daß Hackländer mit der Frische seiner Auffassungsgabe nicht unter uns war, er würde uns eine interessante Darstellung dieser merkwürdigen Tage geliefert haben, wozu sich der ernste Styl unserer Anschauungsweise nicht eignet. Reich an Episoden jeder Art waren diese Tage; es würde uns viel zu weit über die Grenzen führen, die wir uns bei unserer Darstellung gesteckt haben, wollten wir sie alle aufzählen. Hier nur einige Züge, um den Charakter des Kampfes zu bezeichnen, den der Soldat zu bestehen hatte.

Ein junger Officier des Regiments Reisinger, fast noch im Knabenalter, der Sohn eines tapfern Generals, Baron Swinburn, meldete dem Generaladjutanten, daß eine Anzahl Soldaten und Officiersdiener sich in einem Hause bei Custorcio vertheidigten, aber beinahe ihre Munition verfeuert hätten, daß das Haus dergestalt mit Barrikaden umgeben sey, daß ohne Kanonen ihre Rettung unmöglich wäre, und bat um eine Kanone. Mit Bewilligung des Feldmarschalls gab der Generaladjutant ihm einen Zwölfpfünder, indem er ihn für die Erhaltung des Geschützes verantwortlich machte. Der Jüngling hielt Wort, man befreite die eingeschlossenen Gefährten,

die fast dem Hunger und den Beschwerden unterlagen, und Swinburn brachte die Kanone wieder zurück. In der Schlacht von Vicenza verlor er einen Fuß.

Wir beobachteten einen Jäger, der aufmerksam wie auf dem Anstande auf etwas zu warten schien; nun trat hinter einem Schornstein ein Insurgent hervor, im Begriffe, sein Gewehr auf den Jäger abzufeuern; da knallt plötzlich die Büchse des Jägers und der Insurgent rollt wie ein getroffener Sperling von dem Dache herab in die Straße. So war der Kampf beschaffen, den der Soldat hier bestand.

Mailand weiß es nicht, was es in jenen Tagen des Verrathes und Mordes der Milde des Feldmarschalls verdankt. Hätte er sich dem gerechten Unwillen überlassen, den der an ihm und seinen Soldaten begangene Verrath ihm einflößte, er konnte die Katastrophe Barbarossas in der Geschichte wiederholen, denn so massiv Mailand auch gebaut ist, so hat es doch seine schwache Seite und wir kannten diese schwache Seite sehr wohl. Der Feldmarschall verfügte, wie begreiflich, über keine schweren Wurfgeschoße, ein eigentliches Bombardement war daher nicht möglich, aber bei seinen Batterien befanden sich zwölf Haubitzen und eine nicht unbedeutende Anzahl Raketen. Der Feldmarschall hatte allerdings die Idee, diese Haubitzen in eine Batterie zusammenzustellen und damit die Stadt bewerfen zu lassen, er gab diesen Gedanken auf, weil jede Verwüstung, die ohnehin die große Frage nicht lösen konnte, fern von seinem menschenfreundlichen Herzen war. Er wollte nicht die Zerstörung Mailands, denn er wollte dem Kaiser und Reich eine Stadt erhalten, von der er hoffte, daß sie einst von ihrer Verblendung zurückkommen und erkennen werde, daß sie nur das Opfer und der Spielball rasender Demagogen und verblendeter Ehrgeiziger war.

Während des 19. tobte der Kampf mit ununterbrochener Heftigkeit fort, die Garnison blieb auf allen Punkten Meister ihrer Stellungen, allein sie war zu schwach, um alle errungenen Vortheile benutzen zu können. Der Feldmarschall faßte nun den Entschluß, das ganze flache Land zu räumen und alle in der Lombardei zerstreuten Truppen auf Mailand zu concentriren. Demgemäß gingen Befehle an alle Garnisonen, in Eilmärschen gegen Mailand zu rücken. Allein jetzt zeigte sich, welche Allgemeinheit bereits die Insurrektion erlangt hatte. Alle Straßen waren abgegraben, alle Brücken abgeworfen oder barrikadirt, alle Orte mit Barrikaden geschlossen, es war unmöglich Befehle an die Truppen zu bringen. Man versuchte es auf alle mögliche Weise, allein umsonst. Ein einziger erreichte seine Bestimmung, wie? ist uns dermalen noch ein Räthsel. In Folge dieses Befehls brach ein Bataillon Erzherzog Sigismund von Bergamo auf, allein es mußte sich den Ausgang aus der Stadt erkämpfen. Sein Commandant, Oberstlieutenant Baron Schneider, ward vom Pferde geschossen, unterdessen erreichte er, geführt von seinem tapfern Oberst Heinzel, unter fortwährenden Kämpfen glücklich Mailand; dieses Bataillon bestand aus Italienern. Ebenso war es unmöglich irgend eine Meldung von den Truppen zu erhalten, von einem Postenlauf war keine Rede mehr, der Verrath lauerte auf allen Punkten, der Feldmarschall befand sich daher in der vollkommensten Unwissenheit über alles, was auf den übrigen Punkten des Landes vorging, er konnte nur die Wahrheit ahnen.

Die größte Schwierigkeit lag in der Verpflegung der Truppen; an eine Ablösung war unter den obwaltenden Umständen gar nicht zu denken. Diese Verpflegung mußte den Truppen

zugeführt werden, durch Einkauf konnten sie in der Stadt sich keine Lebensmittel verschaffen. Die Truppen, namentlich jene, welche in dem Innern der Stadt waren, hatten sich schon verfeuert. Die Generale baten um Munition, die ihnen nur mit Gefahr, in die Hände der Insurrektion zu fallen, überschickt werden konnte. Die Magazine der Fourage, die Bäckerei und das Brodmagazin waren auf verschiedenen Punkten. Jede Fassung mußte escortirt und unter Kampf und Menschenverlust bewirkt werden. Fleisch verschaffte man sich noch von außen her. Man sandte Commanden aus, die Schlachtvieh einbrachten, welches gewissenhaft bezahlt ward. In dieser Lage mußte der Feldmarschall mit dem Blute seiner Soldaten geizen, jeder Mann war für ihn ein großer Verlust. Er beschloß daher, alle innern Posten zu räumen und sich auf die Behauptung des Walles und der Thore zu beschränken. Mailand war nicht verproviantirt, das wußten wir, und der mittellose Theil des Volkes fing schon an Mangel zu leiden. Verstärkt durch die Brigaden Maurer und Strassoldo, die wir in unserer Hand hatten, und die uns eine namhafte Verstärkung nebst zwei Batterien zuführen konnten, waren wir stark genug, jeden Versuch der Insurgenten zurückzuweisen und die Stadt enge eingeschlossen zu halten, und lange konnten sie diesen Zustand nicht aushalten. An dem Verlust der innern Posten lag nichts; übte das Volk Zerstörungen aus, so war Mailand reich genug, um allen Schaden zu tragen. Dennoch verhehlte sich der Feldmarschall die Nachtheile nicht, die mit dieser Maßregel verbunden waren. Die Insurrektion mußte dadurch an Intensität, ihre Bewegung an Zusammenhang gewinnen, allein Nach- und Vortheile gegen einander abgewogen, entschloß sich der Feldmarschall für die Räumung. Sie fand in der Nacht statt und war

in der Frühe vollzogen, wobei die schwierigste Aufgabe den Generalmajor Baron Rath traf, der die Burg und Kriminalgefängnisse vertheidigte. Er entledigte sich dieses Auftrags mit Muth und Umsicht. An ihn schloß sich die Abtheilung der Trabantenleibgarde und was noch von Hofdienerschaft dem Vicekönig treu geblieben war; täuscht uns unser Gedächtniß nicht, so war ein Hofkutscher und einige Pferde auf diesem unter dem Feuer der Insurgenten bewerkstelligten Rückzug getödtet.

Kaum war diese Maßregel bewerkstelligt, so heulte nun auch der Sturm vom Dome und allen andern Kirchen mit erneuerter Stärke; bald sahen wir die dreifarbige Fahne von der Madonna des Thurmes wehen. Schon früher hatte sich eine provisorische Regierung gebildet, die jedoch jetzt erst wagte, sich förmlich als solche zu constituiren. Sie bestand aus folgenden Empörern: aus Podesta Casati als Präsident, und aus den Beisitzern Borromeo, Durini, Litta, Giulini, Beretta, Guerrieri und Creppi (Marco). Letzterer hatte sich unter den Gefangenen des Broletto befunden. Der Feldmarschall schenkte ihm großmüthig die Freiheit. Kaum war er zu den Seinigen zurückgekehrt, so stand sein Name schon wieder unter allen Revolutionsaufrufen und Anordnungen.

Diese Regierung traf nun eine Menge revolutionärer Verfügungen, sie rief die ganze Bevölkerung vom 20. bis 60. Jahre zu den Waffen, sie verordnete eine Erhebung in Masse, sie erklärte ihrer rechtmäßigen Regierung förmlich den Krieg. Priester, bewaffnet bis an die Zähne, rannten in der Stadt herum, zum Widerstand das Volk erregend. Der Erzbischof soll in pontificalibus durch die Stadt gezogen seyn und die Barrikaden eingesegnet haben (so ward uns damals hinterbracht); ist es nicht wahr, so mag er sich rechtfertigen, wir

lassen uns gerne sein Dementi gefallen. Mittelst kleiner Ballons übergab die provisorische Regierung ihre revolutionären Aufrufe den Lüften, um das Land zur Hülfe und zum Zuzuge nach Mailand aufzufordern. Man versprach die nahe Hülfe Piemonts. Jener Stadttheil, der in der Nähe der Porta Comasina und Madonna del Carmine liegt, hatte, gedrängt von den Fortschritten der Soldaten und durch Mangel, die weiße Fahne aufgezogen und den Feldmarschall mittelst einer Deputation um Schonung gebeten. Man öffnete die Gewölbe wieder, die Soldaten circulirten frei, die Barrikaden verschwanden. Allein die provisorische Regierung, die dieses Beispiel des Abfalls fürchtete, warf hunderte ihrer fremden Satelliten, die hauptsächlich aus Schweizern bestanden, in jenes Stadtviertel, die die Einwohner wieder zur Ergreifung der Waffen zwangen und so den schon besänftigten Aufruhr wieder anfachten.

Der Feldmarschall wußte, daß die provisorische Regierung ihren Sitz in den Palast Borromeo verlegt hatte. Er beschloß, ihn nehmen zu lassen. Allein er ist mit lauter engen Straßen umgeben und war mit einer Menge Barrikaden von allen Seiten eingeschlossen, es war daher nicht möglich, oder wenigstens sehr schwer, Geschütze gegen denselben aufführen zu lassen, und ihn ohne Geschütze zu nehmen, würde viel Blut gekostet haben; der Feldmarschall verschob daher diesen Angriff, denn das Leben seiner Soldaten war ihm zu theuer. Nach dem Rückzuge aus dem Innern der Stadt hatten die Truppen den Wall und die Thore stärker besetzt. Den nördlichen Theil befehligte Generalmajor Wohlgemuth, den südlichen und westlichen Generalmajor Graf Clam Gallas. Bei dem Kastell befand sich der Feldmarschall mit der Reserve in Person. Die Insurgenten, die den Rückzug der Truppen verkannten,

versuchten nun sich eines Thores zu bemächtigen, um mit dem Aeußern in Verbindung zu kommen, und wählten dazu besonders jene Seite, von der sie die piemontesische Hülfe erwarteten, sie wurden aber von den Truppen des Grafen Clam mit blutigen Köpfen zurückgewiesen. Bei einem dieser Angriffe zeichnete sich das aus Bergamo gekommene Bataillon Sigismund Infanterie aus, welches sich mit dem Bajonnet auf die Angreifer warf und seine Landsleute übel zurichtete.

Damit es aber dem Trauerspiel nicht ganz an dem Salz des Humors fehle, ließen sich am 20. die sämmtlichen in Mailand befindlichen fremden Consuln, diese Amphibien, die überall erscheinen, wo es sich um Verwirrung handelt, bei dem Feldmarschall anmelden. Sie kamen in großer Uniform, was mit dem herabstürzenden Regen und dem durch Kanonen und Reiterei aufgewühlten Boden, der den Feldmarschall umgab, komisch contrastirte. Unter ihnen war sogar der piemontesische Generalconsul de Angeli (sonst übrigens ein Ehrenmann). Der Feldmarschall empfing sie im Kastell. Das Wort führte der französische, den wir von einem gentilhomme de la chambre de S. M. très-chretienne alle Metamorphosen bis zum Republikaner durchwandern sahen, und der seine Protektion des Mailänder Aufstandes abbüßen mußte, als später die Franzosen ihre Expedition nach Rom machten. Sie begannen damit, daß sie in Erfahrung gebracht hätten, der Feldmarschall beabsichtige die Stadt bombardiren zu lassen. Man bejahte diese Frage trocken. Darauf protestirten sie förmlich im Namen ihrer Regierungen, weil das Eigenthum ihrer Schutzbefohlenen dadurch bedroht sey. Der Feldmarschall lud sie ein, sich mit den Ihrigen in seinen Schutz zu begeben, für das Eigenthum derselben hafte die Stadt Mailand.

Nun sind wir aber überzeugt, daß sich in Mailand nicht zehn ansässige Franzosen befanden, es handelte sich also wahrscheinlich um die Professeurs en barricades und sonstigen Freischärler, die ihre Hände in dem Blute österreichischer Soldaten gebadet hatten, nicht um ruhige und arbeitsame Bürger. Dann vertheidigte der Baron (so nannte sich der Republikaner noch immer) die Stadt und ihre gerechte Sache, stützte sich auf die Ordonnanzen des Grafen O'Donell, auf die in Wien gewährten Freiheiten; wie gewöhnlich, behauptete man, daß der Angriff vom Militär ausgegangen sey. Der Feldmarschall suchte endlich diesem nutzlosen Geschwätze beiläufig mit der Erklärung ein Ende zu machen, daß er für seine Handlungen seinem Monarchen allein verantwortlich bleibe, und sich in seinen Maßregeln gegen eine rebellische Stadt von niemanden etwas vorschreiben lassen werde. Jetzt schlug man einen Waffenstillstand vor, dessen wesentlichste Bedingung darin bestand: Einstellung der Feindseligkeiten bis zu einer Entscheidung von Wien. Der Feldmarschall nahm diese Bedingung an, allein Casati, der wahrscheinlich schon wußte, wie nahe ihm der Entsatz durch Karl Albert war, verwarf ihn. Der Kampf nahm unter unausgesetztem Sturmläuten aller der hunderte von Glocken, die Mailand zählt, seinen Fortgang. Und dem Himmel sey noch heute Dank, daß es so war! Welche schmachvolle Entscheidung hätten wir wohl von dem Wiener Revolutionsministerium erwarten können?

Während der Kampf in dem Innern Mailands mit ununterbrochener Wuth forttobte, kamen dem Feldmarschall die beunruhigendsten Meldungen von seinen beiden gegen die Schweiz und Piemont aufgestellten Brigaden zu. Der Kanton Tessin zog Truppen zusammen, über deren Zweck man im Ungewissen

war, bewaffnete Freischärler strömten in Menge über die Grenze. In Piemont hatte der Haß gegen Oesterreich den höchsten Gipfel erstiegen, die Häupter der geheimen Gesellschaften forderten auf, dem geängstigten Mailand zu Hülfe zu ziehen; die Truppen bewegten sich gegen den Ticino, Freicorps bildeten sich und hatten schon auf verschiedenen Punkten die Grenze verletzt. Stündlich gewannen diese Gerüchte mehr an Ausdehnung und Stärke, sie wurden zur Gewißheit. Es mußte nun ein entscheidender Entschluß gefaßt werden; die Unterwerfung Mailands, die ohne die treulose Einmischung Karl Alberts nicht fehlen konnte, erforderte wenigstens noch einige Tage, von dem Ticino aber ist es nach Mailand nur ein starker Marsch. Auch angenommen, daß Karl Albert noch so viel Rechtlichkeitssinn und Gefühl besaß, daß er vor der Räumung Mailands nicht über den Ticino ging (eine Wahl, die er übrigens gar nicht mehr hatte, denn er war bereits den höllischen Mächten verfallen), so konnte der Feldmarschall bei dieser Sachlage in Mailand seine letzte Patrone nicht verfeuern. Kurz vor dem Ausbruch der Revolution hatte er dem Generalcommando in Verona den Befehl gegeben, ihm einen Transport von Munition zuzusenden; dieser Transport war nicht eingetroffen, später brachte man in Erfahrung, daß er bei Brescia von den Insurgenten weggenommen worden war. Aus dem Innern des Landes hatte man gar keine Nachrichten, allein das, was in Mailand vorging, konnte den Feldmarschall aufklären über den Zustand der übrigen Städte, denn Mailand war das Haupt und die Lenkerin der Bewegung. Seine Festungen vor allem flößten ihm die größten Besorgnisse ein. Er wußte, daß sie nur mit schwachen Besatzungen versehen und durchaus nicht auf den Kriegszustand gerüstet waren.

Für einen Vertheidigungskrieg, der dem Feldmarschall zuerst bevorstand, den er nothwendig so lange führen mußte, bis ihm die Vereinigung und Organisirung seiner Kräfte gelang, fehlt es der Lombardei an allen erforderlichen Bedingungen. Jeder Schritt, den der Feldmarschall rückwärts machte, vermehrte seine Kräfte, ein längeres Verweilen in Mailand schwächte sie. Er wußte, daß er es nun nicht mehr mit Karl Albert oder der empörten Lombardei allein, sondern mit ganz Italien zu thun haben würde, das ihn mit zahlreichen Schaaren in Flanken und Rücken bedrohte. Mailand mit seiner Insurrektion war nun eine Nebensache geworden; hier sich noch länger zu verweilen, hätte nichts anderes geheißen, als das Wohl der Armee und der Monarchie einem eitlen Ehrenpunkte zu opfern.

Allerdings hatte der Feldmarschall einen Augenblick den Gedanken, sich an der Adda aufzustellen, obgleich diese Linie nichts weniger als eine militärische Position ist, allein die Nachrichten, die ihm endlich, nachdem er Mailand geräumt, aus dem Innern zukamen, ließen ihn sogleich auf dieses Projekt verzichten.

Es war am 22., als er auf dem Kastellplatz beim grauenden Morgen vor der Front seines Husarenregimentes mit seinen Generaladjutanten auf und ab ging, wo er diesen wichtigen Entschluß besprach und seine Ausführung beschloß; sogleich wurden Befehle an die Brigaden Strassoldo und Maurer gesandt, welche auch noch Abends zur rechten Zeit in Mailand eintrafen, ohne auf bedeutende Schwierigkeiten gestoßen zu seyn. Die Maßregel wurde so geheim wie möglich ausgeführt. Die Generale Clam und Wohlgemuth erhielten den Befehl, alle Gebäude von den Insurgenten zu reinigen,

die an den Wall stießen und den Marsch der Truppen beunruhigen konnten. Was der Feldmarschall bei diesem Rückzuge am tiefsten empfand, war der Mangel an Fuhrwerken, weil er nicht allein viele Verwundete und Kranke in den Händen der Gegner lassen mußte, über deren Schicksal er besorgt war, sondern weil ihm auch die Mittel fehlten, viele werthvolle dem Staate gehörige Gegenstände mitnehmen zu können, namentlich mußte er die im Palazzo Marino befindliche Centralkasse zurücklassen. Dieses Gebäude ist sehr massiv und seine Thore und eisernen Riegel konnten nur durch Kanonen geöffnet werden, denn alle Beamten waren versteckt oder geflohen, es war nicht möglich, eines derselben habhaft zu werden. Diese Schwierigkeit, wenn sie auch mit einigem Verlust verbunden gewesen wäre, war noch zu überwinden. Wo aber die Kasse hingeben? auf entladene Munitionskarren? Das wäre das einzige Mittel gewesen, aber in der Lage, in der der Feldmarschall sich befand, waren seine Patronen nicht mit Geld aufzuwiegen. Nur einige hunderttausend Gulden in Gold- und Silberbaaren wurden aus der am Walle liegenden Münze gerettet.

Gegen Abend räumten alle Posten, die in den dem Walle nahe liegenden Kasernen sich befanden, ihre Aufstellung, namentlich das Polizeibataillon, welches sich in seiner Kaserne mit großer Tapferkeit vertheidigt und gehalten hatte. Auch ein Bataillon Geppert Infanterie (Italiener), welches in Monza von einer Uebermacht größtentheils bewaffneter Velteliner überfallen worden war, bahnte sich den Weg nach Mailand, verlor aber seine Regimentsbagagen, die nicht durch die barrikadirten Straßen gebracht werden konnten.

Die Einleitungen zu diesen Anordnungen wurden mit

Umsicht von dem Chef des Generalstabes, Oberst Graf Wratislaw, getroffen und mit Pünktlichkeit ausgeführt.

Abends gegen 10 Uhr standen sämmtliche Truppen in fünf Colonnen auf dem Waffenplatz aufmarschirt. Die Brigaden Wohlgemuth und Clam hatten sich ihres Auftrags vollkommen entledigt. Alle den Wällen nahe liegenden Gebäude, so wie jene Häusergruppe, welche den Bahnhof bildete, wurden von den Insurgenten gereinigt, viele derselben mit Sturm genommen, andere durch das Feuer der Geschütze und Raketen in Brand gesteckt. Die Flanken des weiten Zuges waren durch Tirailleurs gedeckt. Die ganze Bewegung ward von den Insurgenten wenig gestört, nur bei der Porta Tenaglia war ihr Feuer ziemlich heftig. Hauptmann Hussewich von Rukavina Grenadieren erhielt hier einen Schuß in den Rücken, an dem er starb.

Nachdem die Avantgarde einen angemessenen Vorsprung gewonnen hatte, folgten die übrigen Colonnen. Der Feldmarschall befand sich an der Spitze des dritten. Das Kastell und die Arena blieben noch so lange besetzt, bis der ungeheure Train abgefahren war, den die Wagen fliehender Officiers- und Beamtenfamilien und anderer die Volkswuth fürchtender Deutschen bildeten. Ihre Besatzungen folgten dann, den Rückzug deckend. Der Zug ging um den Wall durch die Porta Orientale, die äußere Circumvallationslinie einschlagend, und dann bei Porta Romana in die Straße einlenkend. Es herrschte während dieses schwierigen Marsches eine bewunderungswürdige Ordnung, es fand nicht die leiseste Stockung statt. Die beiden Brigaden Wohlgemuth und Clam schlossen sich an die Hauptcolonne. General Clam übernahm die Nachhut.

Wenn man die große Ermüdung der Truppen in Erwägung zieht, die fünf Tage und Nächte unter einem kalten

Regen, in beständigen Kämpfen gegen einen in Häusern versteckten Feind zugebracht hatten, die während dieser Zeit wie begreiflich nicht aus ihren Kleidern gekommen, kaum einige Stunden Schlaf und nur unvollkommene Nahrung genossen hatten, so fühlt man sich mit Bewunderung für die Armee erfüllt, die ruhig und mit fester Haltung, mit dem Vorsatz in der Brust dahin zog, den heutigen Tag durch blutige Siege zu rächen. Das Ganze bot übrigens einen wahrhaft schauerlichen Anblick dar. Die Nacht war finster und kalt, von den Thürmen raste der Sturm mit ununterbrochenem Geheul. Das kleine Gewehrfeuer knatterte, die Kanonen donnerten, die Flammen zahlreicher Gebäude, die brennenden Barrikaden beleuchteten den Marsch der Soldaten. Stolz und ruhig im Vorgefühl des baldigen Sieges, blickte der Feldmarschall in der Mitte seiner Krieger über diese schaurige Scene; mit solchen Soldaten durfte er alles hoffen. Wir werden bald wiederkehren, waren die Abschiedsworte, die er gegen Mailand gewandt sprach. War es der gerechte Zorn, der hiebei die Stirne des Feldmarschalls in drohende Falten zog, so muß man gestehen, daß eine so beispiellose Verrätherei, wie diese Insurrektion, ihm den gerechtesten Anlaß dazu gab. Doch bis zum 6. August war dieser Unmuth wieder verraucht, in seinem milden Herzen fand nicht Rache, sondern nur Mitleid mit den Verirrten Raum.

Die große Truppenbewegung in der Nacht hatte, da man sie nicht begriff, aber doch bemerkte, in Mailand anfangs Bestürzung verbreitet; desto größer war der Taumel der Freude, als man beim Tagesanbruch bemerkte, daß die Stadt von den Oesterreichern geräumt war. Das Volk stürmte die nun von niemand mehr besetzten Thore. Das lächerlichste Getriebe fand in Mailand statt. Siegesgeschrei, Triumphzüge, Huldigungen,

der provisorischen Regierung gebracht, wechselten mit einander, an die Verfolgung des abziehenden Feindes dachte niemand. Alte gebrechliche Frauen, Kinder und Kranke, welche sich Deutsche nannten, wurden wie Kriegsgefangene behandelt. Die improvisirte tapfere Nationalgarde erröthete nicht, sich als Schildwache vor ihre Thüren zu stellen, gleich als gälte es im Sieg überwundene tapfere Feinde zu bewachen. Jeden Augenblick verbreitete sich die Nachricht, der Feldmarschall werde gefangen gebracht. Der Graf Borromeo, so erzählt man wenigstens, stürzte die Stiege hinab, den gefangenen Feldmarschall zu empfangen. Platz für den General! schrie er, aber es war nur ein falscher Lärm. Der edle Graf hatte sich täuschen lassen, der Feldmarschall zog an der Spitze von 15,000 Mann mit 50 Kanonen ruhig der Basis seiner künftigen Operationen zu, und von der Gefangenschaft dieses Feldherrn träumten die Demagogen Mailands! Das Lächerliche paarte sich mit dem Absurden. Der als Schriftsteller bekannte nachherige Kriegsminister Litta schrieb an alle Pfarrer und Ortsvorsteher, daß der Feind geschlagen in wilder Flucht begriffen sey, und daß es jetzt nur noch gelte, die letzten Ueberreste dieser Barbarenhorden zu vernichten, wozu er sie im Namen des Vaterlands aufforderе. Dieses absurde Triumphgeschrei der hasenfüßigen provisorischen Regierung wäre bald dem Städtchen Melegnano theuer zu stehen gekommen.

Als die Colonne, an deren Spitze sich der Feldmarschall in Person befand, sich Melegnano näherte, ritt der Chef des Generalstabs, Oberst Graf Wratislaw, begleitet von dem Hauptmann Graf Castiglioni von Kaiser-Jäger voraus, um die erforderlichen Einleitungen zur Lagerung der Truppen zu treffen. Kaum waren sie im Orte angekommen, so umringte

man sie, schleppte sie auf die Municipalität, wo sie eine Masse bewaffneten Gesindels fanden, das unter Schimpfen und Todesdrohungen von ihnen verlangte, der Feldmarschall solle die Waffen niederlegen und sich mit seinen Truppen als Gefangene ergeben. Der Oberst machte sie auf die Ungereimtheit ihrer Forderung aufmerksam, und zeigte ihnen, welcher Gefahr sie das Städtchen aussetzten; allein umsonst. Die Aufforderungen der provisorischen Regierung und die Aufreizungen ihrer Emissäre hatten den guten Leuten den Kopf so verrückt, daß der Oberst in der That in Lebensgefahr schwebte, der er nur dadurch entging, daß man ihn mit seinem Gefährten in das dortige mittelalterliche Kastell schleppte, wo er durch seinen Kerkermeister, der mit ihm entfloh, befreit ward.

Als der Feldmarschall durch die Avantgarde Nachricht von dem, was in Melegnano vorging, erhielt, verließ ihn die Geduld. In wenigen Minuten donnerten einige Zwölfpfünder und Raketenbatterien gegen Melegnano, das sogleich in Brand gerieth. Den Grenzern und Jägern der Avantgarde befahl er, den Ort mit Sturm zu nehmen, indem er ihn der Plünderung preisgab. Obgleich die Insurgenten aus den ersten Häusern auf die eindringenden Truppen feuerten, so war doch der Widerstand in einem Augenblick überwunden. Die Satelliten der provisorischen Regierung ergriffen die Flucht und überließen den unschuldigeren Theil der Bevölkerung der Rache der Soldaten. Der Feldmarschall rief die plündernden Truppen bald wieder zurück, die eilig seinem Rufe folgten; einige Gebäude brannten ab und einige Bürger fanden den Tod, hauptsächlich durch Kanonenkugeln, ihre Leichname lagen auf der Straße. Die über den Lambro führende massive Brücke hatten die Insurgenten nicht zu zerstören vermocht,

dagegen hatten sie dieselbe durch Steine, Barren und Balken dergestalt verrammelt, daß die Wegräumung dieser Barrikade Mühe und Zeit erforderte, ein Umstand, der zum großen Nachtheil der Städtischen ausschlug, weil nun die im Durchmarsch begriffenen Colonnen im Orte Halt machen mußten, und der ermüdete und erbitterte Soldat durch Oeffnen der Gewölbe, Keller und Bäckereien sich Lebensmittel zu verschaffen suchte. Das Schicksal Melegnano's trug gute Früchte. Das wie gewöhnlich vergrößerte Gerücht seines gänzlichen Unterganges flog durch das ganze Land und verbreitete überall Schrecken und Bestürzung. Kein Ort wagte mehr, dem Marsch der Truppen Widerstand zu leisten. Zwischen Mailand und Melegnano waren wir noch auf Abgrabungen und Barrikadirungen der Straße gestoßen, von nun an war keine Rede mehr davon. Straßen und Brücken waren im besten Zustand, und bestanden wirklich irgendwo Barrikaden, so verschwanden sie bei unserer Annäherung. Die Orte gaben willig her, was die Truppe bedurfte, und ruhig wie im Frieden, unter Beobachtung der strengsten Mannszucht, durchzogen wir das Land.

Die Verluste, die der Feldmarschall in dem Straßenkampf erlitten hatte, waren keineswegs so bedeutend, daß sie eine Schwächung seiner Macht genannt werden konnten. Wir wollen für die vollkommene Richtigkeit der Ziffern nicht haften, da wir in diesem Bezuge unserem Gedächtnisse nicht unbedingt trauen dürfen, wir glauben jedoch der Wahrheit sehr nahe zu kommen, wenn wir die Zahl der Todten auf 5 Officiere und 176 Mann, jene der Verwundeten auf zweihundert einige dreißig mit mehreren Officieren, die der Gefangenen zwischen 150 und 180 annehmen. Die Gefangenen rührten von jenen kleinen Posten her, die sich entweder nicht mehr

befreien konnten oder durften; so z. B. die Wache des Geniegebäudes und Stadtcommandos, die sich nur wegen Mangel an Munition ergeben mußte, die aber keineswegs aus einer Compagnie, wie einige Erzähler irrig behaupten, sondern aus einem gewöhnlichen verstärkten Wachposten bestand; dann die Wache des Spitals, die durchaus zum Schutze desselben zurückbleiben mußte, ferner die Krankenwärter, einige Officiersdiener, und so weiter.

Mailand hat eine Liste seiner gefallenen Freiheitskämpfer veröffentlicht, die wir aber für eine officielle Lüge erklären. Obgleich die Mailänder gedeckt gegen einen ungedeckten Feind kämpften, so muß dennoch ihr Verlust weit größer gewesen seyn; denn man muß nicht vergessen, daß eine Menge von Häusern mit Sturm genommen werden mußte, wobei, wie begreiflich, die Zahl der Opfer bedeutend war. Hätte sich der Soldat in diesem Kampfe nicht mit großer Mäßigung benommen, so würde Mailand die Zahl der Todten nach Tausenden zählen.

Hunderten von Gefangenen schenkte der Feldmarschall die Freiheit, nicht gerechnet jene, die durch die Menschlichkeit der Officiere dem Tode entrissen wurden.

Ueberhaupt war das System der Lüge in diesem Kriege von unsern Gegnern dergestalt organisirt, daß es um seiner Uebertreibungen willen uns nichts schadete, die eigene Sache aber verdächtigte und lächerlich machte. Zur Unterhaltung unserer Leser geben wir hier ein Pröbchen eines Bulletins, welches über das kleine Scharmützel von Goito, auf das wir bald kommen werden, erschien und damals durch ganz Italien cirkulirte.

„Die österreichische Armee hat aufgehört zu seyn. Vierzig-

tausend Gefangene haben sich vor dem großen Schwerte Italiens niedergeworfen. Radetzky, dem beide Beine zerschmettert waren, ist unter dem Beifallsgeschrei der Armee am Schweife seines Pferdes fortgeschleift worden. Verona hat sich ergeben, man hat sich aller Fahnen, Kanonen, aller Bagagen des Feindes bemächtigt. Die Zahl der Todten ist unberechenbar," und so weiter.

So zu lügen ist wenigstens der Mühe werth. Spaßvögel haben sich die Unterhaltung gemacht, zu berechnen, wie hoch nach den Bekanntmachungen die Verluste der Oesterreicher sich an Todten und Verwundeten beliefen, und haben die nicht unbedeutende Zahl von nahe an acht Millionen herausgebracht.

Armes Oesterreich! Blut, viel edles Blut hast du allerdings vergossen, aber so schlimm ist es dir doch nicht ergangen.

Sehr bedeutend waren dagegen die Verluste, welche die Truppen an ihrem Mobiliarvermögen erlitten. Vom Feldmarschall abwärts hatten die Officiere fast nichts gerettet als was sie am Leibe trugen. In den ersten Stunden des Kampfes hatte man nicht daran gedacht, etwas aus den Wohnungen fortbringen zu lassen. Später war es wegen der vielen Barrikaden nicht mehr möglich, ohne Menschenleben dabei zu opfern. Wäre aber auch die Rettung der Effekten noch möglich gewesen, so fehlte es doch an dem erforderlichen Fuhrwerk zum Fortbringen derselben.

Eben so erging es dem Soldaten. Die mit allem sehr wohl ausgerüsteten Truppen waren in ihren gewöhnlichen Monturen ausgerückt, und hatten dagegen ihre neuen Monturen in den Monturskammern zurückgelassen. Da sie nicht mehr in ihre Kasernen zurückkehrten, so ging dieses alles

verloren, ein um so empfindlicherer Verlust, als man nun einen Krieg mit abgetragenen Monturen eröffnen mußte.

Die sogenannte provisorische Regierung, jeden Begriffes von Recht baar und ledig, bemächtigte sich dieses Privateigenthums und ließ es in öffentlichen Licitationen zersplittern; freilich machte sich die Armee später dafür bezahlt, aber nicht Alles läßt sich mit Geld wieder ersetzen, und so ging denn auch Manches verloren, das für den Eigenthümer ein unersetzlicher Verlust war.

Der Feldmarschall lagerte bei Melegnano, und setzte, in seinen Flanken gedeckt durch die Brigaden Strassoldo und Clam, seinen Marsch am 25. nach Lodi fort. Auch hier war es bereits zu unruhigen Auftritten gekommen, es hatte sich eine provisorische Regierung gebildet; unterdessen war der Erzherzog Ernst, der als Brigadier dort stand, noch Meister seiner Stellung geblieben und hatte die Brücke über die Adda in seiner Macht. Die Bevölkerung zeigte zwar eine feindliche Haltung, allein die mit Blitzesschnelle sich verbreitende Nachricht dessen, was in Melegnano stattgefunden hatte, stimmte sie um. Der Feldmarschall zog ohne alle Störung ein und lagerte mit seinen Truppen jenseits der Adda, indem er die Stadt mit mehreren Bataillons besetzt hielt.

In dieser Stellung hätte der Feldmarschall in wenig Tagen Verstärkung von 6—7000 Mann nebst mehreren Batterien erwarten können. Die Garnisonen von Pavia, Piacenza, Brescia und Crema waren im Anzug. Noch kannten wir die Treulosigkeit Karl Alberts in ihrem ganzen Umfange nicht, es kam also neuerdings die Frage zur Verhandlung, ob wir in der Stellung von Lodi weitere Nachrichten aus den Provinzen abwarten sollten. Da machte eine Nachricht, die uns

wie ein Blitz aus heitern Lüften traf, jedem ferneren Zweifel ein Ende. Durch einen aufgefangenen Brief erfuhren wir die Ereignisse und den Verlust Venedigs. Wie schwer es uns auch fiel, wir mußten an eine Kunde glauben, die wir für unmöglich gehalten hätten. Sie öffnete uns nun mit Einem Schlage die Augen über unsere Lage, denn daß das flache Land und die übrigen Städte dem Beispiele der Hauptstadt gefolgt seyn werden, darüber konnte uns kein Zweifel mehr bleiben. Welche ungeheuern Hülfsmittel aber die Revolution aus den Arsenalen und Magazinen Venedigs schöpfen, wie sehr sie dadurch ihre Kraft und Intensität vermehren und stärken würde, mußte auch dem Kurzsichtigsten klar werden. Da Venedig gefallen, so schien nichts mehr unmöglich. Den Feldmarschall erfüllte das Schicksal seiner Festungen, über die er keine Nachrichten hatte, mit der größten Besorgniß, von ihrer Erhaltung hing auch die Erhaltung Italiens ab. Er beschloß daher, unverzüglich seinen Rückzug nach Verona fortzusetzen.

Unbelästigt von dem Feinde zog er über Crema, Manerbio und Montechiari dem Mincio zu. In Crema vereinigte er sich mit der schwachen Garnison dieser Stadt, wo der Major Graf Goudenhoven von Bayern-Dragoner mit Entschlossenheit und dadurch, daß er die Häupter der Freiheitspartei verhaften ließ, den Aufruhr darnieder gehalten hatte. Auch stieß hier Fürst Karl Schwarzenberg mit dem, was ihm von der Garnison Brescia's geblieben war, zu ihm.

In Manerbio erfuhr der Feldmarschall, ebenfalls durch einen aufgefangenen Brief, daß Mantua sich noch halte, aber in höchster Gefahr schwebe. Er ertheilte nun dem General Wohlgemuth den Befehl, mit sieben Bataillons und drei

Batterien unaufhaltsam und ohne mehr Rast zu machen, als eben zum Abkochen für die Mannschaft erforderlich sey, nach Mantua zu marschiren. Das unerwartete Erscheinen dieser Truppen vor den Thoren Mantua's befreite diesen wichtigen Platz von jeder ferneren Gefahr. Erst in Montechiari erhielten wir durch den Oberlieutenant Graf Pimodan von Windisch-grätz-Chevauxlegers die ersten officiellen und bestimmten Nachrichten über die Ereignisse, die unterdessen im Venetianischen stattgefunden hatten. Nun erst vermochte der Feldmarschall die ganze Lage der Dinge zu übersehen. Er ließ an der Linie der Chiese eine Arrieregarde stehen, zog den Ueberrest seiner Truppen auf das linke Mincioufer und eilte für seine Person nach Verona, wo er am 2. April eintraf.

Wir werden uns kurz fassen in der Schilderung dessen, was in den übrigen Städten vorging. Wir erblicken überall dasselbe Gewebe von List, Trug und Verrätherei. Anfangs geheuchelte Freude über die Wiener Ordonnanzen, dann die Forderung der Errichtung der zugesagten Nationalgarde, unterstützt von der Treulosigkeit oder Schwäche der politischen Behörden. War diese Forderung bewilligt, so folgte die Bildung einer Revolutionsbehörde, die die ganze politische Macht usurpirte und statt einer provisorischen Nationalgarde eine allgemeine Volksbewaffnung vornahm. Endlich der Versuch, sich treuloser Weise der Person der höchsten Militärcommandanten zu bemächtigen; an mehreren Orten Abfall der verführten Soldaten, Barrikadenbau und Sturmläuten.

Obgleich durchaus über Einen Leisten geschlagen, ward diese Rolle doch mit großer Feinheit und List durchgeführt, und mit Beschämung gestehen wir, daß sie fast überall gelang; fast überall ließen die Militärbehörden sich durch Täuschung

hinhalten und erwachten erst aus ihrer Zweifelsucht, wenn es schon zu spät war. Wer übrigens die große Abneigung unserer Regierung gegen Blutvergießen, wer die strengen Befehle kannte, die dießfalls den Truppenanführern gegeben waren, der wird zwar keine Rechtfertigung, aber doch eine Entschuldigung der Befehlshaber darin finden, wenn diese mit Gewaltmaßregeln bis aufs Aeußerste und leider oft so lange zauderten, bis es zu spät war. Die Energie und Entschlossenheit, die der Feldmarschall für seine Person bei Bekämpfung des Aufstandes in Mailand entwickelte, kann bei Beurtheilung der Unterbefehlshaber nicht zum Maßstabe dienen; was er thun durfte, was er verantworten konnte, das durfte, das konnte ein Anderer nicht. Oesterreich war keine Militärregierung; nirgends, Dalmatien ausgenommen, wo es vielleicht am wenigsten Noth thut, war Civil- und Militärgewalt mit einander vereinigt; das Rivalisiren der beiden Gewalten war in unserem Staate stark ausgeprägt, daher wenig freundliches Zusammenwirken derselben. Nicht selten betrachtete die Civilgewalt die Militärmacht geradezu als ihren Feind, und das Militär rächte sich nach seiner Art durch Geringschätzung der ersteren. Persönliche Eigenschaften der Chefs konnten dieses Verhältniß versöhnlicher gestalten, allein sie konnten alle seine Uebelstände nicht beseitigen. Hoffen wir, daß dieses eine Aenderung erleiden wird. Im Angesicht der gegenwärtigen Zeit ist Zwiespalt der beiden großen Gewalten des Staates eine gefährliche Sache, und mit der Gensdarmerie allein wird es denn doch nicht gehen.

Kehren wir zur Geschichte zurück. In Piacenza, wo das Regiment Rukawina, in Pavia, wo das Regiment Gyulai in Besatzung lag, fand kein Aufruhr statt. Die Truppen zogen

unbelästigt ab, und die Einwohner, froh, dieser gefährlichen Gäste los zu werden, leisteten ihrem Abzuge noch Beistand.

Anders verhielt es sich in Como. In Varese lag das zehnte Jägerbataillon, in Como ein Warasdiner Grenzerbataillon, zwei Compagnien Prohaska und ein Zug Radetzky-Husaren. Diese Truppen gehörten zur Brigade Strassoldo. Der tapfere und umsichtige Oberst Kopal, an der Spitze des zehnten Jägerbataillons, erkannte bald das Gefahrvolle seiner Lage, er bahnte sich mit den Waffen in der Hand einen Ausweg und vereinigte sich mit der Brigade in Saronno. Allein in Como zauderte man zu lange. Die Stadt liegt in einem tiefen Kessel, und zwar so, daß jeder Ausweg aus derselben sehr leicht verhindert werden kann. Kaum hatte die Revolution begonnen, so strömten tausende wohlbewaffneter Freischaaren aus dem nahen Kanton Tessin und den Bergen des Veltlins nach Como. Durch Täuschungen hingehalten, versuchte der Commandant des Bataillons Warasdiner Grenzer, Major Baron Millutinovic, mit seinem Bataillon das Freie zu erreichen, allein er erhielt einen Schuß in den Schenkel und starb bald darauf an seiner Wunde. Der im Commando ihm nachfolgende Hauptmann ließ sich dadurch bestimmen, in die Kaserne zurückzukehren. Nun war die Sache verloren; durch Hunderte von Barrikaden eingeschlossen, bewacht durch die nahe gelegenen, mit guten Schützen stark besetzten Häuser, blieb dem Bataillon keine Wahl mehr, es mußte sich ergeben. Die zwei Compagnien von Prohaska lagen in einer Kaserne der Vorstadt, bereit, sich an das Grenzerbataillon anzuschließen; da dieses nicht erschien, leisteten sie einen langen und tapferen Widerstand, aber endlich zwang Hunger und Mangel an Munition auch sie zur Uebergabe. Das war einer der

bedeutendsten Verluste, der die Armee traf, da die Besatzung aus lauter treuen, ergebenen Truppen bestand. Es läßt sich nicht bezweifeln, daß die Garnison von Como durch ein rasches Vorrücken ihrer Brigade befreit worden wäre, allein die in Mailand ausgebrochene Empörung verhinderte dieses.

Wir haben früher erwähnt, daß ein Bataillon Erzherzog Sigismund sich den Weg aus Bergamo gewaltsam eröffnet und sich mit dem Feldmarschall in Mailand vereinigt hatte. Nun blieb nur noch ein Bataillon Sluiner Grenzer zurück. Dieses Bataillon lag in mehreren Kasernen, und das ganze Augenmerk der Insurgenten war darauf gerichtet, die Vereinigung der getrennten Theile zu verhindern. Inzwischen gelang es dennoch dem Commandanten, dieses Manöver zu bewerkstelligen, und nun verließ er bei Nachtzeit, und zwar auf einer Seite, wo man es nicht vermuthete, die Stadt und vereinigte sich mit mancherlei Schwierigkeiten unerwartet auf der Ebene von Montechiari mit drei von Cremona kommenden Schwadronen Kaiser-Uhlanen, welche Truppen nun vereint sich nach Peschiera wandten.

In Brescia hatte dasselbe Spiel der Einschläferung begonnen, womit man den Feldmarschalllieutenant Karl Schwarzenberg hinzuhalten suchte, bis man Nachricht von den Ereignissen in Mailand und den übrigen Städten erhielt, während man einstweilen Alles auf den nahen Ausbruch vorbereitete. Kaum waren diese eingetroffen, so verlangte man von der Garnison Niederlegung der Waffen. Jetzt ließ Schwarzenberg die bestimmten Alarmschüsse geben, allein die zusammenrückende Garnison ward nun überall mit Schüssen empfangen. Anderthalb Compagnien des dritten Bataillons Haugwitz fielen ab und nahmen ihren Commandanten, Major Baron Wimpfen,

gefangen, der Ueberrest blieb treu und folgte dem Fürsten, der nun seinen Marsch über Orzinovi gegen Crema nahm, wo er sich mit dem Feldmarschall vereinigte. Der Fürst hatte dem früher erwähnten, vom Feldmarschall erwarteten Munitionstransport eine Compagnie Hohenlohe und einen Zug Bayern-Dragoner entgegengeschickt. Es war dieser Abtheilung jedoch unmöglich, den stark barrikadirten und mit Insurgenten besetzten Ort Santa Eufemia zu passiren; sie zogen sich also zurück und vertheidigten sich in einer ehemaligen Stückgießerei so lange, bis sie den Abmarsch der Garnison erfuhren, der sie, ohne vom Feinde besonders belästigt zu werden, nachfolgten. Den beiden Compagnien von Hohenlohe, welche sich im Kastell befanden, gelang es ebenfalls, unverfolgt abzuziehen; sie zogen sich durch die Berge gegen Tyrol und vereinigten sich später wieder mit der Armee.

Sehr schmerzlich war die Katastrophe, die die Garnison von Cremona traf. Im Augenblick der Entscheidung empörten sich die beiden Bataillone von Erzherzog Albrecht und ein Bataillon Ceccopieri-Infanterie, welche die Garnison bildeten, und gingen, von einigen treulosen Officieren geführt, zur Insurrektion über. Dieser schändliche Verrath einer Truppe, auf deren Treue man rechnete, hatte eine Convention zur Folge, wodurch zwar der Abmarsch der drei in Cremona befindlichen Schwadronen Kaiser-Uhlanen ermöglicht wurde, aber eine Batterie in den Händen der Insurgenten gelassen werden mußte.

Die Officiere der abgefallenen Bataillone, etwa 70 an der Zahl, sollten zufolge dieser Uebereinkunft nach Tyrol gebracht werden; bei Desenzano wurden sie von Brescianer Freischaaren, die sich an die Convention von Cremona nicht

gebunden hielten, überfallen, ihres Gepäcks beraubt und nach Brescia in Gefangenschaft gebracht. Die vorrückenden Piemontesen hatten nicht den Muth oder den Willen, diese so völkerrechtswidrig behandelten Officiere ihrer Gefangenschaft zu entlassen, wahrscheinlich weil sie mit so wohlfeil errungenen Trophäen prunken wollten.

Vor allen gefährdet war die Lage Mantuas. Diese wichtige Festung hatte, wie alle andern, die Folgen eines mehr als dreißigjährigen Friedens erfahren. Man hatte eben nicht mehr auf dieselbe verwendet, als nothwendig war, um sie vor gänzlichem Verfall zu bewahren. Mehrere bedeutende Werke waren unvollendet geblieben. Vieles für den Kriegszustand unentbehrliche Material war nach und nach aufgezehrt worden, ohne daß man an seinen Ersatz gedacht hatte. Verproviantirt war sie gar nicht. An Munition fehlte es nicht, aber sie war nicht verarbeitet und lag zu tausenden von Centnern in zwei mehrere Stunden von der Festung entfernten Friedenspulvermagazinen. Zu ihrer Bergung in der Festung fehlte es an Fuhrwerken. Die Garnison bestand aus zwei Bataillons Haugwitz, dem 6. Garnisonsbataillon und zwei Schwadronen Windischgrätz-Chevauxlegers. Man hatte kaum so viel Garnisonsartillerie, als erforderlich war, um einige zwanzig Kanonen bedienen zu können, nebst einigen Mann Genietruppen. Das Regiment Haugwitz bestand aus Italienern, das 6. Garnisonsbataillon der Mehrzahl nach ebenfalls. Ob diese Truppen treu ausharren würden, war wenigstens problematisch. Das Regiment Haugwitz ward durch Rekruten der Provinz Brescia ergänzt, es stand also in direkter Berührung mit seinen Blutsverwandten, die sämmtlich der Fahne des Aufruhrs gefolgt waren. Die große Thätigkeit,

die der Oberst Graf Pergen nebst seinen Officieren, so wie der Commandant des 6. Garnisonsbataillons, Wainowich, entwickelten, erhielten jedoch diese Truppen in Treue und Disciplin. Dieser Zustand der Garnison und der Festung bedrohte den Commandanten General der Kavallerie von Gorczkowsky mit der größten Gefahr; es erforderte die höchste Umsicht und Standhaftigkeit, ihr zu entgehen und so lange jeden blutigen Conflikt mit der Bevölkerung zu vermeiden, bis die Hülfe, auf die er rechnen durfte, eingetroffen und er in die Lage versetzt seyn würde, mit Kraft den revolutionären Umtrieben ein Ende zu machen.

Wie überall hatten in Mantua die ersten Unruhen mit Angriffen auf die Lotterie und das Cigarrenrauchen begonnen. Am 18. März, wo die Ereignisse Wiens bekannt wurden, erfolgten große Demonstrationen im Theater, man erschien öffentlich mit dreifarbigen Kokarden, und jetzt schon fing man an, im Geheimen Waffen auszutheilen. Am 19. bildete sich mit dem Podesta Graf Arco an der Spitze ein Revolutionscomité, das das Ansehen der politischen Behörde ganz verschlang und die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten usurpirte.

Da man wußte, daß das aus dem Modenesischen und Parmesanischen zurückkehrende Regiment Franz Ferdinand d'Este, auf welches Gorczkowsky seine Hoffnungen setzte, im Anzug gegen den Po begriffen sey, sandte das leitende Comité Emissäre aus, um alle fliegenden Brücken und Ueberfuhrmittel zu vernichten oder in Sicherheit zu bringen, die Straßen abzugraben, zu verbarrikadiren und den Uebergang des Regiments, den man fürchtete, zu verhindern. Gorczkowsky ließ die wenige verfügbare Artilleriemannschaft auf die Wälle rücken, die aufgeführten Kanonen gegen die Stadt richten und im

Geheimen mit Munition versehen. Er drohte mit dem Belagerungszustand, die Thore wurden gesperrt, die Besatzung der Citadelle verstärkt, und ihr in der Person des Hauptmanns Mauler von Haugwitz ein tüchtiger Commandant gegeben.

In dieser drohenden Stellung gegen einander verharrten die beiden Parteien während des 20. und 21., während welcher Zeit das Revolutionscomité nicht aufhörte, die Treue der Truppen durch Emissäre zu erschüttern und die abenteuerlichsten Berichte über den Untergang des Feldmarschalls mit allen seinen Truppen zu verbreiten. Am 21. verkündete die politische Behörde, daß der sich damals in Verona befindliche Erzherzog Vicekönig für Mantua die Errichtung einer provisorisch aus 300 Mann bestehenden Nationalgarde bewilligt habe. Jetzt benützten die Empörer die Nacht, um eine Menge Gewehre zu vertheilen und sich zu verbarrikadiren, wodurch sie sogar die direkte Verbindung mit der Citadelle sperrten. Aus der Andreaskirche machten sie ein Waffendepot und verbarrikadirten sich daselbst auf alle mögliche Weise. Das Rathhaus ward mit mehreren hundert Bewaffneten, so wie auch verschiedene andere Punkte der Stadt besetzt. Ein blutiger Zusammenstoß schien unvermeidlich. Der Festungscommandant sandte nun zwei Officiere an das Comité, die Aufräumung der Barrikaden zu verlangen, und ließ gleichzeitig die Garnison auf die Alarmplätze ausrücken. So standen nun Bevölkerung und Garnison einander schlagfertig gegenüber. Den Bemühungen des Bischofs gelang es, das Volk einigermaßen zu beschwichtigen. Das ausgestreute und durch den Artilleriecommandanten Oberst Baader klug genährte Gerücht, daß ein Theil Mantuas unterminirt sey, trug viel dazu bei, das Volk im Schach zu halten. Jetzt sandte das Comité eine Deputation an den

Festungscommandanten, deren insolenter Wortführer der Domherr Strambio war, welcher unter dem Vorwand, daß die Gegenwart der ausgerückten Truppen allein die Aufregung erzeuge, forderte, daß die Truppen sich in die Außenwerke zurückziehen sollen. Mit Energie und Unwillen wies der Festungscommandant diese Forderung zurück, konnte aber nicht verhindern, daß der revolutionäre Ausschuß in dem Inneen der Stadt mit Hülfe seiner Nationalgarde die ganze Gewalt der politischen Behörde ausübte.

Während dieß vorging, traf der Feldmarschall Erzherzog Ferdinand, die regierende Herzogin von Modena begleitend, in Mantua ein. Die hohen Reisenden wurden von der Nationalgarde auf die Municipalität geführt, wo ein Graf Arrivabene die Frechheit hatte, der Herzogin seinen Schutz anzubieten und Muth zuzusprechen, worauf die Herzogin königlichen Sinnes antwortete (Satis regaliter respondit, sagt Livius): „Eine deutsche Frau kennt keine Furcht.“ Hievon unterrichtet, begab sich Gorczkowsky, jede andere Rücksicht auf die Seite setzend, nur von zwei Officieren begleitet, auf die Municipalität. Diese Gelegenheit benützten die Fanatiker der Partei und beantragten die Gefangennehmung des Festungscommandanten und der hohen Herrschaften, einige darunter verlangten sogar ihre Ermordung. So weit ging jedoch weder der Muth, noch die Verdorbenheit der Mehrheit. Man ließ die Herzogin, von der Nationalgarde bis zur Citadelle begleitet, abreisen, und Gorczkowsky kehrte zu Fuß, wie er gekommen, durch den aufgeregten Pöbel zurück, ohne daß jemand, trotz der mehrfachen Aufforderungen, es gewagt hätte, ihm Hindernisse in den Weg zu legen.

Der Festungscommandant, der seine ganze Hoffnung auf

das Eintreffen des Regiments Este gesetzt hatte, sandte in der Nacht ein Detaschement mit dem Befehl ab, diesem Regiment seinen Uebergang über den Po zu sichern. Das Comité, davon benachrichtigt, ergriff nicht allein alle Maßregeln, um dieses zu hindern, sondern sandte noch Deputation über Deputation, welche die Uebergabe der Festung forderten. Mit Stolz von Gorczkowsky zurückgewiesen, stürzten sie unter das Volk, um dasselbe zum Beginn der Feindseligkeiten aufzufordern, allein es gelang der gemäßigten Partei, die Absendung einer Deputation an den Vicekönig nach Verona durchzusetzen. Diese Deputation reiste ab; inzwischen fuhr man fort, Barrikaden gegen das Thor Ceresa zu errichten, wo das Regiment Este herkommen sollte. Diesem war es mit Hülfe der abgesandten Detaschements unterdessen wirklich gelungen, die fliegende Brücke aufzufinden und herzustellen, und während man gegen das Thor Ceresa Vertheidigungsanstalten traf, umging Oberst Castelliz einen Theil der Festung und rückte mit acht Compagnien durch das Thor Pratilla in die Festung ein; den so getäuschten Pöbel ergriff Furcht, er zerstreute sich für diese Nacht nach allen Richtungen.

Nun hatte zwar diese kleine Verstärkung die Gefahr noch nicht beseitigt (denn Mantua zählt 30,000 Einwohner), aber die Lage des Festungscommandanten doch um Vieles gebessert. Bei der ungewissen Stimmung des italienischen Theils der Besatzung war es indessen immer noch nicht gerathen, sich, ehe man dazu gezwungen war, in einen Straßenkampf einzulassen. Die nach Verona entsendete Commission kehrte zurück, hatte aber weiter nichts erreicht, als daß der Vicekönig dem Festungscommandanten es anheim stellte, nach Pflicht und Gewissen zu handeln. Noch einmal versuchte das Comité Gorczkowsky

zur Uebergabe der Festung aufzufordern, sich auf einen angeblichen Befehl des Vicekönigs stützend. Mit Ruhe entgegnete er, daß er einen solchen Befehl nicht erhalten habe, daß er ihn aber auch nicht befolgen würde, indem er von dem Feldmarschall allein abhänge, und daß man ihm die von seinem Kaiser ihm anvertraute Festung nur mit seinem Leben entreißen werde. Wüthend über die Täuschung ihrer Hoffnung, denn man fühlte, daß man den günstigen Augenblick versäumt hatte, stürzten sich nun die Demagogen unter das Volk, es zum Beginn des Kampfes aufzuhetzen. Schon schien ein Blutbad nicht mehr vermeidlich, da wirbeln plötzlich Trommeln vor den Thoren und das Regiment Erzherzog Ernst, vom Generalcommando gesandt, zieht, nachdem es sich den Durchzug durch mehrere insurgirte Orte hatte erkämpfen müssen, mit fliegenden Fahnen in Mantua ein. Den Empörern fallen die Waffen aus der Hand. Mantua ist gerettet und mit ihm eines unserer festesten Bollwerke dem Kaiser erhalten.

Am 31. März traf auch Wohlgemuth mit seinen sieben Bataillons und drei Batterien in Mantua ein. Alle Demagogen, die nicht schon geflohen waren, ergriffen nun die Flucht. Gorczkowsky erntete die Früchte seiner Standhaftigkeit.

Wir haben bei den Ereignissen von Mantua länger verweilt, weil wir ein so schönes Beispiel von Treue, Klugheit und Standhaftigkeit, wie dasjenige war, welches der General der Kavallerie Gorczkowsky der Armee zur Nachahmung gab, nicht mit kurzen Worten abfertigen zu dürfen glaubten. Leider sind wir genöthigt, diesem schönen Bilde ein anderes entgegenzustellen, das zwar, dessen sind wir gewiß, frei von Verrath ist, in dem aber Schwäche eine um so traurigere Rolle spielt, als die zu lösende Aufgabe um so viel leichter

war, als jene, die General Gorczkowsky mit so viel Ruhm glücklich durchführte.

Die militärische Wichtigkeit Venedigs hatte in früherer Zeit den Feldmarschall in weitläufige Correspondenzen mit dem Hofkriegsrathe verwickelt, und es war seinem unausgesetzten Drängen gelungen, nicht unwichtige Verbesserungen im Befestigungssystem Venedigs durchzusetzen. Viele derselben waren bereits vollendet, andere noch im Bau begriffen, als die Revolution ausbrach. Allerdings hatte man bei diesen Bauten mehr den Angriff eines äußern als eines innern Feindes im Auge, nichtsdestoweniger konnte der Festungscommandant auch gegen einen Aufstand Nutzen daraus ziehen. So waren z. B. die Forts zwar nicht vollkommen armirt, aber doch mit einer hinlänglichen Anzahl Geschütze versehen, um jedem Versuche zu ihrer Ueberrumpelung widerstehen zu können. Der Festungscommandant, Feldmarschalllieutenant Graf Zichy, war ein Mann, dessen Treue über jeden Verdacht erhaben war. Er hatte sich mit der starken wie mit der schwachen Seite des ihm anvertrauten Platzes beschäftigt, besaß das volle Vertrauen des Feldmarschalls, und unmöglich konnte dieser voraussetzen, daß es einem als tapfer bekannten Manne im Augenblick der Gefahr an Muth und Entschluß zum Handeln fehlen werde. In der letztern Zeit, wo der baldige Ausbruch innerer Bewegungen zur Gewißheit worden war, hatte der Feldmarschall ihm aufgetragen, keinen Augenblick zu zaudern, sondern beim Schein der leisesten Gefahr nach seinen Befugnissen Stadt und Festung in Belagerungszustand zu erklären. Er selbst, der Festungscommandant, hatte den Vorschlag gemacht, das Arsenal, welches für sich einen festen Punkt bildete, so wie das Wachschiff statt mit der unsichern Marine mit treuen

Landtruppen besetzen zu lassen. Erstere Maßregel, nämlich die Erklärung des Belagerungszustandes, kam unbegreiflicherweise gar nicht zur Ausführung, letztere ward zurückgenommen. Man hat behauptet, daß er darin dem Andringen des Admirals, der durch diese Maßregel die Ehre seiner Truppen compromittirt glaubte, gewichen sey. Selbst die Richtigkeit dieser Annahme zugelassen, liegt darin keine Entschuldigung für den Commandanten. Er, nicht der Admiral, haftete für die Erhaltung der Festung. Sprach er den Belagerungszustand aus, so hörte jede Wirksamkeit des Admirals auf. Uns hat immer das Dienstverhältniß dieser beiden Autoritäten fehlerhaft geschienen. Allein in einem so ernsten Augenblick, wie der damalige, mußte jede kleinliche Eifersüchtelei schwinden, und bei Männern, die, dessen sind wir gewiß, dem Dienste ihres Kaisers aufrichtig ergeben waren, konnte sie nicht vorausgesetzt werden. Wer Venedig kennt, wird gestehen müssen, daß keine Stadt weniger für Volksinsurrektionen gemacht ist, wie gerade diese. Außer dem Marcusplatz und der Riva dei Schiavoni gibt es keine Punkte, auf denen eine bedeutende Volksversammlung möglich ist. War man Herr dieser beiden Plätze, so konnte man die Zugänge verbarrikadiren, das Volk aber in den engen Gäßchen sich selbst überlassen. Besetzte man die Gallerien des Dogenpalastes mit Schützen, so wie die neue Procuratie, wo der Sitz des Gouvernements war, führte man einige Kanonen auf der Piazetta auf, und hielt zum Ueberfluß einige bewaffnete Kanonierschaluppen im Canal grande, so war jeder Insurrektionsversuch unmöglich. Die Forts konnten der Stadt Lebensmittel und Wasser abschneiden, während die Garnison im Besitz ziemlich bedeutender Vorräthe war, weil ein Theil der Verpflegung der italienischen Armee von Fiume

über Venedig stattfand. Aber es hatte sich eine solche Verblendung der Autoritäten bemächtigt, daß man von allem dem gerade das Gegentheil that.

Es ist allerdings wahr, daß die Garnison für eine so ausgedehnte Festung zu schwach war. Sie bestand aus zwei Bataillons Kinsky-Infanterie, einem Grenzbataillon, einem Grenadierbataillon, einem Bataillon Wimpfen und dem fünften Garnisonsbataillon, letzteres bloß für den Sanitätsdienst bestimmt. Die Grenadiere, das Bataillon Wimpfen und das Garnisonsbataillon waren Italiener. Außer diesen Truppen befand sich noch eine Artillerie- und Genieabtheilung mit den nöthigen Officieren in der Festung. Das Regiment Fürstenwärther ward von Triest erwartet.

Eine ganz für sich bestehende Abtheilung bildete die Marine. Man wußte, daß diese Waffe von einem sehr übeln Geist beseelt war. Man hatte den Fehler begangen, sie durchaus aus italienischen Elementen zusammenzusetzen; so war sie eine venetianische, keine österreichische Marine geworden. Durch ihren Dienst, besonders in der Levante, kam sie mit allen italienischen Auswanderern in Berührung und sog die verderblichen Grundsätze ein. Die Entweichung der beiden Bandieras, Söhne eines Admirals dieses Namens, mit mehreren andern Individuen, die nachher ein so tragisches Ende in Calabrien nahmen, hätte die Augen darüber öffnen können, allein an der Spitze der Marine stand der Viceadmiral Marchese Paulucci, ebenfalls ein Italiener, der Alles aufbot, einen tiefern Blick in die Demoralisation seiner Truppen zu verhindern, nicht aus Verrätherei, sondern aus nationaler und persönlicher Eitelkeit, der er im höchsten Grade unterworfen war. Diese Truppe und ihr übler Geist hatten dem

Festungscommandanten oft große Sorge eingeflößt, die um so gerechter war, als letzterer nicht etwa nur den Matrosen und Soldaten, nein, auch die Officiere vom höchsten herab erfüllte. Der damalige Admiral Martini war kein Seemann, neu in seiner Anstellung, als Deutscher gehaßt, und als Landratte von den Matrosen nicht beachtet, daher ohne Einfluß auf seine Wäffe.

Diesen Elementen gegenüber war allerdings die Stellung des Festungscommandanten schwer, sehr schwer, aber sie war durchaus nicht unhaltbar.

Außer der Marine fand kein eigentlicher Abfall statt. Man warf die italienischen Abtheilungen gegen ihren Willen durch eine unbegreifliche Capitulation der Insurrektion in die Arme. Wir sind überzeugt, der Soldat hätte seine Schuldigkeit gethan, hätte man ihn nur handeln lassen. Der Abfall der Marine und einige Desertionen würden allerdings stattgefunden haben, allein das durfte den Festungscommandanten nicht schrecken, seine Mittel waren immer noch stark genug, um diese schwachen Insurrektionsversuche niederzuwerfen.

Wir sind leider in der Lage, so vieles sagen zu müssen, was den unglücklichen Commandanten schwer belastet, daß wir auch dasjenige, was allenfalls zu seiner Entschuldigung spricht, nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen. Das Regiment Fürstenwärther war ihm angekündigt, er erwartete dasselbe, er rechnete darauf. Es ward aber aus Besorgnissen für Triest daselbst zurückgehalten, und so entging ihm eine Hülfe, die allerdings über die Erhaltung Venedigs entschieden haben würde. Die Sicherung dieser wichtigen Festung war von der unberechenbarsten Wichtigkeit. Eine Insurrektion Triests konnte, wenn sie wirklich stattfand, doch nur eine theilweise seyn, denn dort waren die Elemente sehr getheilt,

und das deutsche und italienische hielten sich einander das Gleichgewicht. Zudem ist es eine offene Stadt und seine Lage der Art, daß man es, wir möchten sagen, von den beherrschenden Höhen mit Steinen bewerfen kann. Die Zurückhaltung des Regiments Fürstenwärther war daher, man möge darüber sagen, was man will, ein großer militärischer und politischer Fehler, der schwer in der Vertheidigungswagschale des unglücklichen Grafen Zichy wiegt.

In Venedig hielt die Revolution denselben Gang inne, wie in Mailand. Immer mehr wachsende Spannung zwischen dem Volke und den Soldaten, besonders den Deutschen. Manini und Tomaseo, die beiden Häupter der Revolution, hatten der Centralcongregation nach dem Vorbilde Mailands, wo ein gewisser Nazzari eine ähnliche, obgleich bescheidenere Vorstellung der Centralcongregation übergab, eine wahrhaft hochverrätherische Vorstellung eingereicht, welche von der Regierung nach Wien befördert ward. Manini und Tomaseo wurden auf Befehl verhaftet und ihrer revolutionären Umtriebe wegen einer Criminaluntersuchung unterzogen. Als am 17. die ersten vagen Gerüchte von den Wiener Ereignissen eintrafen, rottete sich das Volk zusammen und forderte ihre Freilassung; die politische Behörde hatte die Schwäche nachzugeben, und auf den Schultern der Menge im Triumph herumgetragen, erschien Manini auf dem Marcusplatz, wo er eine wüthende, den Aufruhr fordernde Rede an das Volk hielt. Dießmal noch vermochte das Erscheinen der Truppen die Aufregung zu beschwichtigen. Am 18. aber nahmen die Dinge einen drohenderen Charakter an. Die Volkszusammenrottungen häuften sich auf dem Marcusplatze. Emissäre drängten sich unter der Menge herum und hetzten das Volk zur Empörung

auf. Lärmen erfüllte die Lüfte, bald forderte man die Entfernung des Regiments Kinsky, bald die Bewaffnung der Guardia Civica. Vergebens erschien der Kardinalpatriarch, das Volk anredend und zur Ruhe ermahnend; seine Stimme verhallte im Wuthgeschrei. Eine Grenzerpatrouille ward insultirt; man versuchte sie zu entwaffnen, und das Volk begann das Pflaster aufzureißen. Während dieser Vorgänge kam eine stärkere Sicherheitspatrouille des Regiments Kinsky; da man auch diese insultirte und endlich ihre Entwaffnung versuchte, machte sie Gebrauch von ihren Waffen. Sie gibt Feuer, mehrere der Aufrührer bleiben todt, andere werden verwundet, das Volk ergreift die Flucht und zerstreut sich nach allen Richtungen. Die Garnison wird alarmirt und besetzt ihre Versammlungsplätze. Das war der Augenblick, wo der Festungscommandant hätte handeln und den Belagerungszustand aussprechen müssen, wo er sein Hauptquartier in den Palazzo ducale verlegen und nicht in seiner entfernten und abgelegenen Wohnung auf dem Campo San Stefano verbleiben mußte. Statt dessen bleibt er aber in nutzloser und steter Berathung mit dem Civilgouverneur Graf Palffy, dessen Wirken ohnehin schon ein Ende erreicht hatte. Eine zahlreiche Deputation erscheint bei den beiden Gouverneurs, die sich herablassen, das Geschwätz anzuhören. Sie schildern die aufgeregte Stimmung der Bevölkerung, die die Ruhe bedrohe, und erklären, daß nur die Entfernung des Militärs das Volk beschwichtigen könne. Zichy geht in diese Falle, er consignirt den deutschen Theil der Garnison in die Kaserne, während man den italienischen Truppen gestattet, frei mit den Bürgern zu verkehren, als ob man es darauf angelegt hätte, diese Truppen absichtlich zu demoralisiren. Die Garnison schäumt vor Wuth

über diese Schwäche, aber sie gehorcht. Nicht genug mit diesen Zugeständnissen, man gestattet auch noch die Bewaffnung mehrerer hundert Bürger, die, wie natürlich, nicht nach dieser Zahl fragt, sondern sich verzehnfacht, und nun statt der Garnison den Sicherheitsdienst der Stadt übernimmt. Jeder ihrer Patrouillen wird eine kleine Militärabtheilung beigegeben; dadurch wird die Kraft der Garnison zersplittert, man löst sie in Hundert von kleinen Piquets auf. Zichy hat die Schwäche, sich in allen seinen Maßregeln dem Willen und den Ansichten Palffy's unterzuordnen.

So glaubte man nun die Ruhe gesichert, da langt gegen 11 Uhr Abends ein Dampfboot an, welches die officielle Nachricht der in Wien dem Volke gemachten Concessionen mitbringt. Auf einmal ist die Decoration geändert, lärmender Jubel erfüllt die Straßen; man umarmt die Soldaten, denen man auf der Straße begegnet; man holt die Musik der Marine aus der Kaserne, die trotz des starken Regens fast die ganze Nacht auf dem Marcusplatz spielen muß, und unter lautem Jubel in ihre Kaserne zurückgeleitet wird; man legt sogar die dreifarbige Kokarde ab, die man seit mehreren Tagen ungestört getragen hatte. Die List ist gelungen, die Täuschung ist vollkommen, Zichy und Palffy, in tiefe Sicherheit gewiegt, sehen nicht, daß unter diesem Freudentaumel die abgefeimteste Verrätherei sich verbirgt.

Am 20. erhalten die Volksführer Nachricht von der in Mailand ausgebrochenen Revolution; auf einmal verhallt der frühere Jubel, die Haltung der Bevölkerung, ermuthigt durch die Passivität und das Verschwinden der Garnison, welche fortwährend consignirt bleibt, wird drohender. Am 21. begibt sich abermals eine Deputation der Nationalgarde zu den beiden

Gouverneurs und verlangt von ihnen, daß die das Regierungsgebäude bewachende Compagnie Grenzer abziehen sollte, da sie in der Gegenwart dieser fremden Truppen ein Mißtrauen gegen die Bevölkerung erblickten, vorgebend, daß sie sich selbst bewachen wollten. Palffy, der, klüger wie Zichy, nun merkt, wo hinaus man wolle, resignirt sein Amt in die Hände Zichy's. Ein vollkommen gesetzwidriges Verfahren; seit wann hat ein Gouverneur das Recht, sein Amt an eine andere Behörde abzugeben? Diese Handlung würde nur dann Gesetzlichkeit erlangt haben, wenn Zichy den Belagerungsstand aussprach; jetzt war sie nicht mehr als das eigenmächtige Aufgeben eines Postens, dem man sich nicht mehr gewachsen glaubt, in der Hoffnung, dadurch die Verantwortung auf andere Schultern zu wälzen. Zichy hat die Schwäche, dieser Forderung zu weichen. Knirschend vor Scham und Wuth zieht die Compagnie Grenzer ab, nur 50 Mann zurücklassend, die nun mit 50 Nationalgarden die Wache übernehmen, aber später auch abziehen müssen und durch 50 italienische Grenadiere ersetzt werden. Noch war nicht Alles verloren, wenn nur der Commandant sich ermannt hätte, aber man lebt nur von Augenblick zu Augenblick, immer die Ereignisse erwartend, statt ihnen entgegen zu gehen. Am 22. empören sich die Arbeiter des Arsenals und ermorden auf grausame Weise den Oberst Marinovich. Er war als treuer Anhänger seines Monarchen und als ein rechtlicher Mann verhaßt, weil er die früher im Arsenal eingeschlichenen Mißbräuche zu beschränken suchte. Er war längere Zeit Adjutant des verstorbenen Erzherzogs Friedrich gewesen. Diese blutige That, die unter den Augen der Wache stattfand, war das Signal zum Ausbruch der offenen Empörung. Manini, begleitet von einer Anzahl Nationalgarden, begibt sich nach dem

Arsenal, wo sich der Viceadmiral Martini befand. Der wachhabende Officier will ihm den Eingang verweigern, seine Mannschaft versagt ihm den Gehorsam. Der Commandant des Marinebataillons wird von seinen eigenen Leuten verwundet. Martini, überrascht, weicht der Gewalt und wird gefangen. Konnte dieses geschehen, wenn man das Arsenal von Grenzern besetzen ließ?

Während diese Scenen im Arsenal stattfanden, begab sich Avesani, ebenfalls von einer Anzahl Nationalgarden begleitet, zum Festungscommandanten, der nun zwar seine Wohnung in den neuen Procuratien genommen hatte, allein statt von treuen Truppen, von Nationalgarden bewacht, bereits ein Gefangener war. Nach zweistündigen Debatten, deren Inhalt wir übergehen, da er uns nicht bekannt ist, hat er die Schwäche, eine Capitulation zu unterzeichnen, die Venedig in die Hände eines unkriegerischen Pöbels liefert, während seine tapfere Truppe in den Kasernen auf den Befehl harrt, um sich auf diese improvisirten Helden zu stürzen und kurzen Proceß mit ihnen zu machen. Die Wiedereroberung dieser wichtigen Festung kostete uns Millionen und wenigstens das Leben von 20,000 tapfern Soldaten.

Nun ward die Republik ausgerufen. Um der Wichtigkeit der Sache willen glauben wir hier sowohl den Inhalt der Capitulation, wie die Proklamation aufführen zu sollen, womit sie den Bewohnern durch die Venetianische Zeitung bekannt gemacht ward.

„Es lebe Venedig! Es lebe Italien! Bürger! der Sieg ist unser und ohne Blut. Die österreichische Militärregierung ist entsetzt. Ruhm unserer Nationalgarde! Die Unterzeichneten, eure Mitbürger, haben folgenden Vertrag geschlossen. Eine

provisorische Regierung wird eingesetzt und einstweilen haben die Unterzeichneten sich derselben unterziehen müssen. Der Traktat wird heute in einem besonderen Supplement unserer Zeitung veröffentlicht werden. Es lebe Venedig! Unterzeichnet: Giovanni Correr, Luigi Michid, Dataico Medin, Pietro Fabris, Giovanni Francesco Avesani, Angelo Mengaldo, Leone Pincherle."

Folgendes war der Inhalt der Capitulation: „Um Blutvergießen zu vermeiden, hat Seine Excellenz der Herr Graf Ludwig Palffy, Gouverneur der venetianischen Provinzen, als er von Seiner Excellenz dem Grafen Johann Correr, Podesta von Venedig, den Municipalassessoren und andern hierzu abgeordneten Bürgern vernahm, daß dieser Zweck ohne die unten folgenden Bestimmungen nicht erreicht werden könne — indem er sich seines Amtes begab, welches er in die Hände Seiner Excellenz des Grafen Ferdinand Zichy, Commandanten der Stadt und Festung, niederlegte — aufs Wärmste demselben empfohlen, Rücksicht auf diese durch schöne Monumente so ausgezeichnete Stadt zu nehmen, für welche er stets die lebhafteste Zuneigung uud loyalste Anhänglichkeit beurkundet hat (Welche Abgeschmacktheit von allen Seiten! sie klänge wie Spott, wüßten wir nicht, daß es nur Dummheit war). In Folge dessen hat der Herr Graf Zichy, von der Nothwendigkeit durchdrungen und im gleichen Wunsche, vergebliches Blutvergießen zu vermeiden, mit den Unterzeichneten folgendes Uebereinkommen getroffen:

„1) In diesem Augenblick hört die Civil- und Militärregierung sowohl zu Land als zur See auf und wird in die Hände der provisorischen Regierung niedergelegt, welche eingesetzt und sofort von den unterzeichneten Bürgern übernommen werden wird.

„2) Das Regiment Kinsky, die Kroaten, die Landartillerie, das Geniecorps werden die Stadt und Forts räumen, in Venedig aber alle italienischen Truppen und Officiere verbleiben.

„3) Das Kriegsmaterial jeder Art wird in Venedig verbleiben.

„4) Der Transport der Truppen wird sofort mit allen möglichen Mitteln zur See nach Triest stattfinden.

„5) Die Familien der Officiere und Soldaten, welche abgehen sollen, werden geschützt werden und die Transportmittel von der einzusetzenden Regierung erhalten.

„6) Allen italienischen und nichtitalienischen Civilbeamten wird für ihre Person, Familien und ihr Vermögen Bürgschaft geleistet.

„7) Seine Excellenz der Herr Graf Zichy gibt sein Ehrenwort als letzter, zur Gewähr für die Vollziehung des Vorstehenden in Venedig zu bleiben. Ein Dampfboot wird Seiner Excellenz für seine Person, sein Gefolge und die letzten noch zurückbleibenden Soldaten zur Verfügung gestellt werden.

„8) Da sämmtliche Kassen hier bleiben sollen, so wird bloß das für die Bezahlung und den Truppentransport nöthige Geld ausgefolgt werden. Die Zahlung geschieht auf drei Monate. — Ausgefertigt in doppeltem Original. Graf Zichy, Feldmarschalllieutenant, Commandant der Stadt und Festung; Francesco Dr. Beltrane, als Zeuge; Antonio Muzari, als Zeuge."

Diese Convention war durchaus ungültig und für Niemanden bindend, denn Zichy hatte alle seine Vollmachten überschritten. Fragt man uns dennoch, warum die Garnison diese schmachvolle Uebereinkunft anerkannte und ihren Commandanten nicht absetzte, so vermögen wir darauf nur die Antwort zu ertheilen, daß der Geist der Disciplin und

Subordination so tief in der österreichischen Armee wurzelte, daß man auch in diesen außerordentlichen Verhältnissen, wo Ungehorsam fast Pflicht geworden war, dieses Palladium nicht anzutasten wagte. Diese Betrachtung allein vermag uns über den Verlust Venedigs zu beruhigen.

Nach dem Falle Venedigs war das, was noch in den andern mindern Garnisonen des venetianischen Festlandes stattfand, leicht begreiflich und in der That auch von geringem Belange für die große Frage, die nun in eine zweite Phase trat.

Die meisten kleineren Garnisonen von Treviso, Udine, Palmanuova bestanden aus dritten italienischen Bataillons; sie fielen förmlich ab. Dieser Verrath, verbunden mit der Schwäche der Befehlshaber, die denselben Künsten unterlagen, die man so glücklich gegen Zichy angewandt hatte, lieferten diese Orte in die Hände der Revolution. Einige zerstreute Grenzcompagnien und Kavallerieabtheilungen zogen sich auf deutsches Gebiet zurück, wo sie sich an das in Bildung begriffene Reservecorps Nugent anschlossen. Acht Compagnien des Regiments Franz Ferdinand d'Este, welche in Modena standen, glückte es, wie wir früher sahen, sich den Weg nach dem Po zu bahnen und Mantua zu erreichen; allein vier Compagnien dieses Regiments mit einer Schwadron Reuß-Husaren eröffneten sich, zwar nicht ohne Blutvergießen, den Weg aus Parma, alle ihre Versuche aber, über den Po zu setzen, mißglückten; sie mußten eine Kapitulation schließen, vermöge welcher sie in den römischen Staaten eingeschifft und in Fiume an das Land gesetzt wurden. Kehren wir nach Verona zurück.

Am 17. traf der Erzherzog-Vicekönig fast gleichzeitig mit der Kunde der Wiener Unglücksbotschaften in Verona ein.

Dieselben Erscheinungen wie überall, Deputationen mit frechen Wortführern, die Bewilligung zur Errichtung einer Nationalgarde, die sich vervielfachte, durchgesetzt; Forderungen von Fortseinräumungen, die von dem die Stelle des Feldmarschalls beim Generalcommando vertretenden Feldmarschalllieutenant Gerhardi trocken abgewiesen wurden. Allgemeine Aufregung; die Insurrektion droht jeden Augenblick auszubrechen und wird nur durch die Haltung der Truppen und die von den Kastells herabdräuenden Mörserrachen im Zaum gehalten. Das war das Bild, welches Verona darbot. Der Vicekönig verläßt die Stadt, und jetzt, wo ein Zusammenstoß mit der 60 bis 70,000 Einwohner zählenden Bevölkerung unausweichlich scheint, erscheint d'Aspre mit dem zweiten Armeecorps und lagert sich in und um Verona. Dieses Erscheinen bestimmt die Veroneser, sich aus entschiedenen Revolutionärs in treue Unterthanen umzuwandeln.

In Padua, wo man, so nahe an Venedig, jede Stunde Kunde von den dortigen Ereignissen hatte, waren die Dinge bereits so weit gekommen, daß d'Aspre im Begriffe stand, das Signal zum Beginn des Kampfes zu geben, als er von der Lage Verona's unterrichtet ward. Er verliert nun keinen Augenblick und schließt eine Art von Convention mit der Municipalität. Padua, Vicenza und alle übrigen Provinzialstädte ihrem Schicksal überlassend, zieht er mit seinen Truppen nach Verona, wo er sich mit dem Feldmarschall vereinigt.

Dieser Entschluß d'Aspre's ist über jedes Lob erhaben und beweist, wie richtig dieser General seine eigene Lage und jene des Feldmarschalls auffaßte, denn von der raschen Vereinigung der beiden Armeecorps bei Verona, welches von nun an der Drehpunkt aller militärischen Operationen werden mußte,

hing alles ab. Die Aufgabe des Militärs, eine Stütze der politischen Behörde zu seyn, hatte aufgehört. Es gab keine politischen Behörden mehr, sie hatten sich überall aufgelöst oder der Revolution in die Arme geworfen. Das Land mußte wieder erobert und dann neu organisirt werden, ob daher eine offene Stadt mehr oder weniger der Revolution verfiel, war ganz gleichgültig, allein die Erhaltung der festen Punkte, auf welche sich unsere künftigen Operationen basiren mußten, war fast die einzige Aufgabe der verschiedenen Generale geworden. Wäre die Erhaltung Venedigs geglückt, wie jene Mantua's und der übrigen Festungen, Karl Albert hätte sich nicht vierzehn Tage seines vermeinten Sieges erfreut, der Feldmarschall hätte ihn, noch ehe seine Kräfte sich am Mincio sammeln und concentriren konnten, angegriffen und vernichtet; darauf rechneten wir und würden uns auch, ohne die unglückliche Katastrophe Venedigs, nicht in unsern Berechnungen getäuscht haben.

Ueberblicken wir die Lage der Dinge im Allgemeinen, so schien Italien für Oesterreich verloren; es war es auch ohne die Festigkeit, den Scharfblick des Feldmarschalls, ohne die unerschütterliche Treue seiner Truppen, die, eines Morgens aus dem Schlafe erwachend, sich mitten in einen mit Mühseligkeiten aller Art verbundenen Krieg versetzt sahen und ihn führten, als hätten sie schon mehrere Campagnen überstanden, nicht wie eine Armee, die nach langer Friedensruhe plötzlich durch den Kanonendonner vom Exercirplatz auf das Schlachtfeld gerufen wird.

Der Taumel der vermeinten Siege kannte jedoch keine Grenzen. Von allen Thürmen wehte die dreifarbige Fahne. Italien, so reich an Versemachern, feierte seine Siege in

hunderten von Gedichten, und gedachte des fliehenden Radetzky's und seiner zerlumpten Schaaren nur mit stolzer Verachtung, keine andere Furcht kennend, als daß ihm die leichte Beute entrinnen werde. Während aber Italien mit Festen, Gelagen und lächerlichen Triumphzügen sich seines Sieges, seiner Befreiung vom verhaßten Barbarenjoch freute, schärfte der alte Löwe die Klauen in seiner Höhle zu Verona, aus der wir ihn bald, die Mähne schüttelnd, hervorgehen sehen werden.

In Mailand organisirte sich eine provisorische Regierung, dasselbe geschah in allen andern Städten. Als aber nun Mailand seine Suprematie ausüben wollte, zeigte sich bald die alte historische Uneinigkeit der italienischen Städte und ihre wechselseitige Eifersucht. Die provisorische Regierung Mailands mußte Mitglieder aus allen Städten in sich aufnehmen. Mazzini war nach Mailand geeilt, er glaubte am Ziele seiner Bestrebungen zu seyn, allein es lag keineswegs in seiner Absicht, Karl Albert zum Könige von Italien zu machen, er wollte sich seiner nur als Werkzeug bedienen, deßhalb glaubte er auch nicht gestatten zu dürfen, daß seine Macht zu tiefe Wurzeln schlage. Er begann seine republikanischen Agitationen und somit war der Grund zur Uneinigkeit gelegt. Da es in Italien nie an Buffonaden fehlen darf, so sah man die alte verbuhlte Fürstin Belgiojoso an der Spitze eines Haufens Lumpengesindel, das sie in den Straßen von Neapel zusammengerafft hatte, ihren Einzug in Mailand halten. Allein ihre Rolle war bald ausgespielt. Sie war eine Republikanerin und die Majorität Mailands war monarchisch gesinnt, so verschwand sie bald wieder von der Bühne. Die communistische Semiramis wollte nicht unter einem Könige dienen, deßhalb

erschien sie auch nicht auf dem Schlachtfeld. Die Freischärlerin rettete ihre Tugend in die Spitäler, wo sie jedenfalls weniger Gefahren ausgesetzt war, als im Feldlager.

Zu den Waffen! zu den Waffen! war der Ruf, der von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf flog. Der heilige Krieg war beschlossen. Man nahm das Kreuz unter dem Rufe: Gott will es! Freche Nachäffung einer romantischen Vorzeit! Es bilden sich Freibataillone aller Art, in den Universitätsstädten Pavia, Padua, Pisa, von den entflohenen Mantuaner Freischaaren; wuchsen wie Pilse aus dem Boden und verschwanden eben so schnell. Florenz, Rom, Neapel erklären Oesterreich den Krieg. Die Wappen unserer Gesandten werden durch das Volk von ihren Hotels gerissen, zertrümmert, im Kothe herumgeschleift. Die Gesandten reisen ab. In Toskana bereitet sich das Linienmilitär, so wie zahlreiche Freiwillige zum Ausmarsche vor; wir werden sie bald bei Curtatone kennen lernen.

Am größten war der Taumel in Rom. Es ekelt uns an, all die Züge von Großsprecherei, all die Buffonaden zu erzählen, die dort bei der Nachricht vom Siege Oberitaliens ausgesprochen und geschrieben wurden. Läge der Moder nicht zu hoch auf den Gräbern des alten Roms, ihre Bewohner hätten ihre Grüfte sprengen müssen, um das Gesindel, das so oft ihren Namen mißbrauchte und Rolle und Charakter der alten Römer nachäffte, aus der ewigen Stadt zu verscheuchen.

Alles schreit nach Waffen, alles will marschiren. Es bilden sich Legionen unter selbstgewählten Officieren, zuchtlose Haufen, die ihren Zug mit Plünderung und Mord bezeichnen. Pius IX. hatte endlich die Augen über den Abgrund

geöffnet, an den ihn seine Nachgiebigkeit und der Schwindel der Volksgunst geführt. Mit Nachdruck tritt er diesem Getriebe entgegen, er verweigert die Einsegnung der Kreuzesfahnen, er erklärt, daß er seine Truppen nur an die Grenze sende, um im Verbande mit Oesterreich seine Rechte und den Frieden zu wahren. In einer würdevollen Allocution erklärt er den versammelten Kardinälen, daß er keinen Krieg gegen Oesterreich wolle, daß er vor dem Gedanken zurückbebe, als Oberhaupt der Kirche das Blut ihrer Söhne zu vergießen. Konnte diese zu späte, aber offene und edle Handlungsweise auch nichts mehr im Lauf der Dinge ändern, so gewann Pius doch nun seine Stellung wieder. Er war nicht mehr ein Parteiführer, er war wieder das Oberhaupt der katholischen Christenheit, er war wieder ein mächtiger Fürst geworden, obgleich ihm in Rom Niemand mehr gehorchte. Von diesem Augenblicke an hörte Pius auf, das Idol Italiens zu seyn. Sein einst so gefeierter Name verschwand von den Mauern; dafür aber ward er auch nicht mehr entehrt durch den Banditenruf, der ihn stets begleitete. Mazzini und seine Helfershelfer hatten aus Pius gezogen, was sie aus ihm ziehen konnten, jetzt gaben sie ihn auf, von nun an bemüht, die letzten Ueberreste seines Ansehens zu untergraben, denn im Zerstören ist Mazzini bewunderungswürdig, aber im Aufbauen unfähig, gleich allen seinen Geistesverwandten.

Mit Widerwillen schloß der König von Neapel sich dem Bündnisse gegen Oesterreich an; gelähmt durch die Empörung Siciliens konnte er dem Andrange der Revolutionspartei, die eben jetzt den Höhenpunkt ihrer Macht erstiegen hatte, nicht widerstehen. 15,000 Mann Landtruppen und eine Abtheilung der Marine erhielten Marschbefehl, jene, um sich dem Kreuzheere

anzuschließen, diese, um die sardinische Flotte zu verstärken, die die Bestimmung hatte, den österreichischen Handel in dem adriatischen Meere zu vernichten und das empörte Venedig zu unterstützen.

Selbst Albion, das stolze Albion, Oesterreichs ältester und treuester Bundesgenosse, erröthete nicht, seine Pairs zu Aposteln der Propaganda zu mißbrauchen. Lord Minto durchzog in officiellem Auftrage Italien, von den Balkons und in Theatern die italienische Freiheit begrüßend, um so der Revolution moralisch den Beistand Englands zu leihen. Albion! die Meere sind breit, die dich umgürten, aber nicht breit genug, um dich gegen die Revolution zu schützen, die du jetzt in deinem Busen erwärmst. Auch dich wird sie ergreifen, wenn du so fortfährst, umsonst wirst du dann deine Minister ändern; eine Feuersbrunst in deinem dürren Staatsgebälke wirst du mit parlamentarischen Kunststücken nicht mehr löschen.

Schwere Sorgen, große Arbeiten erwarteten den Feldmarschall bei seiner Ankunft in Verona. Sämmtliche Festungen ließ er in Belagerungs-, so wie das Land in Kriegszustand erklären und eine allgemeine Entwaffnung anordnen. In Verona bestand noch die vom Erzherzog-Vicekönig gestattete Nationalgarde. Der Feldmarschall hob sie nicht auf, aber er unterordnete sie dem Festungscommando und befahl eine Musterung derselben, weil er wußte, daß sie viel zahlreicher als die ursprünglich bewilligte Stärke war. Diese tapfern Vaterlandsvertheidiger, die nach ihrer eigenen Erklärung fürchteten, daß man sie gegen den Feind verwenden werde, lösten sich nun selbst auf und lieferten ihre Waffen ab. Der Feldmarschall setzte seine Armee auf den Kriegsfuß. Damit war

freilich noch nicht viel gewonnen, denn dieser Befehl konnte nicht dasjenige ersetzen, was der Armee für einen Krieg gebrach. An Munition war glücklicherweise kein Mangel, aber sie war nicht vorbereitet. Tausende von Händen wurden nun in Bewegung gesetzt, um Patronen zu erzeugen. Die Munitionsvorräthe wurden aus den Friedensmagazinen in die Festungen gebracht. Bei dieser Gelegenheit blieben in der sogenannten Fontana bei Mantua gegen 2000 Stück unadjustirte und minder brauchbare Raketen liegen. Ein Haufe bewaffneter Bauern wollte sich derselben bemächtigen; da sie in ihrer Unwissenheit die nöthigen Vorsichtsmaßregeln außer Acht ließen, entzündeten sich die Raketen und der größte Theil der Plünderer fand dabei den Tod.

Sehr drückend war der Mangel an Artilleriemannschaft. Die wenige Garnisonsartillerie, die sich in den Festungen befand, reichte kaum für die unarmirten Festungen hin. Von der Feldartillerie konnte man Niemand entbehren, es mußte also auf andere Weise abgeholfen werden. Zu dem Ende ward eine Anzahl Mannschaft aus den Infanterieregimentern gezogen und zur Geschützbedienung abgerichtet. In Verona ließ Radetzky ein Hauptmagazin errichten und organisirte eine Generalintendanz. Die Ressourcen, die das Land liefern konnte, wurden in Beschlag genommen, allein sie waren verhältnißmäßig klein, denn gerade der Boden um Verona ist steril und leidet Mangel an den Hauptbedürfnissen einer Armee. Einige hunderttausend Gulden, die er aus Mailand mitgenommen, und andere kleinere Summen, die die Generale eingeliefert hatten, waren der ganze Geldvorrath, über den der Feldmarschall verfügen konnte, und es handelte sich um die Erhaltung einer 45 bis 50,000 Mann starken Armee. Das unglückliche Opfer

der Oktoberscenen, der damalige Kriegsminister Graf Latour bot zwar alles auf, was in seinen Kräften stand, den Feldmarschall mit dem Erforderlichen zu versehen, aber auch in Wien war man auf diese Ereignisse nicht vorbereitet, und der Minister selbst kämpfte gegen eine Partei an, der weder ihre Ehre, noch die Erhaltung Italiens am Herzen lag, die sogar die italienische Revolution begünstigte, denn je schwächer die Regierung ward, desto näher waren sie ihrem Ziele, der Zersplitterung der Monarchie, dem Untergange der Dynastie. Was die Verlegenheit des Feldmarschalls vermehrte und seine Schwierigkeiten zum höchsten Grade steigerte, war die Unterbrechung der unmittelbaren Verbindung mit der Monarchie. Die einzige Verbindung, die ihm offen blieb, war jene durch Tyrol; allein der Umweg war groß, daher alle Zuschübe langsam, theuer und schwierig. Selbst diese Verbindung war bedroht, wenn der Feind vorrückte und sich am Gardasee ausbreitete. Das war wohl eine harte Zeit für einen Greis von 81 Jahren. Wir erinnern uns, damals ihn oft wanken und sich an einen Tisch oder Stuhl stützen gesehen zu haben. Mit welcher Sorge sah er da oft dem Eintritt des Generalintendanten entgegen, wenn dieser ihm meldete, daß er nur noch für einen Tag die Verpflegung der Armee sicher gestellt habe! Der größte Theil der Menschen, der in dem Kriege nichts als ein Marschiren der Armee und Schlachtenliefern sieht, hat keinen Begriff von der Last und den Sorgen, die die Schultern eines Feldherrn drücken, er weiß nicht, mit welchen ungeheuren Schwierigkeiten dieser zu kämpfen hat, um die unentbehrlichen Bedürfnisse eines Heeres herbeizuschaffen. Nur derjenige, der sich davon eine Vorstellung zu machen im Stande ist, wird die fast verzweiflungsvolle Lage des

Feldmarschalls begreifen können. Aber er verzweifelte nicht, und seine Soldaten verloren den Muth nicht, mit Vertrauen blickten sie in die Zukunft, und oft hörten wir sie an den Lagerfeuern von der Rückkehr nach Mailand sprechen, die sie wie eine ausgemachte Thatsache annahmen.

Die Armirung Verona's und die Sicherungsarbeiten nahmen unter den Augen des Feldmarschalls einen raschen Fortgang. In Mantua aber entwickelte der General der Kavallerie v. Gorczkowsky eine wahrhaft bewundernswerthe Thätigkeit. Tausende von Aexten waren beschäftigt, die ausgedehnten Baumpflanzungen, die die Vertheidigungssphäre der Festung beirrten, niederzustrecken. Die so lange nicht in Thätigkeit gewesenen Wassermanövers wurden in Wirksamkeit gesetzt, und in Kurzem erhob sich der gestaute See und ergoß sich in den Ueberschwemmungskessel. Tag und Nacht fuhr man fort, Pallisaden zu setzen, Kanonen und Mörser auf die Werke zu führen. Durch ausgesandte Commanden verschaffte er sich eine große Anzahl Schlachtvieh, woran die Gegend von Mantua reich ist. Diese Stadt treibt einen bedeutenden Getreide- und Reishandel, es waren daher große Vorräthe davon in Mantua, besonders bei den zahlreichen und sehr schlecht gesinnten Juden aufgehäuft. Er nahm sie sämmtlich in Beschlag, gestattete natürlich ihre Ausfuhr nicht, sorgte aber dafür, daß die Bevölkerung nie Mangel litt. Dieselbe Vorsicht beobachtete er mit dem Fleischverkauf. Kurz, noch ehe Karl Albert vor den Thoren Mantua's erschien, war die Festung gegen Gefahr gesichert. Gorczkowsky setzte diese Vertheidigungsmaßregeln mit ungeschwächter Thätigkeit fort, errichtete sogar eine kleine Flottille, die uns später bei unserer ersten Offensive großen Nutzen gewährte. Was dieser thätige General hier leistete, ist über

jedes Lob erhaben, aber auch nur so war es möglich, in so kurzer Zeit eine so ausgedehnte und wichtige Festung wie Mantua in Vertheidigungsstand zu setzen, die man, seit man angefangen hatte Verona zu bauen, zu vernachlässigen begann, als ob nicht Verona nur die Ergänzung unseres Vertheidigungssystems an dem Mincio und der Etsch wäre.

Die Festung Peschiera ist klein und hat in ihrer Lage viele taktische Fehler, deren Hebung, wie natürlich, im damaligen Augenblicke unmöglich war. Ihre Einwohnerzahl ist gering, die Garnison hatte daher von dieser Seite nichts zu besorgen. Ein tapferer Veteran, Feldmarschalllieutenant Baron Rath, befehligte diesen Platz. Auch hier waren verhältnißmäßig große Arbeiten zu verrichten, Baumpflanzungen niederzuhauen, Pallisaden zu setzen, Geschütze auf die Wälle zu führen, Munition zu elaboriren, für die Abdeckung der bombenfreien Gebäude zu sorgen, dazu aber Mangel in allen Ecken. Dennoch gelang es der Energie und Thätigkeit der Garnison, diese Arbeiten so weit zu fördern, daß Karl Albert, der rasch vor ihren Mauern erschien, sich in seinen Erwartungen getäuscht sah und vom Festungscommandanten, den er etwas cavalierement zur Uebergabe auffordern ließ, eine lakonische, abschlägige Antwort erhielt. Er mußte also seine Gelüste so lange bezähmen, bis sein Belagerungspark ankam, dadurch gewann aber der Commandant so viel Zeit, daß er das noch Fehlende ergänzen konnte. Was aber nicht zu heben, war der Mangel an Verproviantirung. Ein kleiner Vorrath an Hafer war alles, was sich in der Festung vorfand. Der Feldmarschall selbst hatte weder Magazin, noch Fuhrwerke, noch Zeit; da sich jedoch die in Mantua in Beschlag genommenen Vorräthe als bedeutend herausstellten, so

beschloß der Feldmarschall, die nöthige Verproviantirung auf einige Monate von Mantua nach Peschiera überführen zu lassen, allein der Mangel an Fuhrwerken ließ nicht zu, dieses auf einmal zu bewerkstelligen. Kaum waren die ersten Transporte eingetroffen, so gingen die Piemontesen über den Mincio und stellten sich zwischen die Festung und den Feldmarschall, indem sie die Stellung von Sommacampagna und Santa Giustina bezogen. Ein großes Versehen war es, daß die von Lonato hinter den Mincio sich zurückziehende Arrieregarde die Dampfschiffe des Lago di Garda in die Hände der Feinde fallen ließ, wären wir Meister derselben gewesen, so würde uns doch wahrscheinlich die Verproviantirung der Festung von Tyrol aus gelungen seyn. Inzwischen war die Festung auf vierzig Tage mit Lebensmitteln sichergestellt. Wir rechneten darauf, daß sie mit Oekonomie auch länger auskommen würde, und zählten auf eine etwas raschere Operation der Reservearmee. Der Erfolg hatte bewiesen, daß wir uns nicht verrechnet hatten, denn unser Entsatz kam nur um einen Tag zu spät.

Ehe wir in der Erzählung der Ereignisse weiter gehen, werfen wir einen Blick auf die Streitkräfte, die sich nun gegen den Feldmarschall und sein treues Häuflein in Bewegung setzten.

Das piemontesische Heer besteht aus der Garde und der Linie. Erstere zählt 4 Grenadier- und 2 Jägerbataillons, letztere 18 Infanterie-, 6 Kavallerieregimenter, 1 Bataillon Sappeurs, 1 Compagnie Mineurs nebst einem wohlgeordneten Marinebataillon, das ebenfalls Theil am Kriege nahm. Eine selbstständige Abtheilung bildete das Bataillon der Bersaglieri. Allein diese Truppe muß während des Krieges bedeutend vermehrt worden seyn, da die Zahl, die man gegen uns entwickelte, ein Bataillon weit überstieg.

Diese Truppen bildeten 9 Infanterie=, 1 Garde= und 3 Kavalleriebrigaden. Jede Brigade bestand aus 2 Regimentern, jedes Regiment aus 3 Bataillons. Nehmen wir das Bataillon durchschnittlich zu 1000 Mann an, so betrug die Infanterie 54,000, hiezu die Garde, Bersaglieri und das Marinebataillon nur mit 6000 Mann, das Ganze der Infanterie 60,000 Mann.

Jedes Kavallerieregiment hatte 5 Schwadronen. Das Regiment zu 800 Mann gerechnet, war die Kavallerie etwa 4800 Pferde stark.

Durch Einberufung der Kriegsreserven konnte die Infanterie auf 100,000 gebracht werden.

Piemont war, obgleich es lange mit seinem Invasionsplane schwanger ging, doch nicht auf einen Krieg vollkommen gerüstet; seine Truppen waren nicht concentrirt, es mußte sie erst zusammenziehen. Karl Albert dürfte daher wohl im ersten Augenblick mit nicht mehr als 40,000 bis 45,000 gegen den Ticino aufgebrochen seyn. Dagegen wuchs seine Stärke mit jedem Tage, und erreichte gewiß gegen den halben April die Stärke von 60,000 Mann.

Die Artillerie mochte etwa 100 Piecen zählen, die in Batterien zu 8 Piecen eingetheilt war. Diese Waffe besteht aus gewählten Leuten, guten und unterrichteten Officieren, hat ein gutes Material und ist im Kaliber der österreichischen überlegen, indem sie 8 und 16 Pfund, wir nur 6 und 12 Pfund haben.

In einem freien Terrain, wo die größere Leichtigkeit unserer Geschütze durch Schnelligkeit im Manövriren ersetzt, was ihnen an der Tragweite abgeht, mag diese Verschiedenheit der Batterien nicht von Bedeutung seyn; allein in Italien,

wo die Artillerie nicht mit Schnelligkeit manövriren kann, sondern sich dem Feinde fast immer nur auf geraden Kunststraßen nähern muß, war uns das schwerere Kaliber unserer Gegner oft sehr beschwerlich, da unsere Batterien dem feindlichen Feuer stets eine Weile ausgesetzt waren, ehe sie zum Auffahren kamen. Diese Ansicht wird vielleicht einige Schulmänner gegen uns in Harnisch bringen, allein das hilft nichts; was wir mit eigenen Augen oft gesehen und erlebt haben, wird keine Theorie uns streitig machen. Die piemontesische Artillerie feuerte übrigens schnell und richtig und hielt im Feuer aus.

Auch ihre Kavallerie ist keine verächtliche Waffe. Ihr erstes Glied ist mit Lanzen bewaffnet. Der Gebrauch dieser Waffe erfordert aber einen sehr gewandten Reiter, ich weiß daher nicht, ob die piemontesische Kavallerie durch Einführung derselben viel gewonnen hat, obgleich wir ihr die Gerechtigkeit widerfahren lassen müssen, daß ihre Schule der Equitation eine gute ist. Die Lanze ist gewiß die älteste Waffe der Welt, und doch zankt man noch heute über ihren Werth. Das Alterthum könnte uns darüber am besten belehren. Als Angriffswaffe ist sie furchtbar, im Handgemenge taugt sie nicht. Beispiel die Römer und Griechen.

Die piemontesische Armee war im Ganzen gut ausgerüstet, doch hatte sie auch manche Mängel. Ihr Verpflegungsdienst war schlecht eingerichtet, wenigstens klagt Bava sehr darüber. Wenn wir auch keinen zu hohen Werth auf die Worte eines Generals legen wollen, der die Ehre seiner Armee, selbst die seines Königs, seiner persönlichen Eitelkeit aufopfert und alles preisgibt, um nur seine Verdienste in ein helles Licht zu stellen, so scheint es doch mit diesem wichtigen Zweige in der Armee schlecht bestellt gewesen zu seyn. Mitten im reichsten

Lande der Welt litt sie Hunger, die Ausführung der meisten Dispositionen erlitt Verspätungen und Störungen, weil der Soldat seine Lebensmittel zu spät erhielt. Der König wollte die Liebe Italiens für sich gewinnen, schonte daher auf Unkosten seiner Truppen das Land. Ein schlechter Grundsatz, denn ein schlecht genährter Soldat wird ein Plünderer, was denn auch häufig der Fall war. Die provisorische Regierung Mailands, aufgeblasen wie Frösche, glaubte für die Freiheit genug gethan zu haben; sie trieb den beklagenswerthen König mit Deputationen in die Enge, zersplitterte die Revenüen des Landes, drückte es mit Abgaben zu Boden, sonst that sie nichts. Erst im Juni versammelte sich eine lombardische Division unter den Befehlen des Generallieutenants Perron, die wenigstens im Feldzuge von 1848 nicht zum Kampfe kam. Mit allen Stämmen Italiens haben wir gekämpft, aber nie mit Lombarden. Das beweist klar, daß die übergetretenen Bataillone keine Dienste nahmen, sondern sich auflösten und nach Hause gingen, sonst hätte Karl Albert eine organisirte und ausgebildete lombardische Division vorgefunden. Die neu gebildete aber bestand aus lauter frisch ausgehobenen Rekruten.

Die ganze Armee war in zwei Armeecorps, jedes zu zwei Divisionen eingetheilt. Das erste befehligte Generallieutenant Bava, das zweite Generallieutenant Sonnaz. Eine selbstständige Reservedivision stand unter den Befehlen des Kronprinzen, Herzogs von Savoyen. Den Oberbefehl führte der König in Person. Chef des Generalstabs war Generallieutenant Salasco; der eigentliche Faiseur, wenigstens im Beginn des Feldzugs, scheint der Kriegsminister, Generallieutenant Franzini gewesen zu seyn, der die Dienste eines Generalquartiermeisters des Königs verrichtete.

Karl Albert war ein kriegerischer Fürst, das heißt, er hatte Kriegsgelüste und besaß den seiner Race eigenen persönlichen Muth. Dieses Gefühl nahm er für Feldherrngenius. Seine Schmeichler und Hunderte von Verseschmieden, die ihn als das Schwert Italiens priesen, bestärkten ihn darin. Im vollsten Sinne des Wortes paßte auf ihn, was, wenn wir nicht irren, Voltaire von Karl XII. sagte: „Er war nicht Alexander, aber er wäre sein erster Soldat gewesen." Der König war sehr religiös. Fern sey es von uns, noch Spott über das Unglück verbreiten zu wollen, wir erzählen, was wir hörten. So behauptet man, er habe sich unter dem besondern Schutz der Mutter Gottes geglaubt, und oft im Gewühle der Schlacht die Augen in Verzückung zum Himmel gerichtet, erwartend, daß eine besondere Vision ihm Sieg verheißen werde. Allein die Zeiten waren vorüber, wo Erzengel mit flammenden Schwertern oder Heilige auf schneeweißen Rossen an der Spitze der Heerschaaren erschienen. War daher sein religiöser Glaube auf keinen festeren Grund gebaut, so mag er an jenem Tage des Gerichtes, als die Sonne hinter den Thürmen Novara's hinabsank, einen starken Stoß erlitten haben. Er war von ungewöhnlich hoher Gestalt. Seine äußere Erscheinung war nicht angenehm. Seine Miene war kalt und regungslos, seine Haltung stolz und steif. Zu Pferd nahm er sich besser aus, als zu Fuß, denn er war ein kühner und fester Reiter. Im Getümmel der Schlacht verlor er die Haltung nicht, die er in der Mitte seiner Hofleute annahm. Diese Erscheinung, in Stahl gehüllt, auf hohem Rosse, an der Spitze einer Ritterschaft, würde im Mittelalter Epoche gemacht haben, zu einem Feldherrn der neueren Zeit gingen ihm die nöthigen Eigenschaften ab; er

hatte keinen Ueberblick, keinen Entschluß, keine Festigkeit und kein Vertrauen zu sich selbst. Karl Albert und sein Heer waren der Kern, um den sich der Ueberrest der italienischen Streitkräfte gruppirte. Neapel sandte 15,000 Hülfsvölker unter dem berüchtigten Pepe; ein wohlausgerüsteter Streithaufe. Aber wohlweislich hielt der König die Elite seiner Streitmacht, seine Garde- und Schweizerregimenter, um seine Person zurück. Ihnen verdankte er am 15. Mai die Wiederherstellung seiner Krone.

Den Neapolitanern folgten 17,000 Römer. Sie bestanden aus etwa fünfhalbtausend Schweizern mit acht Geschützen, eine wohlorganisirte und tüchtige Truppe, die sich tapfer schlug; ihre Führer ließen sie später eine ihrer unwürdigen Rolle spielen. Die päpstlichen Nationaltruppen bildeten zwei Grenadier-, zwei Jäger- und fünf Füsilierbataillons mit zwei Batterien und einem etwa 700 Mann starken Dragonerregiment, eine Truppe, ausgezeichnet durch die antike Schönheit ihrer Leute. An sie schlossen sich die Legionen der Kreuzfahrer. Alle waren mit dem Kreuze bezeichnet. Es scheint, als ob doch noch einige Tropfen lateinischen Blutes in der römischen Race zurückgeblieben seyen, wir wenigstens halten die Romagnolen für den kriegstüchtigsten Volksstamm Italiens. Blutdürstig und rachsüchtig, durch langen Ungehorsam und moralische Verwilderung jeder Zucht entwöhnt, bedürften sie nur der kräftigen Hand einer starken Regierung, um aus ihnen gute Soldaten zu bilden.

Dann folgten die Toskaner, gegen 6 bis 7000 Mann stark. Mehrere aufeinander folgende toskanische Regierungen, dem Grundsatz Macchiavellis huldigend — Principi, Principoni, Soldati, Cannoni, Principi, Principini, Palazzi, Giardini —

hatten ihre Wehrkraft vernachlässigt, und das toskanische Militär stand daher damals nicht in dem Rufe, beachtenswerthe Soldaten zu seyn. An diese schloßen sich die Freischaaren von Livorno und die Studentenbataillons von Pisa.

Die Hülfsvölker von Parma und Modena mochten etwa 4000 Mann betragen; die ersteren waren durch österreichische Officiere und Unterofficiere gebildet worden. In Bezug auf Ausbildung konnten sie eine gute Truppe genannt werden, allein sie hatten ihren Geist verloren, seitdem nach dem Tode der Erzherzogin Marie Louise die österreichischen Officiere sich von Parma zurückgezogen hatten. Sie verließen ihren Herzog, dessen Sohn, der jetzt regierende Herzog, sogar von den Mailändern verhaftet und längere Zeit als Gefangener zurückgehalten wurde. Zwar war das modenesische Militär, da der Herzog sein Land verließ, genöthigt, dem allgemeinen Taumel zu folgen und sich an die piemontesische Armee anzuschließen, allein es blieb im Herzen der Revolution abhold, denn es liebte seinen Fürsten und ergriff auch die erste Gelegenheit, um zu seiner Pflicht zurückzukehren. Den Schluß dieses Bundesgenossenheeres machte jenes Gesindel, das wir als venetianische und lombardische Kreuzfahrer auf dem Kampfplatz erscheinen sehen werden.

Rechnen wir diese Verbündeten zwischen 40 und 50,000, das piemontesisch-lombardische Heer nur zu 50,000 Mann, so konnte der Feldmarschall darauf zählen, sich bis gegen Anfangs Mai von einer nahe an 100,000 Mann betragenden Masse von Feinden angefallen zu sehen. Wir haben im Eingange gesehen, daß die Streitkräfte des Feldmarschalls sich auf 75,000 Mann beliefen; darunter war aber Alles begriffen, mithin auch Truppenabtheilungen, die an einem Schlachttage

nicht gezählt werden können; rechnen wir also diese Truppengattungen, wie Polizei, Gendarmerie und so weiter, nebst einer Brigade, die er gleich anfangs, wie wir sehen werden, nach Tyrol entsendete, sodann wenigstens 20,000 ab, die er durch Abfall, Capitulation und Desertion verlor, so verfügte er nach seiner Vereinigung mit dem zweiten Armeecorps höchstens über 45—50,000 Mann. Hievon mußten wenigstens 15,000 Mann auf die Besatzungen der Festungen abgeschlagen werden, mithin blieben dem Feldmarschall höchstens zwischen 30 und 40,000 Mann disponible Truppen, und mit dieser Streitkraft beschloß er, im Vertrauen auf die Treue und Tapferkeit und den Geist derselben, den Kampf anzunehmen.

Der Feldmarschall erwartete ein schnelles Vorrücken Karl Alberts; in der Voraussetzung, daß dieser eine kühne Offensive ergreifen werde, war der Feldmarschall entschlossen, ihm eine entscheidende Schlacht zu liefern. Damals schrieb er an das Kriegsministerium: „Ich werde in kurzem gegen 40,000 Mann vereinigt haben, dann dürfte es zwischen mir und Karl Albert zu einer entscheidenden Schlacht kommen, etwa in der Ebene von Villafranca.“ Allein von Wien aus folgte eine Trauerbotschaft der andern. Die Concessionen, die die Regierung gemacht, hatten nur dazu gedient, die Gelüste der Revolutionspartei zu reizen. Das Ministerium schritt auf dem Wege der Zugeständnisse immer weiter, und zersplitterte die größten Rechte der Krone, oft nur auf mit Bleistift geschriebenen Zettelchen. Es war ein vollkommener Umsturz zu fürchten. Unter diesen Umständen glaubte der Feldmarschall nicht die Geschicke der Monarchie in dem ungewissen Ausgang einer Schlacht auf's Spiel setzen zu dürfen, wenn er nicht dazu gezwungen würde. Er beschränkte daher den

Entschluß, eine Schlacht zu liefern, nur auf den Fall, wenn er in seiner festen Stellung von Verona angegriffen werden sollte. Hier wollte er die Organisation seiner Armee vollenden und die Ankunft der Reserve unter Nugent abwarten, die nach seiner Berechnung am 6. oder 8. Mai vor Verona eintreffen mußte. Angenommen, daß der Feldmarschall eine Schlacht gewann, worauf er bei der Tüchtigkeit seiner Truppen wohl rechnen durfte, so konnte er dennoch keine großen Vortheile daraus ziehen. Er war viel zu schwach, die Offensive fortsetzen zu können, so lange eine gegen vierzig bis fünfzigtausend Mann starke Glaubensarmee seinen Rücken und seine Flanken bedrohte. Das ganze Venetianische war im Aufstand, und der Verlust Venedigs hatte ihm daselbst jeden Stützpunkt, jede Ressource geraubt. Glücklicherweise blieb Karl Albert am Mincio stehen und ließ dem Feldmarschall Zeit, seinen künftigen Feldzugsplan vorzubereiten.

Der Feldmarschall hatte, wie wir sahen, nur eine Arrieregarde an der Chiese zurückgelassen, die sich in dem Maße, als die piemontesischen Colonnen vorrückten, zurückzog und den Mincio mit schwachen Posten besetzt hielt.

Die Stellung des Mincio hat große Vortheile, besonders für denjenigen, der ihre beiden Endpunkte Mantua und Peschiera in seiner Macht hat. Allein sie hat auch große Nachtheile. Der Fluß hat zu wenig Breite und Tiefe, um als ein besonderes taktisches Hinderniß betrachtet werden zu können. Bald überhöht das rechte das linke, bald umgekehrt das linke das rechte Ufer. Die Linie ist ziemlich ausgedehnt, und da sie nirgends verschanzt war, konnte es nie im Plane des Feldmarschalls liegen, seine ohnehin nicht starken Streitkräfte in eine ausgedehnte Postenstellung aufzulösen.

Um die Linie des Mincio zu vermeiden, hatte er auf den Bau Veronas gedrungen. Jetzt war der Augenblick gekommen, wo er den praktischen Beweis seiner Theorie über die strategische Wichtigkeit Veronas führen konnte. Die Weisungen, die das 1. Armeecorps hatte, lauteten dahin: die verschiedenen Punkte des Mincio, wenn sie von dem Feinde mit Macht angegriffen würden, nur leicht zu vertheidigen und sich sodann gegen Verona zurückzuziehen.

Die Lage Tyrols flößte dem Feldmarschall Besorgnisse ein. Das Land war von Truppen entblößt. Eine Brigade, die unter Lichnowsky in Vorarlberg stand und die Schweiz beobachtete, konnte in diesem Augenblick nicht an die südliche Grenze gezogen werden. Es war bekannt, daß Karl Albert Alles aufbot, die Schweiz zu einem Bündniß gegen Oesterreich zu bestimmen, und seit in diesem Lande überall das demokratische Princip die Oberhand behalten, war von dorther Alles zu erwarten. Die Landesvertheidigung Tyrols, die die eigentliche Stärke jenes Landes bildete, war wie Alles in der jüngsten unkriegerischen Zeit, was auf Entwicklung der Wehrkraft der Monarchie Bezug hatte, in Verfall gerathen. Nichts war organisirt, es war nicht für Evidenthaltung der Compagnien, nicht für die Erhaltung der Waffen gesorgt worden. Man konnte daher keineswegs auf ein rechtzeitiges Erscheinen der Landesschützen an der südlichen Grenze des Landes zählen.

Daß Karl Albert keine Invasion in Tyrol unternehmen würde, dessen war der Feldmarschall fast sicher, denn er durfte wohl voraussetzen, daß er sich in jene kaudinischen Gabeln nicht wagen werde. Allein er hatte Ueberfluß an ungeregelten Haufen, die er in der Ebene Italiens gegen ein geordnetes

Heer nicht brauchen konnte. In die Gebirge Tyrols geworfen, waren sie hinreichend, um daselbst große Unordnungen zu erzeugen und die einzige Verbindung, die der Feldmarschall mit der Monarchie hatte, zu stören. Zudem hatte sich in Südtyrol, besonders in Trient, ein so übler Geist gezeigt, daß daraus sehr klar eine enge Verbindung der dortigen mit den Mailänder Revolutionärs an den Tag trat. Die provisorische Regierung Mailands hatte in einem jener anmaßenden Proklame, an denen sie so reich war, den Kamm der Alpen als die Grenze Italiens bezeichnet; was diesseits lag, mußte zu Italien gehören. Die Gemeinde von Trient sprach in einem öffentlichen Manifest Wunsch und Absicht aus, sich mit Italien zu vereinigen, und sandte diese Botschaft an die provisorische Regierung von Mailand. In Trient selbst nahm man ungescheut die drei italienischen Revolutionsfarben und bereitete sich zum Barrikadenbau vor. Die sehr schwache Garnison vermochte nicht diesem Getriebe ein Ziel zu stecken. An der Spitze der Revolutionspartei stand fast der ganze Adel, größtentheils Familien deutschen Ursprungs. Wir könnten ihre Namen nennen, wir wollen ihnen aber diese Schmach ersparen. Ein nach Vorarlberg marschirender Transport des italienischen Regiments Erzherzog Victor d'Este löste sich, als er die Vorfälle in Italien erfuhr, auf und warf sich in die venetianischen Gebirge. Bei Trient und in den nahen Gemeinden fand er überall die größte Unterstützung. Der Feldmarschall, dessen Communikationen durch dieses Getriebe bedroht wurden, sandte den tapferen und entschlossenen Oberst Baron Zobel des Tyroler Jägerregiments mit einer schwachen Brigade dorthin ab und gab ihm ein Bataillon seines Regiments mit. Dieser fand bei seiner Ankunft in Trient die Dinge bis zum Ausbruch

der förmlichen Revolution gediehen; man erwartete nur noch die Ankunft einer Unterstützung, die man durch die Grenzgebirge Brescia's Trient zu Hülfe zu senden versprochen hatte, dann sollte die Insurrektion losbrechen. Zobel sicherte die Grenze durch eine Postenkette, zog sich mit dem Rest seiner Truppen in das Kastell von Trient, dessen Kanonen er auf die Stadt richtete, und erklärte zugleich, daß er bei dem leisesten Insurrektionsversuch die Stadt in Brand stecken und der Plünderung preisgeben werde; zugleich ließ er die angesehensten und ihrer Revolutionsgesinnungen wegen bekanntesten Einwohner verhaften und sandte sie als Geiseln nach Verona. Die Einwohner, die wohl wußten, daß sie eben auf keine großen Freunde in den deutschen Gebirgsthälern zu zählen hatten und ihre deutschen Landsleute und Nachbarn fürchteten, erschracken über diese Drohungen. In Mailand, wo man die Absurdität, die man mit der italienischen Grenzbezeichnung begangen hatte, einigermaßen gut zu machen wünschte, fand die Deputation nicht die erwartete Unterstützung, und so versuchte man schnell zur Pflicht zurückzukehren. Das Ministerium in Wien, welches so große Zärtlichkeit für alle Revolutionäre hegte, verzieh willig und setzte die Trienter Geiseln in Freiheit, wie es die Mailänder entlassen hatte.

Inzwischen war die erste Gefahr für Tyrol durch die von dem Feldmarschall getroffenen Einleitungen beseitigt. Feldmarschalllieutenant Baron Welden übernahm persönlich die Leitung der Vertheidigungsanstalten. Der Erzherzog Johann leitete die Landesbewaffnung, der Erzherzog-Vicekönig, der sich in Botzen aufhielt, so wie der Feldmarschall erließen Aufrufe an die Tyroler, sie zur Vertheidigung ihrer Grenze auffordernd. Bei diesen Stimmen erwachte der alte Geist Tyrols, überall

griff man zu den Waffen, und in kurzer Zeit standen sechzig Schützencompagnien bereit, jeden Eindringling den Versuch theuer zahlen zu lassen, der es wagen sollte, das Vaterland Hofers feindlich zu betreten.

Selbst der alte achtzigjährige Kaspar Haspinger, mit silberweißem Haar und Bart, einem Barden der Vorzeit ähnlich, ein treuer Kampfgenosse Hofers, verließ die stillen Räume seines Klosters und eilte mit einer Anzahl Tyroler Studenten, die die Vertheidigung des heimathlichen Herdes dem unberufenen politischen Getriebe der Wiener Aula vorzogen, zum Kampfe für das bedrohte Vaterland herbei. Bei seinem Anblick glaubte Tyrol seine alten Freiheitshelden wieder aufleben zu sehen. Zu den Waffen! tönte es durch die Thäler, zu den Waffen! wiederhallte es von den Bergen. Den Feldmarschall hatte sein Vertrauen auf Tyrols treues Bergvolk nicht getäuscht.

Bald nach unserem Abzug von Mailand waren die Piemontesen in zwei Colonnen über den Ticino gegangen, die eine, unter General Bes, nahm ihren Weg über Mailand nach Brescia, die andere, befehligt von Bava, über Pavia, Lodi, nach Cremona. Am 29. März folgte Karl Albert der letzten Colonne in Person nach, dießmal Mailand vermeidend. Es waren bloß die Spitzen seiner Armee, sobald sie mehr concentrirt war, folgte der Rest in Staffeln von mehreren Tagen Abstand.

Bava erzählt uns viel über diesen Triumphzug der Retter, die da kamen, die unglücklichen Lombarden vom Joch ihrer Bedrücker zu befreien. Es gehört in der That viel Phrasenmacherei dazu, eine solche Behauptung in die Welt hineinzuschreiben. Auch wir kennen Piemont, wir haben es mit vorurtheilsfreiem Blicke gesehen, es hat uns aber nie geschienen,

als ob die Lombarden die Piemontesen um ihr Schicksal beneiden dürften. Bald werden wir hören, daß derselbe Schriftsteller den Ton wechselt und geradezu erkennt, daß die Sympathien der Landesbewohner nicht für die Piemontesen, sondern für die Oesterreicher waren, daß man sich aus diesem Grunde keine Kundschafter habe verschaffen können und stets in der Unwissenheit über unsere Bewegungen gewesen sey. Auch uns ging es nicht besser. Wir schließen aber daraus keineswegs auf Sympathien, sondern höchstens darauf, daß der Lombarde eben nicht gestimmt war, sich aus Liebe zu den Piemontesen, oder aus Liebe zu unserem Golde aufhängen zu lassen.

In Cremona hielt der König am 4. April einen Kriegsrath und man beschloß nach Bava's Antrag, wie er behauptet, sich mit der Hauptmacht gegen Mantua zu wenden, um die Ebene von Montechiari und Ghedi zu vermeiden und der gefürchteten österreichischen Kavallerie aus dem Wege zu gehen. In Mantua schien die schwache und unzuverlässige Garnison, verbunden mit den zahlreichen Anhängern in der Festung, einen leichten Sieg zu verheißen. Man glaubte Mantua, wie wir sehen werden, mit einer Cavalcade nehmen zu können; dieses wäre auch, wie Bava glaubt, ohne die Dazwischenkunft des Bischofs erfolgt, der den Antrag stellte, Radetzky's Bewilligung zur Uebergabe der Festung einzuholen.

Ist diese Angabe richtig, so müssen Karl Alberts Mantuaner Freunde wohl große Dummköpfe gewesen seyn, wenn sie voraussetzen konnten, Radetzky werde seine Zustimmung zu einem solchen Akte geben. Bava bringt in seiner Darstellung den eisernen Gorczkowsky und seine treue Garnison gar nicht in Anschlag, und doch wäre dieses ein viel militärischeres und bescheideneres Raisonnement gewesen. Gorczkowsky, von der

Annäherung der piemontesischen Streitkräfte unterrichtet, wollte sich durch eine Recognoscirung über ihre Stärke und Stellung einiges Licht verschaffen; er sandte daher den Obersten Benedek von Gyulai-Infanterie mit einem Bataillon seines Regiments, einer Compagnie Kaiserjäger und einem Zug Uhlanen gegen Marcaria.

Dieser Ort war mit einem Bataillon Aosta, mit einer Compagnie Bersaglieri, einer Abtheilung Kavallerie und vier Kanonen besetzt. Der Rest der feindlichen Brigade lagerte jenseits des Flusses. Die zweite Brigade stand in San Martino. Auf der Straße war ein Kavallerieposten aufgestellt, der seine Pferde unter einem offenen Schuppen stehen und zwei Vedetten vor sich hatte. Es gelang unsern Jägern, sich dergestalt unentdeckt heranzuschleichen, daß sie einige Schüsse zwischen die feindlichen Reiter geben konnten. Die feindlichen Vedetten ergriffen die Flucht, der Kavallerieposten gerieth in die größte Verwirrung; jetzt sprengten unsere Uhlanen an, und was sich nicht retten konnte, gerieth in Benedeks Gefangenschaft. Der Allarm unter den Piemontesen war so groß, daß mehrere Abtheilungen in der Verwirrung auf einander feuerten. Ein Kanonenschuß verbreitete den Allarm bis in das Hauptquartier. Ein links von dieser Scene fallender Schuß veranlaßte ein Bataillon, in Masse die Flucht zu ergreifen, ein Kavallerieregiment, das in seinem Rücken Schüsse hörte, sprengte im Carriere davon, um, wie Bava sagt, einen Platz zum Aufmarsch zu suchen, denn es glaubte sich von der österreichischen Reiterei verfolgt. Benedek, der natürlich diese Verwirrungen nicht kennen konnte, aber aus dem Getöse, dem Gerassel schwerer Fuhrwerke schloß, daß der Ort stark besetzt und der Feind mit Kanonen versehen sey, begnügte sich mit den

Erfolgen seiner Recognoscirung und zog sich zurück. So war der Anfang der Feindseligkeiten zwischen den beiderseitigen Heeren.

Bei näherer Untersuchung über den Allarm auf dem linken Flügel zeigte es sich, daß die Vorposten auf einige friedliche Müllerburschen gefeuert hatten, die sie für Oesterreicher ansahen. Nun haben die Müller und die Oesterreicher allerdings eine Aehnlichkeit mit einander, d. h. sie sind beide weiß, wir können aber versichern, daß wir damals nichts weniger als weiß, sondern höchstens gelb aussahen.

Solche Allarme sind übrigens beim Ausbruch eines Krieges nichts Neues und können auf den Muth der Truppen durchaus keinen Schatten werfen. Hätte daher Bava die Discretion gehabt, davon nicht zu sprechen, so wäre diese nun etwas lächerliche Scene in Vergessenheit begraben geblieben.

Am 7. verlegte der König sein Hauptquartier nach Castiglione und gab nun seinen Colonnen den Befehl, auf der ganzen Linie gegen den Mincio vorzurücken.

Oesterreichischerseits stand Wohlgemuth mit seiner Brigade bei Goito, General Rath bei Valeggio und Strassoldo bei Monzambano, der Ueberrest des Corps mit dem Corpscommandanten bei Villafranca.

Wohlgemuth hielt Goito mit einer Compagnie des vierten Bataillons Kaiserjäger besetzt. Ein Bataillon Gradiskaner stand in Pozzolo, der Rest des Jägerbataillons, ein Bataillon Oguliner, zwei Schwadronen Radetzky-Husaren und vier Kanonen standen auf dem linken Ufer des Flusses. Etwa gegen zehn Uhr zeigte sich der Feind vor unserer Aufstellung. Er hatte eine zahlreiche Tirailleurkette von Bersaglieri vor sich, die durch zwei Bataillons Regina unterstützt wurden. Diesen folgten vier andere Bataillons in Colonnen als zweites Treffen.

In einiger Entfernung sah man noch eine ziemlich bedeutende Colonne; es war die zweite Brigade Aosta. Daß Wohlgemuth gegen diese Uebermacht keinen ernsten Kampf annehmen werde, verstand sich von selbst, auch wenn er ein minder erfahrener General gewesen wäre. Es entspann sich unterdessen zwischen den beiderseitigen Vortruppen ein heftiger Kampf, der mit beispielloser Hartnäckigkeit von einer Jägercompagnie gegen wenigstens 5000 Mann durch vier Stunden ausgehalten wurde. Das mit Ringmauern versehene Städtchen ward so tapfer vertheidigt, daß der stürmende Feind dreimal zurückgetrieben wurde. Er versuchte es, oberhalb durch eine Furth zu gehen, ward aber durch Kartätschenschüsse blutig zurückgewiesen. Jetzt entwickelte der Feind seine ganze Artillerie mit 16 Stücken. Unsere 4 Kanonen konnten, wie begreiflich, diesem überlegenen Feuer nicht widerstehen. Eine derselben ward demontirt, mußte liegen bleiben und fiel daher später dem Feind in die Hände.

Wohlgemuth gab seinen Jägern den Befehl zum Rückzug, allein diese waren in einen so hartnäckigen Kampf verwickelt, daß sie nicht vom Feinde ablassen wollten. Noch ehe alle die Brücke erreichen konnten, flog diese in die Luft. Ein Feuerwerker hatte sie, da die Feuerleitung wegen der Nässe (es hatte die Nacht geregnet) nicht fangen wollte, mit einer Lunte angezündet. Indessen blieb doch die Parapetmauer stehen, auf der die feindlichen Bersaglieri auf die andere Seite des Flusses gelangten und die langsam auf der Straße nach Mantua zurückweichende Brigade noch eine kurze Strecke verfolgten. Von der abgeschnittenen Abtheilung mußten sich einige ergeben, andere zogen sich gegen Pozzolo, wo sie auf Barken über den Fluß gingen.

Ein prunkhaftes Bulletin verkündete diesen Sieg, unter der stolzen Benennung Schlacht, ganz Italien. Wir haben früher eines der Lügenbulletins, die darüber verbreitet wurden, aufgeführt.

Dieses Vorpostengefecht, das der Tapferkeit des vierten Bataillons Kaiserjäger so viel Ehre machte, kostete uns an Todten den Hauptmann Knezich, zwei Enkel Andreas Hofers, wovon der eine Lieutenant, der andere Kadet war, und drei verwundete Officiere; an Mannschaft 17 Todte, 35 Verwundete und 68 theils Gefangene, theils Vermißte. Tyrol hat die Leichen des Hauptmanns Knezich und der beiden Hofer ausgraben lassen; sie ruhen nun zu den Füßen ihres tapfern Ahnherrn. Doch auch der Feind hatte einen bedeutenden Verlust. Er hatte drei todte Officiere, schwer verwundet den tapfern Oberst La Marmora, Errichter der Versaglieri, den Oberst Maccoranie von Real Navi, nebst mehreren Officieren. Der Verlust an Mannschaft ist uns nicht bekannt geworden.

Bava blieb bei Goito stehen und schob seine Vorposten gegen Mantua bis Sacca vor. Hier vereinigte er sich später mit der zweiten Division seines Corps; auch trafen hier alle zu den Waffen gerufenen Altersklassen ein, so daß nunmehr Bava's Corps zu einer namhaften Stärke anwuchs. Er beschäftigte sich mit der Anlage eines Brückenkopfes. Erst am zweiten Tage nach dem Gefechte von Goito erschienen auch die ersten Colonnen des piemontesischen linken Flügels unter dem Generallieutenant Grafen Broglio, bestehend aus den Brigaden Savoyen und Savona, am Mincio. Bei Valeggio, wo die Vortheile des Terrains ganz auf unserer Seite sind, blieb es bei Demonstrationen und einigen gewechselten Kanonenschüssen; dagegen zeigte sich der Feind mit Uebermacht bei

Monzambano, welches Strassoldo nur leicht besetzt hielt. Hier waren die Vortheile des Bodens so sehr auf Seiten der Piemontesen, daß Strassoldo gar nicht daran dachte, dem Feinde den Besitz Monzambano's streitig zu machen. Er zog seine Truppen auf das linke Ufer und nahm Stellung auf den Hügeln von Brentina, die gewissermaßen die Corde eines gegen Westen ausspringenden Bogens bilden. Broglio besetzte Monzambano, machte viel Lärm mit Kanonen, stellte die abgetragene Brücke wieder her und ging nun mit einem Theil seiner Truppen auf das linke Ufer über. Als er aber den Versuch machte, Strassoldo in seiner vortheilhaften Stellung auf den Höhen von Brentina anzugreifen, ward er trotz seiner Uebermacht mit blutigem Kopfe zurückgewiesen.

Wratislaw, von diesen Vorgängen unterrichtet, sah ein, daß er dem Feinde den Uebergang über den Mincio nicht länger streitig machen könne. Seine Aufgabe am Mincio war gelöst. Er concentrirte nun alle seine Truppen bei Villafranca, die weiteren Befehle des Feldmarschalls erwartend. Der Feldmarschall billigte diese Bewegung und befahl den Rückzug des Corps nach Verona, der am 10., vom Feinde durchaus unbelästigt, stattfand.

Wir haben früher die Gründe angegeben, die den Feldmarschall bestimmten, keine Schlacht zwischen dem Mincio und der Etsch anzunehmen, wenn der Feind ihn nicht dazu zwänge. Irrig ist daher die Ansicht, daß den Feldmarschall eine mögliche Einmischung Frankreichs in die italienischen Angelegenheiten dabei geleitet habe. Der Feldmarschall wußte, daß ein solcher Schritt der französischen Regierung das Signal zu einem europäischen Kriege seyn würde, den Frankreich in seiner damaligen Lage nicht wünschen konnte. Auch schien es ihm

gar nicht im Interesse Frankreichs zu liegen, aus Piemont ein mächtiges Reich zu machen. Frankreich hätte seine eigene Geschichte vergessen müssen, wenn es dieser Politik hätte huldigen wollen.

Das wahnsinnige Siegesgeschrei in Italien, womit man sich untereinander betäubte, die lügenhaften Bulletins, die man verbreitete, endlich das Erscheinen Karl Alberts am Mincio hatten den Glauben an die gänzliche Auflösung des österreichischen Heeres und an Radetzky's Flucht dergestalt in den Köpfen der Italiener befestigt, daß man besorgt war, zu der Theilung der großen Beute, auf die man rechnete, zu spät zu kommen. Von allen Seiten näherten sich Haufen von Kreuzfahrern Verona, und hatte dieses auch sonst keinen Nachtheil, so beengte es die Verpflegungssphäre des Feldmarschalls. Er beschloß also, diesem Getriebe ein Ende zu machen. Während man sich bei Goito schlug, sandte er den Generalmajor Fürst Friedrich Lichtenstein mit einer Abtheilung gegen Montebello, wo sich ein aus Venetianern, Paduanern und Vicentinern bestehender Kreuzhaufen festgesetzt hatte, mit dem Befehl, wenn sie Stich hielten, sie zu vernichten. Lichtenstein sandte auf der Hauptstraße gegen Montebello eine Colonne, welche Major Martini von Haugwitz befehligte; er selbst wandte sich gegen Sorio, wo sich die Hauptstärke des Feindes befand. Der Kampf war kurz. Martini erstürmte die Brücke des Chiampo, nahm zwei Kanonen, drang mit stürmender Hand in Montebello ein, wo er aus den Fenstern mit Schüssen empfangen ward. Dafür ward der Ort theilweise geplündert. Lichtenstein fand etwas mehr Widerstand, der jedoch von seinen Truppen mit Leichtigkeit überwunden ward. Er nahm ebenfalls zwei Kanonen und trieb den Feind in wilder Flucht

gegen Vicenza. Wir verloren zwei Mann an Todten und hatten neun Verwundete. Der Feind ließ gegen 60 bis 80 Mann auf dem Kampfsplatz und Lichtenstein brachte eine Anzahl Gefangene nach Verona, die eher einer aufgehobenen Räuberbande, als Soldaten ähnlich sahen, aber sämmtlich mit rothen Kreuzen geziert waren. Noch nie haben Ungläubige das Symbol des Christenthums so schmachvoll entehrt.

Den venetianischen Freischaaren hatte man eine Lehre gegeben, es gält nun auch diese gegen die lombardischen zu wiederholen. Der König, dem die improvisirten Mailänder Generale, die sich seinem Hauptquartier angeschlossen hatten und sich in seine Operationsplane eindrängten, lästig zu werden anfingen, wollte sich ihrer entledigen; er ließ ihnen daher wissen, daß er eine Unternehmung gegen Peschiera beabsichtige, und daß sie dieselbe durch eine Diversion unterstützen möchten. Das sogenannte Bataillon Manara, aus Genuesern, Mailändern und Schweizern bestehend, schiffte sich also in Silo ein (denn sie waren leider, wie wir bereits früher bemerkten, im Besitz des Dampfbootes des Sees geblieben) und landeten bei Bardolino. Auf der Straße, die entlang des Sees herab gegen Castelnovo läuft, liegt das Friedenspulvermagazin der Festung Peschiera, welches theils aus Mangel an Zeit, theils aus Mangel an Fuhrwerken noch nicht gänzlich geräumt, jedoch mit einem Posten von Grenzern bewacht war. Dieser Posten ließ sich überraschen, ward gefangen, und man fing nun an, das Magazin zu räumen und die Pulverfässer einschiffen zu lassen. Mit der Hauptabtheilung setzten sie sich in Castelnovo fest, welchen Ort sie barrikadirten. Dieses Städtchen liegt auf der Hauptstraße von Verona nach Peschiera, und das Erscheinen dieser Freischaaren unterbrach daher die Verbindung zwischen der Armee und der Festung.

Als der Feldmarschall Kunde von diesem Vorfall erhielt, beschloß er, diese Frechheit zu strafen. Er ertheilte daher dem Generalmajor Fürst Wilhelm Taxis — er fiel später bei Vicenza — den Auftrag, den Feind zu vertreiben. Am 11. April brach dieser General mit einem Bataillon Piret, zwei Compagnien Haugwitz unter dem Hauptmann Mauler, einigen Geschützen und Raketen unter einer Abtheilung Kavallerie gegen Castelnovo auf. Es wurden nur wenige Schüsse zwischen den Vortruppen gewechselt. Die Unsrigen rückten im Sturmschritt vor, die Compagnien von Haugwitz erstürmten die den Eingang des Orts sperrende Barrikade, das Bataillon Piret folgte rasch nach, der Ort ward im Sturm genommen, obgleich man aus allen Fenstern auf die Eindringer feuerte; durch Raketen in Brand gesteckt, erlitt er eine große Verheerung, und der erbitterte Soldat richtete sowohl unter den Freischaaren, wie unter den Einwohnern ein großes Blutbad an. Die Zahl der Getödteten soll sich auf vierhundert belaufen haben, worunter sich wohl manches unschuldige Opfer befunden haben mag. An dem Unglück dieses Ortes waren hauptsächlich die Priester schuld, die die Einwohner zum Kampfe ermunterten und ihnen mit gutem Beispiel vorangingen. Ein schon bejahrter Priester ward von den Soldaten getödtet, während er mit dem Fuße die Sturmglocke läutete und zugleich aus einem Fenster der Kirche auf die Soldaten feuerte. Auf der Flucht wurden noch viele Freischärler von der nacheilenden Kavallerie zusammengehauen. Was dem Blutbade entging, stürzte sich auf die Schiffe und floh über den See zurück. An Todten und Verwundeten zählten wir vier Mann. Taxis übernachtete in seiner Stellung und kehrte des andern Tages mit einer Anzahl Gefangener nach Verona zurück. Karl Albert kanonirte,

während dieses vorging, von den Höhen des rechten Mincioufers höchst unnützerweise die Festung Peschiera mit Feldgeschützen.

Die Armee Karl Alberts verstärkte sich täglich; es trafen nicht allein allmählig die noch fehlenden Heeresabtheilungen ein, sondern die Zahl der Freicorps wuchs von Stunde zu Stunde. Diese undisciplinirten Haufen fingen an dem König lästig zu werden. Sie waren anmaßend, ungenügsam und schwer zu befriedigen, und der König besorgte nicht mit Unrecht, daß sie seinem Heere ein böses Beispiel geben würden. Am Tage einer Schlacht waren sie ihm unnütz, ja sie hätten ihm dort selbst gefährlich werden können, denn ein schlechtes Beispiel wirkt ansteckend. Er sann darauf, ihnen eine anderweitige Beschäftigung zu geben.

Wir haben gesehen, daß Trient auf Unterstützung von Seiten Italiens rechnete. Karl Albert bestimmte daher diese Freischaaren zu einem Einfall in Südtyrol, dort wartete ihrer eine Art von Krieg, der ihnen angemessener als der Krieg der Feldschlachten war. Diese Operation war gut gedacht, aber der König beging den Fehler, daß er diesen regellosen Horden nicht einige Tausend wohlgeordneter Truppen mit etwas Geschütz unter einem tüchtigen General beigab, wozu seine Savoyarden ihm das beste Material geliefert haben würden. Gelang diese Operation, drangen die Feinde bis nach Trient vor, glückte es ihnen, wenigstens einen Theil von Südtyrol zu insurgiren, so würde dieses zwar nicht, wie man erwartete, den Feldmarschall gezwungen haben, seine Stellung bei Verona zu verlassen, aber er würde wenigstens genöthigt gewesen seyn, ein Corps von 10,000 Mann nach Tyrol zu detaschiren, denn seine einzige Verbindung konnte er nicht preis geben; eine Schwächung seiner operativen

Streitkräfte in diesem Augenblick aber wäre für den Feldmarschall eine große Verlegenheit gewesen.

An der Spitze dieser Horden stand Allemandi, ein Erzrevolutionär, den der König vom Jahr 1820 her kannte, und dem er deßhalb mißtraute. Das scheint auch der Grund gewesen zu seyn, warum er ihn von seiner Armee entfernt halten wollte, denn obgleich Karl Albert mit der Revolution gemeine Sache gemacht hatte, so blieb er doch im Herzen Absolutist, und hoffte wahrscheinlich nach glücklich beendetem Kriege Abrechnung mit der Revolution halten zu können. Diese Freischaaren waren in Bataillons gebildet, die sich nach ihren Führern Arcioni, Beretta, Longhena, Manara, Thannberg, Sedabondi und Vecani nannten. Die Bewegung begann; Longhena mit seiner Schaar bildete die Spitze. Von Brescia aus zog er entlang des Idrosees, überschritt am 9. April die Grenze Tyrols und besetzte Condino in den Judikarien. Dieser Bewegung folgten staffelweise in Abständen von einem Tage die Bataillons Arcioni und Sedabondi. Eine Abtheilung derselben besetzte die Päffe der Val Ledro. Am 16. vereinigten sich, 350 Mann stark, die Ueberreste des Bataillons Manara, welche dem Blutbade von Castelnovo entronnen waren, bei Condino mit den dort concentrirten Streitkräften.

Ein Haufe Freiwilliger aus Val Camonica zog über den Tonal nach dem Sulzberg. Bei dem Dorf Cles vereinigte sich mit ihnen ein sicherer Scotti mit etwa hundert Mann des Bataillons Longhena.

Da es aber in dieser Revolution nicht an Unterröcken fehlen durfte, so befand sich bei diesem Heere (wie man behauptet) auch eine Gräfin Pallavicini (andere nennen sie Beltrami), die eine Schaar von 160 Rittern, allerdings nach

damaligem Zuschnitt führte. Man sagt, sie habe sich ihren Flügel nachführen lassen, um von einem Felsen herab ihre Paladine mit einem Sul campo della gloria in die Schlacht zu geleiten.

Diese Bewegung nach Südtyrol war natürlich ein Triumphzug, d. h. man stieß nirgends auf Widerstand, und die armen Bauern der Gebirgsthäler, um ihre patriotischen Gesinnungen an den Tag zu legen, zogen überall die dreifarbigen Fahnen auf, gaben her was sie hatten und konnten, um sich wo möglich vor Plünderung zu retten. Am 17. April hielten diese Colonnen die Linie von Cles bis zum Gardasee besetzt, und schienen nur auf eine Concentrirung ihrer Streitmacht gegen Trient zu sinnen. Ihre Gesammtstärke mag gegen 4000 betragen haben.

Allein in Tyrol hatte sich bereits das Blatt gewendet. Welden hatte sein Hauptquartier nach Trient verlegt, diese Stadt mit Benützung ihrer mittelalterlichen Ringmauer in guten Vertheidigungszustand gesetzt. Alles, was an Truppen in Nordtyrol entbehrt werden konnte, namentlich das Regiment Baden Infanterie und das 3. Jägerbataillon zog er an sich, und ließ nur das italienische Regiment Victor d'Este nebst einer Kavallerieabtheilung zur Beobachtung der Schweizer Grenze zurück.

So vorbereitet, beschloß er, nun selbst angriffsweise vorzugehen. Riva an der obern Spitze des Gardasees war noch von unsern Truppen mit einer Compagnie Kaiserjäger und einer Compagnie Karl Schwarzenberg besetzt. Am 18. April rückte eine 600 Mann starke Colonne Insurgenten, vom obern Sarcathale kommend, gegen Riva vor. Der Commandant des Postens ging ihr mit seinen zwei Compagnien entgegen, nahm bei Vannone eine gedeckte Stellung und empfing die heranrückenden Italiener mit einem solch mörderischen Feuer, daß

sie nach wenigen Schüssen die Flucht ergriffen und ihr Heil in der Schnelligkeit ihrer Füße suchten.

Welden seinerseits brach mit zwei Colonnen zum Angriffe auf. Die eine ging von Trient über Cadine gegen Stenico, die andere von Mezzo Lombardo gegen Cles. In Stenico stand Arcioni. Als die Nachricht von unserem Anrücken daselbst eintraf, gerieth alles in Verwirrung und Arcioni schrieb an den einige Stunden rückwärts befindlichen Manara und beschwor ihn, ihm zu Hülfe zu eilen. Als dieser in Stenico eintraf, fand er die Truppe Arconi's in gänzlicher Auflösung; er suchte nun einige Ordnung herzustellen, nahm mit einer Compagnie Scharfschützen und einer Compagnie Cremoneser Freiwilligen eine Stellung, die Ankunft seiner Gegner erwartend. Die Freiwilligen, vom Regen durchnäßt, zerstreuten sich in die Häuser; plötzlich merkte man das Anrücken der Oesterreicher. Manara versuchte nun eine Tirailleurkette unsern Truppen entgegenzuwerfen, da aber bei dem heftigen Regen das Feuer nicht ausgegeben haben würde, so rückte Major Scharinger mit seiner aus Jägern und Schwarzenberg zusammengesetzten Colonne im Sturmschritt vor, nahm mit dem Verluste eines Todten und einiger Verwundeten das Dorf, und die Feinde flohen in wilder Unordnung. Major Scharinger folgte, doch die Schaar Arcioni's war bereits aufgelöst, sie floh ohne Aufenthalt bis Condino, während die Unsrigen bei Stenico Halt machten.

Nicht besser erging es der Colonne, die bis nach Cles vorgerückt war. Als Oberst Melczer von Schwarzenberg mit einigen aus Jägern und Baden-Infanterie zusammengesetzten Compagnien nebst einer Compagnie Landesschützen anrückte, ergriff der oben erwähnte Scotti die Flucht und zog sich nach

Malé zurück, wo er durch Freiwillige von Breno und Lovere verstärkt ward. Dadurch wuchsen seine Streiter auf die Zahl von 500 und er ließ nun in allen Orten Sturm läuten, in der Hoffnung das Landvolk zu bewaffnen. Allein diese Hoffnung täuschte ihn, das Land nahm keinen Theil an der italienischen Sache. Melczer verweilte einen Tag, um das schlecht gesinnte Cles zu entwaffnen. Am 20. rückte er auf Malé los. Scotti ging ihm entgegen; das Feuer aus zwei unserer Geschütze brachte ihn in Unordnung, und da nun Melczer auch seine rechte Flanke umging, so zog er sich eilig nach Demoro zurück.

Das Spinnengewebe dieser Invasion Südtyrols war nun auf allen Punkten durchrissen, überall eilten die Lombarden auf denselben Straßen, auf denen sie gekommen waren, wieder nach der Grenze Italiens zurück. Diese Gefechte hatten uns nur einen Mann gekostet. Die gemachten Gefangenen wurden nach Trient gebracht. Da sich unter denselben 17 Deserteurs von Geppert und Haugwitz noch in der Uniform ihrer Regimenter befanden, so ließ sie der Oberst Zobel erschießen.

Der Feldmarschall, der nicht wollte, daß dieser Krieg einen grausamen Charakter annehmen und zu einem Kampf zwischen Christinos und Karlisten ausarten sollte, untersagte das Erschießen der Gefangenen, selbst wenn es Deserteurs wären, und beschränkte dasselbe bloß auf notorische Spione. Der Feind versuchte noch am 21. einen Angriff auf Riva, ward aber leicht und mit Verlust zurückgeschlagen.

Welden ließ die Punkte Malé, Stenico und Riva mit angemessenen Posten besetzt und vereinigte alle seine im Gebirge zerstreuten Truppen zwischen Trient und Roveredo, von wo aus er nicht allein die rechte Flanke des Feldmarschalls

decken, sondern auch dessen Offensivoperationen vom Monte Balda aus unterstützen konnte.

Dieß klägliche Ende hatte der Einfall der lombardischen Freischaaren in Tyrol. Gegen Allemandi, der unterdessen mit seinen Reserven bei Rocca d'Anfo ruhig gesessen war, erhob sich ein Sturm des Unwillens, man nannte ihn einen Verräther. Das Wort tradimento ist im Geiste besonders des Lombarden zu einer fixen Idee geworden. Er gleicht darin dem Carthaginenser, der seine unglücklichen Generale kreuzigen ließ. Karl Albert ging es nicht besser wie Allemandi, auch ihn verfolgte das Wort tradimento, als er besiegt, vom Volke Mailands verhöhnt und mißhandelt, die Stadt verließ.

Die provisorische Regierung erließ einen Befehl, daß die Freischaaren sich nach Brescia und Bergamo begeben sollten, um dort den regulären Truppen zugetheilt zu werden. Da ihnen aber die strengere Disciplin, die ihrer dort harrte, nicht besonders mundete, so gingen die meisten nach Hause. Allemandi mußte zu seiner persönlichen Sicherheit in Bergamo verhaftet und nach Mailand gebracht werden, weil er sonst, zwar nicht gekreuzigt, aber sicher vom Volke ermordet worden wäre.

Bei der Hauptarmee hatte, wenn man gewöhnliche Vorpostenplänkeleien abrechnet, Ruhe geherrscht. Verrätherei hatte allerdings bis jetzt Karl Albert goldene Früchte getragen. Ihr verdankte er ohne Schwertstreich die Eroberung eines Königreichs, und man konnte im Generalstab des Königs die Idee nicht fassen, daß die reichhaltige Quelle des Verraths schon versiegt sey. Wir werden bald sehen, daß Karl Albert Mantua und Verona dadurch zu nehmen hoffte; dasselbe glaubte man von Peschiera, dessen Besatzung nach den im piemontesischen

Hauptquartier verbreiteten Nachrichten zum Theil aus italienischen Truppen bestand, die nur auf die erste beste Gelegenheit warteten, um die Festung an den Feind zu verrathen. Man hoffte sich durch einen Handstreich derselben zu bemächtigen. Der König hatte deßhalb auf den Höhen des rechten Ufers Schulterwehren aufwerfen lassen. Hinter denselben ließ er zwanzig Stück schwere Feldgeschütze mit acht Haubitzen auffahren, und eröffnete nun aus denselben am 13. ein heftiges Feuer gegen die Festung. Die Brigade Bes stand in Colonnen, geschützt gegen das Feuer der Festung, in Bereitschaft zum Stürmen. Das feindliche Feuer richtete zwar an der vorliegenden Lünette Salvi einige Beschädigungen an, allein die Festung antwortete so nachdrücklich, daß der König wohl einsah, daß ein Sturm nicht allein nicht glücken, sondern mit großem Menschenverlust begleitet seyn würde. Er ließ also, da er vergebens auf den vorausgesetzten Verrath wartete, das nutzlose Feuer einstellen und, um doch etwas zu thun, den Commandanten zur Uebergabe auffordern, welcher ihm eine stolze abschlägige Antwort ertheilte. So endete diese Munitionsverschwendung, deren Zweck wir, da wir den Donner der Geschütze in Verona hörten, nicht begreifen konnten. Allerdings muß man in dem piemontesischen Hauptquartier schlecht mit Spionen bedient gewesen seyn, sonst hätte man wissen müssen, daß die Garnison nur aus einem Bataillon Grenzern bestand, und sich auch nicht ein Mann italienischer Truppen darin befand.

Nicht gewitzigt durch den schlechten Erfolg vor Peschiera, beschloß Karl Albert einen ähnlichen Versuch gegen Mantua zu machen. Um das Lächerliche, was darin lag, einigermaßen zu maskiren, nannte man es eine Recognoscirung und

behauptete, durch die vielen Klagen der Landesbewohner dazu bewogen worden zu seyn, weil die schlecht verproviantirte Festung zahlreiche Commanden zur Eintreibung von Lebensmitteln aussandte, wodurch die Bevölkerung sehr litt. Wir unsererseits haben noch nicht gehört, daß man auf diese Weise eine Festung recognoscirt, oder sie an Aussendung von Requisitionscommanden hindern kann. Der wahre Grund dieser seltsamen Demonstration war abermals die Verrätherei. Man hoffte nämlich, daß, wenn man sich mit einer imposanten Truppenmasse zeige, die Bevölkerung die Waffen ergreifen und die Festung in die Hände des Feindes liefern würde. An Einverständnissen in der Stadt fehlte es nicht. Das Theater war festlich vorbereitet, denn man wähnte den König Abends in Mantua bewirthen zu können. Gorczkowsky, davon unterrichtet, ließ die bereits zur Beleuchtung aufgesteckten Wachskerzen abnehmen und zur Beleuchtung der Spitäler verwenden. Man behauptet, Karl Albert habe die zahlreichen Liebhaber, die seinem Hauptquartier folgten, mit den Worten zu dieser Expedition eingeladen, er wolle ihnen zeigen, wie man eine Festung mit Kavallerie nehme.

Zur Ausführung dieses sehr seltsamen Manövers verwendete man fast das ganze erste Armeecorps unter Bava, nämlich 18 Bataillons, 2 Kavallerieregimenter und 3 Batterien. Die Spitze bildeten die Kavallerieregimenter Nizza und Aosta. Sie sollten ihre Richtung gegen Montanara nehmen, dann links schwenken und den Feind am Osone in die linke Flanke nehmen, während die Infanterie diesen Graben in Front angriffe. Diese seltsame Verwendung der Kavallerie in dem coupirtesten Terrain der Welt, wo man nicht hundert Schritte thun kann, ohne auf unüberwindliche Hindernisse zu stoßen,

beweist, daß man entweder gar keine Kenntniß des Terrains hatte, eine höchst unwahrscheinliche Annahme, da es genug flüchtige Mantuaner im Hauptquartier Karl Alberts gab, oder daß man durch eine Bravade, ich weiß nicht welchen Effekt auf die Garnison hervorbringen wollte. Das Ganze war ein Kampf mit Windmühlen, denn vernünftigerweise war gar nicht zu erwarten, daß die Garnison den Osone anders als mit einigen Posten besetzt haben werde. So war es auch. Bei Annäherung so ansehnlicher Streitkräfte zogen sich diese Posten auf das Glacis der Festung. Gorczkowsky hatte sich auf die Meldung von dem Heranrücken des Feindes in die Lünette Belfiore begeben, und beobachtete hier, mit der Cigarre im Munde, diese Demonstration, deren Sinn er nicht zu begreifen schien. Jetzt wandte sich die piemontesische Kavallerie und ritt mit einiger Dreistigkeit gerade auf die Lünette zu. Gorczkowsky ließ sie bis in den Kartätschenbereich herankommen, und empfing sie dann mit einem so heftigen Kartätschenhagel, daß sie auseinander stob. Unterdessen entwickelte der Feind am Rande der Kultur mehrere Infanteriebataillone, und da noch nicht alle, das Feuer der Festung beirrenden Vertiefungen geebnet, und alle Mauern zerstörter Gebäude aufgeräumt waren, so nisteten sich die Bersaglieri in diesem Terrain voll Höhlungen ein, während die feindliche Infanterie das Dorf Gli Angeli stark besetzte und eine Batterie, durch Häuser gedeckt, dergestalt aufführte, daß diese einige wirkungslose Kugeln bis in die Lünette trieb. Gorczkowsky sandte nun entlang des Seeufers zwei Compagnien Gyulai mit einer halben Kavalleriebatterie ab; während unsere Batterie der feindlichen eine Kanone demontirte, erstürmte die Infanterie einige am See gelegene Häuser. Der Feind verließ nun seine Position und

zog sich aus dem Schußbereich zurück. Der König kam selbst karakolirend auf der Straße vor, beobachtete einige Zeit die Festung und kehrte dann zurück. So endete der Versuch, die Festung Mantua mit Kavallerie zu nehmen. Bei diesem Anlasse macht Bava eine Bemerkung, die das schönste Zeugniß für die österreichische Regierung enthält und beweist, daß der Geist der Empörung dem eigentlichen Volke fremd und nur das Werk einer Partei war, die die Städte beherrschte.

„Bei dieser Gelegenheit,“ sagt er, „konnten wir bemerken, daß die Bevölkerung kalt und wenig oder gar nicht für die Sache Italiens begeistert war, ja vielleicht gar sich mehr zu den Deutschen hinneigte, von denen sie in der Vergangenheit möglich begünstigt worden war. Diese eben so schmerzliche als unerwartete Ueberzeugung, wenn sie auch nicht im mindesten unsere Gluth für den heiligen Krieg der Nationalunabhängigkeit zu vermindern vermochte, machte uns doch auf die etwaigen Hindernisse aufmerksam, die uns bei Erlangung des endlichen Sieges, den das Glück zwar unsern Fahnen streitig machen konnte, den wir aber doch endlich unter dem Schutze des Genius Italiens davontragen werden, daraus erwachsen dürften.“

Am 21. vereinigte sich die toskanische Hülfsdivision mit den Truppen des Königs. Sie bestand aus 5000 Mann Infanterie und 200 Mann Kavallerie nebst einer Batterie von acht Geschützen. Bei diesen Truppen befanden sich auch die Freiwilligen und namentlich das Studentencorps von Pisa mit seinen Professoren, darunter der bekannte Montanelli. An die Toskaner hatten sich noch 250 Neapolitaner angeschlossen, welches Corps ein gewisser Raffaele Scala errichtet hatte. Man sagt, daß dieser Häuptling den König beim Abschied

gefragt habe: „Was darf ich den Lombarden von Eurer Majestät sagen?" Der König habe darauf geantwortet: „Sagen Sie ihnen, daß ich mit allen meinen Truppen zu ihrer Vertheidigung herbeieilen und an der Seite meines letzten Grenadiers kämpfen werde."

Verhält es sich wirklich so mit der Antwort des Königs, so ist das Verfahren der Revolutionshäupter gegen ihn um so stupider und schmählicher, da sie ihn durch fortgesetzte Empörungsversuche wieder in das Lager der Legitimität zurückdrängten.

Auch die modenesischen Truppen wurden in diese Division eingetheilt. Der König übertrug derselben die Stellung am Osone, welche die Linie von Curtatone bildete, und die er nun verschanzen ließ. Hier werden wir ihnen bald wieder begegnen.

Durch alle diese Verstärkungen mußte das Corps Bavas um diese Zeit die Stärke von wenigstens 30,000 Mann erreicht haben. Der Kreis der feindlichen Streitkräfte, der den Feldmarschall in seiner Stellung von Verona umgab, zog sich immer mehr zusammen; das gab ihm in strategischem Bezuge keine Besorgnisse, vielmehr konnte die Verkürzung seiner innern Operationslinie ihm nur erwünscht seyn, allein es beengte immer mehr die Verpflegungssphäre der Armee, und das war es gerade, was dem Feldmarschall die meisten Sorgen bereitete. Die durch den weiten Umweg über Tyrol eintreffenden Transporte waren nicht hinreichend, und der Feldmarschall blieb besonders in Bezug auf die Verpflegung seiner Kavallerie auf die Ressourcen des Landes angewiesen. Es begreift sich daher, daß er mit Sehnsucht den Operationen der Reserve unter Nugent entgegensah, denn von der Vereinigung mit diesem Corps hing das baldige Ergreifen der Offensive ab.

Lange konnte er diese Stellung ohne Magazine nicht mehr halten, er war bereits genöthigt, zu einem stets schädlichen Mittel, nämlich zu grünen Fouragirungen, seine Zuflucht zu nehmen.

Inzwischen näherten sich auch die römischen und neapolitanischen Streitkräfte dem Po; zwar protestirte der Papst feierlich gegen jede Verletzung des Friedens, zwar verbot er geradezu seinen Truppen jede feindliche Handlung gegen Oesterreich, allein das half nichts mehr, sein Ansehen hatte aufgehört, seine Minister kümmerten sich nicht mehr um den Willen ihres Fürsten, und das Glaubensheer rückte unaufgehalten gegen den Po. Ein piemontesischer Officier Namens Durando übernahm den Befehl über dasselbe. Seine erste Feldherrnhandlung war ein am 9. April an seine Truppen gerichteter, wie gewöhnlich in hochtrabendem Style verfaßter Tagsbefehl, den aber der Papst laut und offen mißbilligte, da Durando keineswegs ermächtigt war, sich als den Träger des Willens des Oberhauptes der Kirche anzukündigen.

Dieser improvisirte Krieg war reich an oft komischen Situationen. Der Commandant von Ferrara, Oberstlieutenant Graf Kuehn, hatte sich bei Ausbruch der Revolution mit seiner Besatzung in die Citadelle gezogen und der Stadt erklärt, daß er Ferrara in einen Schutthaufen verwandeln werde, wenn man sich auch nur die leiseste feindliche Handlung gegen seine Truppen erlauben sollte. Als Durando, der feindliche Feldherr, nach Ferrara kam, stieß er auf eine Abtheilung österreichischer Soldaten, die von Bewaffneten escortirt ganz ruhig ihre Menageeinkäufe in der Stadt besorgten. Erstaunt fragte er nach der Ursache dieses seltsamen Sachverhaltes; man zeigte ihm aber die drohenden Mörserrachen, die auf den

herzoglichen Palast gerichtet schienen; er mußte sich also diesen seltsamen Zustand, der nicht Krieg und nicht Friede war, schweigend gefallen lassen, und die vielleicht allerfeindseligste Stadt Italiens war genöthigt in diesem Zustande zu verharren, bis der Friede ihm ein Ende machte.

Unter Anführung eines aus den früheren Revolutionsversuchen wohlbekannten Zambeccari war eine Colonne, nachdem sie früher das modenesische Gebiet durchstreift und daselbst die Empörung genährt und verbreitet hatte, über den Po gegangen, und hatte sich vier Miglien entfernt von der Festung Legnago in dem mittelalterlichen Schlosse Bevilacqua festgesetzt, von wo aus sie den Parteigängerkrieg führte und die uns so nöthigen Zufuhren unsicher machte. Der Feldmarschall, der die Frechheit nicht dulden konnte, daß eine Freischaar fast unter den Kanonen der Festung Legnago festen Fuß fasse, befahl sie zu vernichten. Oberst Heinzel, Commandant des Regiments Erzherzog Sigismund, empfing Befehl, dieses auszuführen. Der Zufall wollte, daß gerade in diesem Augenblicke die venetianische Zeitung eintraf. Sie enthielt ein Schreiben der Gräfin Bevilacqua aus Brescia an die Häupter der venetianischen Republik, worin diese Dame in feurigen Ausdrücken ihr Schloß mit allen Vorräthen und Reichthümern zur Verfügung der Republik stellte, es als ein Opfer auf dem Altare des Vaterlands niederlegte. Oberst Heinzel erhielt nun Befehl, dieses Opfer anzunehmen und darnach zu handeln. Nach einem angestrengten Nachtmarsch erschien er vor den Mauern des modernen Raubnestes. Die ersten Raketen und Kanonenkugeln scheuchten die Freischaaren auf, und ohne einen Blick rückwärts zu thun, flohen sie bis zum Ufer des Po. Das Schloß und ein Theil des Ortes, welches die Freischaaren

unterstützt hatte, ward mit einem reichen Mobiliarvermögen ein Raub der Flammen; man fand besonders große Reisvorräthe darin, die uns sehr wohl zu statten kamen. Das Opfer war vollbracht, in Folge des großsprecherischen Getriebes, das damals alle italienischen Zeitungen durchlief; man trug seine Wuth und seinen Deutschenhaß zur Schau, war aber sicher weit davon entfernt zu glauben, daß wir diese maßlosen Herausforderungen annehmen würden.

Eine andere Freischaarenabtheilung, von Governolo kommend, hatte sich bei Castellaro festgesetzt, den Postcourier aufgefangen und so die direkte Verbindung zwischen Mantua und Verona unterbrochen. Gorczkowsky, der dieses nicht dulden konnte, entsandte ein starkes Detaschement unter dem Major Martiniz von Kaiserjäger zu ihrer Vertreibung. Am 23. mit Tagesanbruch überfiel er diese Schaar und sprengte sie auseinander. In Governolo selbst hatte eine Abtheilung modenesischer Truppen mit einer Batterie und zahlreichen Freiwilligen aus dem Modenesischen und flüchtigen Mantuanern Stellung genommen und den Ort mit Feldverschanzungen und Barrikaden befestigt. Da dieser Punkt für die Festung Mantua von Wichtigkeit ist, so wollte der Festungscommandant nicht gestatten, daß der Feind hier festen Fuß fasse, und entsendete daher in der Nacht vom 23. auf den 24. den Obersten Castellitz von Franz Karl Infanterie mit einer entsprechenden Abtheilung und einer Batterie gegen diesen Ort. Fünf Barrikaden wurden von den Truppen genommen. Die Vorrückung mußte aber auf einem dem Feuer der feindlichen Batterie ausgesetzten Damme geschehen, und ungeachtet unser Geschütz auffuhr, konnte es doch nicht das feindliche zum Schweigen bringen, das vortheilhaft placirt war und Raum

zur Entwicklung hatte, während das unsrige auf einem hohen schmalen Damme sich nicht bewegen konnte. Eine am Eingange des Ortes befindliche Brücke, die unter dem wirksamsten Ertrage des feindlichen Kartätschenfeuers lag, zu passiren, war nicht möglich, und Oberst Castellitz, der sich während des Gefechtes mit der größten Unerschrockenheit dem feindlichen Feuer aussetzte, sah sich genöthigt, sich mit einigem Verluste zurückzuziehen. Die Nothwendigkeit, dieses Freischaarenwesen, das die Verbindungen zwischen den Festungen und der Armee unterbrach, und auf die Herbeischaffung der Verpflegung so störend einwirkte, aus dem Bereiche der Armee zu verscheuchen und ihre Kühnheit zu strafen, hatten den Feldmarschall zu diesen vereinzelten Operationen genöthigt, die die Folge hatten, daß von nun an diese Freischaaren vorsichtiger wurden und es nicht mehr wagten, sich der Armee zu nähern. Da der ganze Nutzen, den eine Armee aus solchen Horden ziehen kann, in dem kleinen Kriege, in der Störung der Verbindung und dergleichen besteht, so waren sie der piemontesischen Armee nicht allein ganz nutzlos, sondern selbst nachtheilig geworden, denn sie vermehrten nur die Verwirrung, verzehrten dreimal soviel wie reguläre Truppen und täuschten die Berechnungen der Generale, die sich auf sie verließen.

Karl Albert hatte sich nach dem Rückzug unseres ersten Armeecorps auf Verona an den beiden Ufern des Mincio ausgebreitet. Sein rechter Flügel unter Bava dehnte sich bis Curtatone aus und stand über Valeggio und Monzambano mit Sonnaz in Verbindung, der, den linken Flügel bildend, sich an den Gardasee lehnte. Das piemontesische Heer mußte in jener Epoche die Stärke von 60,000 Mann erreicht haben, da es bereits alle seine Reserven und einen großen Theil seiner

Bundesgenossen an sich gezogen hatte. Wir haben die Gründe schon angegeben, die den Feldmarschall hinderten, die Offensive früher zu ergreifen, und ihn bestimmten, sich, so lange er nicht angegriffen würde, auf keine entscheidende Schlacht einzulassen. Nur auf weiten Umwegen konnte er mit der sich bildenden Reservearmee in Verbindung treten, daher war er oft lange ohne Nachrichten von dort, er wußte nicht, wann sie ihre Operationen beginnen würde, und war ganz außer Stande, den Zeitpunkt seiner Vereinigung mit derselben vorauszuberechnen. Die Nachrichten, die aus dem Innern der Monarchie eintrafen, lauteten immer düsterer. Man kann sich daher leicht vorstellen, wie schmerzlich der Feldmarschall dieses thatenlose Liegen gegenüber einer Armee empfand, die sich täglich verstärkte, durch nichts in ihren Bewegungen gehemmt war und die Ressourcen des reichen Italiens zu ihrer Verfügung hatte. Dieses System, zu welchem der Feldmarschall sich entschlossen hatte, stand so sehr mit seinem Charakter in Widerspruch, daß er in dieser Lage bei weitem mehr unsere Bewunderung verdient, als zur Zeit, wo er endlich sich im Stande sah, aus seinen Verschanzungen hervorzubrechen und seinen Gegner zu vernichten. Die Stunden, die ihm seine schweren Sorgen frei ließen, brachte er entweder bei seinen Truppen zu, denen sein Anblick jedesmal neue Zuversicht einflößte, und die gerne die Drangsale eines langen Stillliegens trugen, wenn sie ihren verehrten Führer mit ruhiger und zuversichtlicher Miene zwischen ihnen weilen sahen, oder er erheiterte sich am Abend durch eine Spazierfahrt nach Val Pantena, wo er, umgeben von den Officieren seines Stabes, auf grünem Rasen gelagert, sich an der Heiterkeit der Jugend ergötzte und ihren Gesängen theilnehmend lauschte. Wir bezweifeln nicht,

daß er sich noch heute dieser Stunden mit Freuden erinnern wird, denn eine frohe, sorgenlose Stunde, unter unglücklichen Verhältnissen durchlebt, wiegt eine lange Reihe festlicher Tage in Zeiten des Glückes auf.

Karl Albert schien nicht minder eine entscheidende Schlacht zu scheuen, wenigstens ging er mit großer Vorsicht zu Werke. Ihn bewogen jedoch ganz andere Gründe wie den Feldmarschall; er mochte dem ungewissen Kriegsglück nicht überlassen, was er vom Verrath erwartete. Wenigstens in indirekter Verbindung mit den Demagogen Oesterreichs und Ungarns rechnete er auf Ereignisse, die ihn von seinem gefürchteten Gegner ohne Schlacht befreien, und Verona und Mantua ohne Schwertstreich in seine Hände liefern sollten.

Ehe er sich auf dem linken Ufer des Mincio festsetzte, unternahm er zwei große Recognoscirungen, um sich zu überzeugen, ob er nicht auf die Armee des Feldmarschalls stoßen würde. General Sonnaz ging am 23. mit 12 Bataillons und einer Kavalleriebrigade über den Mincio, und während er mit der Infanterie die Höhen des Montevento und die vorliegenden Hügelreihen durchsuchte, rückte die Kavallerie in der Ebene gegen Villafranca vor. Der König folgte den Bewegungen der Infanterie in Person, und ging dann über Custozza gegen Villafranca, wo er aus den einlaufenden Rapporten ersah, daß die recognoscirenden Truppen nirgends auf den Feind gestoßen waren, und Radetzky sich ruhig in seinem verschanzten Lager von Verona halte. Der König ließ nun die Truppen wieder in ihre alten Stellungen zurückkehren.

Eine ähnliche Recognoscirung führte der Herzog von Savoyen am 25. zwei Tage später gegen Mantua aus, die dieselben Resultate lieferte.

Karl Albert, nachdem er sich so überzeugt hatte, daß seine Gegner ruhig in ihren Stellungen blieben, beschloß nun eine Offensivbewegung vorzunehmen. Am 26. ging er auf allen Punkten mit seiner ganzen Macht über den Fluß. Bava rückte über Villafranca vor, das er mit einer angemessenen Garnison versah, und besetzte Custozza und Sommacampagna, während Sonnaz sich von Sona über Castelnovo und Santa Giustina ausdehnte und seinen linken Flügel an den See lehnte. Der Herzog von Savoyen mit der Reserve lagerte um Oliosi, rückwärts dieser Aufstellung. Durch diese Bewegung war Peschiera nun auf beiden Ufern cernirt, seine Verbindung mit dem Feldmarschall abgeschnitten, und der König erwartete nur seinen Belagerungspark, um sodann die regelmäßige Belagerung der Festung beginnen zu können.

Drei Stunden oberhalb Verona liegt der Ort Pastrengo an dem rechten Etschufer. Dieser Punkt ist von unbestrittener Wichtigkeit, denn er nimmt die Stellung vorwärts Peschiera in der Flanke und deckt jene von Rivoli. Er bildet gleichsam einen natürlichen Brückenkopf, da er in einem Halbkreis von vortheilhaft gelegenen Höhen umgeben ist. Wären daher diese Höhen verschanzt gewesen, so würde diese Stellung allerdings unangreifbar geworden seyn. Hinter Pastrengo stürzt das Ufer fast senkrecht gegen die Etsch hinab. Eine Truppe, die die Stellung von Pastrengo zu räumen und hier auf das linke Ufer überzugehen genöthigt ist, kann daher, wenn sie von dem Feinde stark gedrängt wird, in die mißlichste Lage gerathen. Wir unsererseits haben diese Stellung mit einem solchen Defilé im Rücken immer für eine sehr gewagte gehalten, da ihre Unterstützung sehr schwierig ist. So lange sie nicht verschanzt ist, muß sie einem übermächtigen Angriff unterliegen,

denn die Festung Peschiera ist zu klein, ihre Garnison zu schwach, als daß ein gegen Pastrengo vorrückender Feind in seinem Rücken etwas von dieser Festung zu fürchten hätte.

Dennoch beschloß man diesen Punkt, sobald man von der Bewegung des Königs Kunde bekam, besetzen zu lassen, denn man hoffte immer noch Gelegenheit zu finden, von hier aus der Festung hülfreiche Hand reichen zu können. Die Brigade Wohlgemuth erhielt den Befehl, Pastrengo zu besetzen, und zu ihrer Unterstützung ward die Brigade Taxis in Bussolengo aufgestellt. Allerdings deckte diese Brigade einigermaßen die Stellung von Pastrengo, allein sie ward ihrerseits wieder dadurch in Schach gehalten, daß die Piemontesen Santa Giustina stark besetzt hielten. Etwas oberhalb Pastrengo ward eine Brücke über die Etsch geschlagen, um den Rückzug der Brigade auf das linke Etschufer zu sichern. Am 28. überließ Karl Albert die Blokade von Peschiera der Brigade Pignerol. Das Heer rückte bis zu den äußersten Höhen vor, der König nahm sein Hauptquartier in Sommacampagna. Villafranca und der Brückenkopf von Goito blieben mit angemessener Garnison besetzt. General Bes, der sich auf dem äußersten linken Flügel befand, und die Höhen von Pacengo und Cola von Wohlgemuths Truppen besetzt sah, griff diese, ohne die Ankunft seiner Unterstützungen abzuwarten, an, ward aber mit blutigen Köpfen zurückgewiesen, und hätte Wohlgemuths Schwäche ihm die Verfolgung seiner errungenen Vortheile gestattet, so hätte dieses Gefecht große Resultate liefern können. Bes ließ eine nicht unbedeutende Anzahl Todte und Verwundete auf dem Schlachtfeld. Wohlgemuth, der sogleich begriff, daß die Behauptung seiner weitläufigen Stellung mit seiner schwachen Brigade eine Unmöglichkeit sey, bat den Feldmarschall

dringend um Verstärkung, und dieser sandte ihm noch in der Nacht die Brigade Erzherzog Sigismund nach. Es fanden sich sonach am 29. zwei Brigaden unter dem Befehl des Feldmarschallieutenants Wocher bei Pastrengo vereinigt.

Diese Stellung war dem König zu gefährlich; bei seiner Absicht Peschiera zu belagern, konnte er nicht gestatten, daß sich seine Gegner dort festsetzen und verschanzen. Er beschloß sie daher mit aller Macht anzugreifen. Gegen 10 Uhr früh rückte der Generallieutenant Broglio mit seiner Division von Santa Giustina gegen Pastrengo vor. Dieser Angriff ward abgeschlagen, und Wohlgemuth, dessen Brigade sich hier befand, ergriff nun selbst die Offensive. Er drang gegen Santa Giustina vor, und hier war der Kampf, den Taxis von Bussolengo aus unterstützte, sehr heftig; allein die Ueberlegenheit seiner Gegner war zu groß, er konnte nicht durchdringen, und vom Feinde nicht verfolgt, zog er sich wieder in seine am Morgen innegehabte Stellung zurück.

Diese vereinzelten und fruchtlosen Versuche, in welchen von beiden Seiten Fehler begangen wurden, bestärkten den König nur in der Absicht, das ganze zweite Armeecorps unter persönlicher Leitung des Corpscommandanten Generallieutenant Sonnaz, unterstützt durch einen großen Theil der Reserve, zum Angriff gegen Pastrengo zu verwenden. Wocher hielt seine Division in einer concentrirten Stellung um Pastrengo. Der Angriff begann etwa um 9 Uhr früh. Generallieutenant Broglio rückte, verstärkt durch das Regiment Savona und 1000 Mann Parmesaner Freiwilliger, vor, allein das gut placirte österreichische Geschütz wirkte so mörderisch, daß der Feind seine ersten Versuche aufgab und das Herankommen seines linken Flügels abzuwarten beschloß. Generallieutenant

Federici, der diesen befehligte, erschien gegen 11 Uhr auf dem Kampfplatz. Hinter seinen Bersaglieri, die das Gefecht gegen unsere Tirailleurs eröffneten, folgte eine Batterie von 12 Geschützen, die sogleich auffuhr und durch drei Stunden ein überlegenes Geschützfeuer gegen uns eröffnete. Seine Infanterie in Colonnen bestand aus der Brigade Piemont, 150 Freiwilligen aus Piacenza, 200 Pavesern und 200 Turiner Studenten. Rechts von ihm, die Verbindung mit Broglio herstellend, stand die von der Reserve herangezogene Brigade Coni, der die Gardebrigade und die Kavallerie als Rückhalt folgte. 30,000 gegen kaum 6000 war ein zu großes Mißverhältniß. Wocher erkannte die Unmöglichkeit, sich zu behaupten, und ordnete den Rückzug an, welcher nach blutigen Kämpfen gegen 3 Uhr wunderbarerweise fast ohne Verlust über die Brücke stattfand, die dann abgebrochen ward. Oberst Zobel, der von Tyrol herab eine Diversion in dem Rücken des Feindes mit einem Bataillon Kaiserjäger machen wollte, traf zu spät, jedoch noch gerade zur rechten Zeit ein, um sich mit über die Brücke zurückziehen zu können. Der Feind verfolgte nicht, sonst hätte der Rückzug über die Brücke nicht ohne große Verluste stattfinden können; denn wäre es dem Feind gelungen, mit seiner überlegenen Artillerie einige Joche der Brücke zu zerstören, so hätten die zwischen dem steilen Ufer und dem Flusse zusammengedrängten Truppen sich ergeben müssen.

Von beiden Seiten ward mit großer Tapferkeit gefochten. Bei der ganz unverhältnißmäßigen Uebermacht, die der Feind gegen uns entwickelte, konnte nur durch die Tapferkeit und Standhaftigkeit der Truppen eine Niederlage vermieden werden. Uns kostete dieses Treffen 500 bis 600 Mann

an Todten und Verwundeten, darunter mehrere tapfere Officiere. Einige Abtheilungen des braven Regiments Piret, die entweder zu tief mit dem Feinde ins Gefecht verwickelt waren, oder aus Versehen nicht zeitig genug zurückgerufen wurden, geriethen in Gefangenschaft. Der Verlust des Feindes kann nicht unter 500 Mann betragen haben.

Der König befand sich bei dem General Federici. Als er bemerkte, daß die Oesterreicher ihren Rückzug gegen Pastrengo antraten, folgte er mit einem etwa aus 200 Pferden bestehenden Gefolge zu rasch nach; plötzlich stieß er auf einen Hinterhalt, der wahrscheinlich nur zur Deckung des Rückzuges und um den etwa zu rasch dringenden Feind zurückzuhalten, gelegt worden war. In einer Entfernung von einigen hundert Schritten empfing er eine Decharge, worauf sogleich ein Theil seiner Suite die Flucht ergriff. Mit großer Ruhe und Unerschrockenheit hielt der König sein Pferd an, zog den Degen und sandte nun an ein Bataillon Piemont und eine Compagnie Coni, die in der Nähe waren, den Befehl vorzurücken und den Feind zu vertreiben. So erzählt man diesen Vorfall.

Als der Festungscommandant von Peschiera den Kampf vor seinen Wällen wüthen sah, eröffnete auch er ein heftiges Feuer gegen das Blokadecorps und machte mit zwei Compagnien (mehr zu verwenden war wohl bei einer Garnison, die nur ein Bataillon betrug, nicht möglich) einen Ausfall, der jedoch nach kurzem Kampfe wieder in die Festung zurückzukehren gezwungen ward.

Das war das Ende der drei Tage langen Gefechte um Pastrengo, aber auch nicht eine unverdiente Strafe für die Halsstarrigkeit, mit der wir eine so gefährdete und nicht verschanzte Stellung zu behaupten uns in den Kopf gesetzt hatten.

Der Feldmarschall, der von Anfang an die gefahrvolle Stellung seiner Division nicht verkannt hatte, sah aus den von Zeit zu Zeit ihm zukommenden Berichten den Gang des Gefechtes, und erkannte, daß der Ausgang nicht zweifelhaft seyn werde. Um jedoch der Division einigermaßen Luft zu machen, beschloß er, gegen die Höhen von Sona und Santa Giustina eine Demonstration zu machen; er rückte daher gegen Mittag mit dem Rest seiner Truppen in fünf Colonnen aus den Thoren von Verona gegen die feindliche Stellung vor. Da man von der Höhe herab den Feldmarschall sehr genau mit seinem Gefolge auf der Straße gegen Castelnuovo heranreiten sah, so schien der Feind nicht mehr an der Absicht eines ernsten Angriffs gezweifelt zu haben. Alles gerieth in Bewegung. Wir konnten deutlich bemerken, daß in der feindlichen Stellung einige Unordnung herrschte. Unsere Batterien eröffneten nun gegen die Höhen ein lebhaftes Feuer, welches von den feindlichen Geschützen erwiedert wurde. Es ist möglich, daß wir die schwach besetzte Stellung auf einem Punkte erzwungen, durchbrochen, und auf diese Weise vielleicht eine große Verwirrung unter dem Feinde angerichtet hätten. Aber es lag durchaus nicht in der Absicht des Feldmarschalls, sich in einen Kampf zu verwickeln, der in eine entscheidende Schlacht übergehen konnte. Seine Absicht war, der gefährdeten Division bei Pastrengo Luft zu verschaffen, und diese Absicht erreichte er auch. Das Nichtverfolgen der Piemontesen und Stehenbleiben im entscheidendsten Augenblick schrieben wir allein den Besorgnissen zu, welche die entschlossene Bewegung des Feldmarschalls im Rücken des Feindes diesem einflößte, denn er konnte, wenn der Feldmarschall gegen Santa Giustina und Sandria, was nicht schwer gewesen seyn dürfte,

Fortschritte machte, gegen die Kanonen der Festung gedrängt werden.

Als der Feldmarschall seine Zwecke erreicht glaubte, gab er den Befehl zum Rückzuge, und kehrte, vom Feinde ganz unbelästigt, nach Verona zurück, wohin sich auch die bei Bussolengo gestandene Brigade zurückzog. Da der Feind bei Bussolengo einige Uebergangsdemonstrationen machte, so ließ der Feldmarschall die Division Wocher auf dem linken Ufer der Etsch einstweilen stehen, wo sie das Defilé von Parona verschanzte und durch Beobachtungsposten mit den Truppen in Südtyrol in Verbindung trat.

Seit dem verunglückten Einfall der Freischaaren in Südtyrol hatte hier Ruhe geherrscht, und die Italiener hielten nur noch einige Posten von Tione bis Storo besetzt. Welden wollte aber auch diese nicht mehr auf dem Boden Tyrols dulden, und beschloß sie anzugreifen. Seine aus Nordtyrol herangezogenen Verstärkungen waren bereits eingetroffen. Er ordnete daher eine Vorrückung in zwei Colonnen an. Die eine unter dem Oberstlieutenant Signorini, Commandant des dritten Jägerbataillons, zog von Tione gegen Storo, die zweite unter Oberstlieutenant Pechy kam von Riva und nahm ebenfalls ihre Richtung gegen Storo. Die Italiener, die kurz zuvor durch ein neugebildetes Linienbataillon, unter dem hochtrabenden Titel der Todtenlegion, verstärkt worden waren, zogen dem ihnen zunächst auf den Leib rückenden Signorini keck entgegen. Um seinen Gegner in die Falle zu locken und dem im Anzug begriffenen Oberstlieutenant Pechy Zeit zum Herankommen zu lassen, ordnete Signorini sogleich den Rückzug gegen Condino an. Jetzt griff Pechy den Ort Storo in der rechten Flanke an, während gleichzeitig Signorini wieder in

die Offensive überging. Der Feind, obgleich noch durch zwei Haufen unter Beretta und Grotti verstärkt, gerieth in Unordnung und floh gegen die Brücke von Caffaro, die er verbarrikadirte und nur jenseits das Schloß Lodrone besetzt hielt. Ohne diese eilige Flucht wäre der Feind wahrscheinlich in eine Falle gerathen, in der er vernichtet werden mußte.

Durch den Rückzug der Division Wocher auf das linke Etschufer war die Stellung von Rivoli bloß gegeben. Dieser durch einen Sieg Napoleons in unverdienten Ruf gekommene Punkt war für unsere Stellung bei Verona in diesem Augenblick jedoch von hoher Wichtigkeit. Das Thal der Etsch wird hier so von Bergen eingeengt, daß man von dem Plateau von Rivoli aus die Straße, die am linken Ufer herabzieht, mit Kanonen dergestalt beherrscht, daß dadurch jede Verbindung selbst für Einzelne gefährdet ist. Allein die durch das Etschthal ziehende Straße war unsere einzige Verbindungslinie, und das Wenige, was wir noch aus dem Innern erhielten, mußte uns auf dieser Straße zukommen; so lange wir uns daher keine andere Verbindung eröffnet hatten, war die Erhaltung dieser für uns von höchster Wichtigkeit. Feldmarschalllieutenant Welden hatte, die Bedeutung dieser durch den Rückzug der Division Wocher gefährdeten Stellung erkennend, dieselbe, so gut es mit seinem schwachen Corps möglich war, besetzt und sich des Uebergangs bei Peri versichert. In Volargne stand Oberst Zobel, wohin er sich nach dem Gefecht vom 30. gezogen hatte.

Sey es nun, daß Karl Albert uns durch einen Angriff dieser Position beschäftigen und unsere Aufmerksamkeit von einer andern großen Unternehmung, mit der er umging, ablenken, vielleicht zu einer Entsendung verleiten wollte, sey es,

daß er wirklich leichten Preises in Besitz der Stellung von Rivoli zu gelangen hoffte, da er wohl Kenntniß von den schwachen Streitkräften Weldens haben mußte: er beschloß uns anzugreifen. Zu dem Ende ließ er am 4. Mai das Regiment Piemont mit einer halben Batterie nach Lazise rücken, welches in Verbindung mit einigen tausend Freischärlern, die von Salo auf das entgegenliegende Ufer des Gardasees gesetzt wurden, den Angriff auf Rivoli unternehmen sollte. Am 5. Mai, etwa um Mittag, begann dieses beiläufig 6000 Mann betragende Corps seinen Angriff, indem es seine Tirailleurslinie von Affi in einem Halbkreis gegen die Etsch ausdehnte. Es setzte über den Bach Tasso und stieg die Höhen hinan. Bald entspann sich zwischen unsern Vorposten und dem vorrückenden Feinde ein starkes Feuer. Die Unsrigen wichen der Uebermacht und zogen sich, lebhaft vom Feinde verfolgt, gegen Rivoli zurück. Jetzt aber rückten dem Feinde einige Compagnien Schwarzenberg- und Baden-Infanterie mit einer halben Raketenbatterie entschlossen entgegen; dieser lebhafte Angriff brachte nicht allein den Feind zum Stehen, sondern drängte ihn auch gegen den Tassobach, über den er wieder zurückging und für dießmal seine Plane gegen die Position von Rivoli aufgab.

Auf der Front der beiden Armeen hatte unterdessen Ruhe geherrscht, wenn wir das Zusammentreffen von Patrouillen und die Neckereien der Vorposten untereinander ausnehmen.

Der unbestrittene Uebergang über den Mincio, die Gefechte von Pastrengo, die täglich mehr zunehmende Stärke des eigenen Heeres, während jene des Gegners durch Todte, Verwundungen und Krankheiten zusammenschmolz, verbunden mit den Nachrichten, die Karl Albert über die überhandnehmende

Anarchie zu Wien, die den Kaiser zwang nach Tyrol zu entfliehen, zukamen, hatten bei ihm und seiner Armee eine große Zuversicht, ja wir dürften sagen Uebermuth erzeugt; man war des siegreichen Ausgangs so gewiß, daß man uns in unserer Stellung bei Verona fast nicht zu beachten schien, und sich nun entschloß, durch einen großen, gegen die Hauptarmee geführten Schlag dem Kampfe ein Ende zu machen. Der König unterhielt mit den Unzufriedenen Verona's Einverständnisse, die in dem Augenblick einen Aufstand zu erregen ihm versprochen hatten, wo die piemontesische Armee vor den Wällen Verona's erscheinen würde. Darüber kann weiter kein Zweifel herrschen. Bava und der damalige Kriegsminister Franzini haben es, und letzterer zwar auf der Tribüne der Kammern, unumwunden erklärt. Wir unsererseits hatten keinen Grund, den politischen Gesinnungen Verona's zu trauen, und waren auf unserer Hut. Der Feldmarschall erklärte daher der Stadt in einer lakonischen Proklamation, daß er bei dem leisesten feindlichen Versuch, den die Einwohner gegen die Garnison wagen würden, die Stadt aus allen Forts beschießen und in einen Schutthaufen verwandeln werde. Wir zweifeln nicht, daß trotz seiner Milde es damals dem Feldmarschall mit der Drohung Ernst war.

Verona ist keine Festung, aber mehr als ein verschanztes Lager, da seine Befestigung durchaus im permanenten Style aufgeführt ist. Hinter diesen Wällen, von denen mehr als dreihundert Kanonen dem Angreifer entgegengähnten, waren wir sicher, von der königlichen Armee nicht forcirt zu werden, denn Karl Albert war kein Suwarow und die Piemontesen keine Russen. Allein der Feldmarschall konnte nicht einmal gestatten, daß man ihn blokire; einem solchen Versuch hätte

er sogleich eine entscheidende Schlacht entgegengesetzt. Aber der Feind wollte uns die Mühe ersparen, ihn aufzusuchen. Er erschien selbst.

Verona liegt zwar in der Ebene, aber außer dem wirksamen Geschützertrag von einem gähen, die Stadt überragenden Terrainabsturz halbmondförmig umgeben, der ohne Zweifel in grauer Vorzeit das alte Bett der Etsch begrenzte. Er beginnt bei Chievo und endet bei Tombetta. Auf demselben liegen die Dörfer Croce bianca, San Massimo und Santa Lucia. Zwei Hauptstraßen führen über ihn. Jene von Verona nach Mailand geht über Croce bianca, die nach Mantua über Santa Lucia. Diese Terrainerhöhung ist für die Offensivkraft Verona's höchst nachtheilig, weil sie das Debouchiren hindert. Bei Santa Lucia verflächt sie sich allmählig und verläuft gegen die Etsch. Dieser Uferrand war damals nicht verschanzt, und mithin konnte ein Feind, der unsere Truppen in die Stadt zurückwarf, sich dort festsetzen, sich verschanzen und die ganze Offensivkraft Verona's lähmen.

Nach dem ursprünglichen Befestigungsentwurf sollte dieses Rideau dadurch unschädlich gemacht werden, daß man an dem Ufer der Etsch bei Santa Caterina ein starkes Fort und bei Tombetta und Santa Lucia einige Redouten erbaute, unter deren Schutz die Garnison nicht allein aus Porta nuova leicht debouchiren, sondern auch durch einen vollkommen gedeckten Etschübergang den auf den erwähnten Rideau aufmarschirten Feind in die rechte Flanke und im Rücken nehmen konnte. Allein in einer Zeit, wo die höchste Staatsweisheit darin bestand, der Wehrkraft einige hunderttausend Gulden abzuzwicken, um sie heute mit Millionen zum Fenster hinauswerfen zu müssen, hatte man diese Befestigungswerke für überflüssig

erklärt. Diese übelberechnete Ersparung konnte den Verlust der Schlacht von Santa Lucia und mit ihr den Untergang der Monarchie zur Folge haben; was man ein paar Jahre früher an einigen Spatenstichen erspart hatte, mußte nun durch Oesterreichs edelstes Blut erkauft werden; waren die erwähnten Punkte befestigt, so war die Schlacht von Santa Lucia überhaupt nicht möglich.

Dieser Bogen von Chievo bis Tombetta ist groß und jedenfalls für die geringe Truppenzahl, die der Feldmarschall zu seiner Besetzung verwenden konnte, viel zu ausgedehnt. Man hatte sich einigermaßen durch Geschützstände und Verhaue auf den wichtigsten Punkten zu verstärken gesucht, für gewöhnlich war diese Stellung nur mit Avantgarden besetzt, die ihre Vorposten vorgeschoben hatten, und die sich in einem weiten Kreis von einem Ufer der Etsch bis zum andern ausdehnten. Der Ueberrest der Truppen lagerte unter den Kanonen der Festung, oder war in der Stadt selbst bequartiert.

Der Feldmarschall rechnete nicht darauf, in dieser Stellung angegriffen zu werden, aber dennoch war dieser Fall zur Sprache gekommen. Es erhoben sich einige Stimmen, die da glaubten, man könne sich ohne eine Schlacht anzunehmen in die Festungswerke zurückziehen, allein der Feldmarschall dachte anders; er war entschlossen, eher den letzten Mann seines Heeres aufzuopfern, als zu gestatten, daß der Feind auch nur einen Tag festen Fuß vor Verona fasse, und er hatte Recht.

Der Boden um Verona ist einer der sterilsten, dem nur der Fleiß des Italieners und die Sonne Italiens einige Vegetation abgewinnen kann. Die Masse von Rollsteinen haben die Einwohner, um wenigstens einigen Humus zu gewinnen, zu Steindämmen aufgehäuft, die gleich einem Labyrinth

sich nach allen Richtungen ausdehnen. Dieser verworrene Boden ist mit einer Menge von Maulbeerbäumen bedeckt, die jede Aussicht versperren, für beide kämpfende Theile eine große Schwierigkeit. Der Vortheil war jedoch auf unserer Seite. Wir schlugen eine Vertheidigungs-, die Piemontesen eine Angriffsschlacht. Sie bedurften der freien Bewegung, die aber durch die eben beschriebenen Steinriegel im höchsten Grade beschränkt wurde, während wir uns derselben Steindämme mit großem Vortheil als Brustwehren bedienten. Von Chievo bis Santa Lucia zieht eine vortreffliche Straße über das Rideau, die gewissermaßen eine Cirkumvallationslinie Verona's bildet. Während, geschützt durch die erwähnten Steindämme, unsere Truppen, Batterien und Adjutanten mit größter Leichtigkeit auf dieser Straße von einem Punkte unserer Aufstellung zum andern eilen konnten, vermochten unsere Gegner keine Flankenbewegung oder wenigstens nur mit großer Schwierigkeit auszuführen. Ihre Adjutanten verirrten sich in den Steinlabyrinthen und erreichten oft nur auf den größten Umwegen ihre Bestimmungsorte. Ohne diese Terrainvortheile würden wir bei der großen Ueberlegenheit unseres Gegners unmöglich eine so ausgedehnte Stellung haben halten können. Aus der Stellung der feindlichen Streitkräfte vor der Schlacht ergab sich gewissermaßen der Angriff von selbst. Die von den Höhen von Sona und Sommacampagna untereinander parallel und senkrecht gegen die Linie von Verona herablaufenden Straßen führten das zweite feindliche Corps unter Generallieutenant Sonnaz gerade auf unsere Front, während das erste Corps unter Bava, von Villafranca und Custozza heranrückend, den Punkt Santa Lucia in der Flanke nahm. Der Feind hatte ganz richtig erkannt, daß dieser Ort der Schlüssel unserer

Position sey, daher er auch, wie wir bald sehen werden, fünf Brigaden dorthin dirigirte.

Den Oberbefehl über die piemontesische Armee führte Generallieutenant Bava. Der König hatte ihm den Befehl ertheilt, die Dispositionen zum Angriff zu entwerfen; als er des andern Tages nach Sommacampagna kam, wohin alle Generallieutenants berufen waren, und er diesen seine Disposition vortragen und erklären wollte, zog der Kriegsminister Franzini eine andere aus der Tasche, deren Ausführung er im Namen des Königs anbefahl. Die Abschrift und Versendung dieser etwas weitläufigen Verfügung nahm so viel Zeit weg, daß die meisten Generale sie erst in dem Augenblick erhielten, wo ihre Truppen schon zum Abmarsche bereit waren, woraus sich das ungleichzeitige Eintreffen der Colonnen erklärt. So klagt Bava, der bei dieser Gelegenheit sich auch über die vielen Einmischungen in seinen Oberbefehl beschwert. Ohne Zweifel versteht er darunter jene des Königs selbst. Hier mag er wohl recht haben, denn ungeachtet der König den Oberbefehl selbst führte, überließ er doch aus Mangel an Selbstvertrauen die Ausführung gewöhnlich einem General, ohne sich aber der Einmischung zu enthalten.

Unser erstes Armeecorps zählte nur zwei Brigaden, die Brigaden Wohlgemuth und Erzherzog Sigismund waren im Etschthale geblieben. Es bildete den linken Flügel der Aufstellung und hielt mit der Brigade Clam Tombetta, mit der Brigade Strassoldo Santa Lucia besetzt. Die Brigade Clam war 3 Bataillons, 2 Eskadronen und 6 Geschütze, die Brigade Strassoldo 2 Bataillons, 2 Eskadronen und 6 Geschütze stark.

Bei San Massimo begann das zweite Corps. Der Ort war durch die Brigade Gyulai, 3 Bataillons, 2 Eskadronen und 6 Geschütze besetzt.

Im Mittelpunkte bei Croce bianca, wo sich der Corps-commandant Feldmarschalllieutenant d'Aspre in Person befand, stand die Brigade Friedrich Lichtenstein mit 3¼ Bataillons, 3 Eskadronen und 18 Geschützen.

Den äußersten rechten Flügel bildete die Brigade W. Taxis; sie betrug 3 Bataillons, 2 Eskadronen und 6 Geschütze.

Eine Kavalleriereserve unter dem General Baron Simbschen stand mit 5 Eskadronen und 6 Geschützen auf dem Glacis der Festung.

Im Laufe des Kampfes wurden von den Besatzungstruppen aus Verona noch 3⅔ Bataillons und 6 Geschütze zur Verstärkung des linken Flügels verwendet. Unsere ganze Stärke betrug also 17⅚ Bataillons, 16 Eskadronen und 54 Geschütze und zählte gewiß nicht mehr als 16,000 Mann. Die Kavallerie muß überdieß ganz davon abgeschlagen werden, da sie wenig oder gar keinen Theil an dem Gefechte nehmen konnte.

Am 6. Mai um 6 Uhr früh stand das piemontesische Heer in der Stärke von 45—50,000 Mann und 66 Geschützen unter den Waffen, um 7 Uhr früh begannen der linke Flügel und die Mitte ihre Bewegung. Der rechte Flügel soll die Disposition erst um 7 Uhr erhalten haben, daher sein verspätetes Eintreffen auf dem Schlachtfelde.

Etwa nach einer Stunde stieß die Division d'Arvillori auf unsere Vorposten und es entspann sich ein Geplänkel. Die Unsrigen wichen langsam zurück. Der Feind entwickelte nun die beiden Brigaden Acqui und Casale. Vor der Front hatte er seine Geschütze, die Reiterei und Scharfschützen auf den Flügeln. Bald nahm das Gefecht hier den Charakter der

Allgemeinheit an, die Kanonade ward von beiden Seiten mit Heftigkeit fortgeführt, aber der Feind machte keine Fortschritte.

Im ersten Augenblicke hielt man die Sache für eine Vorpostenneckerei, allein die von allen Seiten einlaufenden Nachrichten zeigten bald, daß es hier auf einen ernsten Angriff abgesehen sey. Die noch in der Stadt befindlichen Truppen eilten auf ihre Aufstellungen. Der Feldmarschall setzte sich zu Pferde und begab sich zu Porta nuova. In der Stadt herrschte große Aufregung. Theils Neugierde, theils aber auch sicherlich die Hoffnung eines für ihre Wünsche glücklichen Ausgangs des Gefechtes hatte die Einwohner auf die Straßen gelockt. Der Feldmarschall ritt ruhig zwischen ihnen durch, gab aber Befehl, durch Patrouillen die Bewohner zum Auseinandergehen und zur Rückkehr in ihre Häuser zu ermahnen. Unterdessen war auch der König nebst Bava mit den Brigaden Aosta und Regina, denen in einiger Entfernung die Reserve folgte, vor Santa Lucia eingetroffen. Die zweite Division fehlte noch, da aber der linke Flügel schon seinen Angriff begonnen hatte, so wollte Bava nicht länger warten und gab auch hier den Befehl zum Angriff. Ein Bataillon Erzherzog Sigismund und das 10. Jägerbataillon vertheidigten den Ort. Das Grenadierbataillon d'Anthon stand als Reserve hinter denselben. Hier entspann sich nun einer der merkwürdigsten Kämpfe des ganzen Krieges. Durch drei Stunden leisteten diese braven Truppen einen Widerstand, an dem alle Angriffe scheiterten. Zwei Compagnien des 10. Jägerbataillons vertheidigten den Kirchhof. Auf allen Punkten sah man den tapfern Oberst Kopal, der durch einen schneeweißen Schimmel, den er ritt, kenntlich war, die Seinigen zum Widerstande anfeuern. Der Feind brachte auch die Gardebrigade in das

Feuer, die den Kirchhof mit Ungestüm angriff, aber mit Verlust zurückgetrieben wurde und in große Unordnung gerieth. Die Brigade Regina, die sich hätte rechts ziehen sollen, gerieth durch Unkenntniß des Terrains oder Mißverständniß hinter die Gardebrigade. Wären wir jetzt in der Lage gewesen, die Offensive zu ergreifen, so würden wir auf diesem Punkte einen glänzenden Sieg erfochten haben, allein zwei Bataillons gegen drei Brigaden, das war zu viel. Wir mußten uns damit begnügen, unsere Stellung behauptet zu haben.

Es mochte etwas nach ein Uhr seyn, als auch die zweite Division des ersten feindlichen Armeecorps, Farori, von Villafranca herankam. Bava, durch das Geschrei der angreifenden Brigade Bevilacqua von diesem Eintreffen unterrichtet, griff ebenfalls wieder an. Jetzt zogen sich die den linken Theil des Dorfes vertheidigenden Truppen zurück, nun war keine Möglichkeit mehr, Santa Lucia zu halten, und Kopal räumte ebenfalls mit seinen Jägern den Kirchhof. Der Feind folgte, ward aber vom Grenadierbataillon d'Anthon, welches von den Piemontesen zum Uebergehen aufgefordert war, mit dem Rufe: „zum Bajonnet" zurückgeworfen.

Die Brigade Clam war bis jetzt nur schwar angegriffen worden, allein der Verlust Santa Lucias gab ihre rechte Flanke bloß und nun mußte auch sie sich gegen das sogenannte Rondel zurückziehen.

Der Feind war nicht gefolgt, ein großer Fehler seinerseits. Schnell waren die Unsrigen wieder geordnet und hielten den Feind in Santa Lucia fest, der nun unsere Rolle übernahm und sich vertheidigungsweise verhielt.

Als der Feldmarschall diese Vorgänge beobachtete, sandte er durch seinen zweiten Generaladjutanten, Oberstlieutenant

Schlitter, die Weisung an den Feldmarschalllieutenant Graf Wratislaw, die Brigade Clam dergestalt zu echelloniren, daß sie Santa Lucia in der Flanke nehmen könne. Gleichzeitig ließ er ein Bataillon Geppert und zwei Compagnien Prohaska, um Clam zu verstärken, aus der Festung rücken. Dieser ließ nun ein Bataillon zur Deckung seiner Flanke gegen Tombetta, mit dem Reste seiner Brigade und den ihm zugesandten Truppen führte er die ihm aufgetragene Flankenbewegung mit Eile und Geschicklichkeit aus.

Auf dem linken feindlichen Flügel war inzwischen auch die zweite Division Graf Broglio in die Schlachtlinie eingerückt und griff nun in Verbindung mit d'Arvillori d'Aspre auf das Lebhafteste in seiner Stellung bei San Massimo und Croce bianca an, allein alle Versuche scheiterten an d'Aspre's und seiner Truppen unerschütterlicher Tapferkeit. Der Feind unternahm einen allgemeinen Sturm, gerieth aber in den Kartätschenbereich einer verdeckt aufgestellten Batterie, deren mörderisches Feuer die Angreifer zu Boden streckte; er gerieth in Bestürzung; eine Colonne — es scheint ein Regiment der Brigade Savona gewesen zu seyn — ergriff die Flucht, die feindliche Linie wich, lebhaft von den Unsrigen verfolgt. Diese Bewegung entblößte nun die linke Flanke der bei Santa Lucia kämpfenden Truppen, wo unterdessen die Dinge ebenfalls eine andere Wendung zu nehmen begannen. Als die oben beschriebene Bewegung der Brigade Clam vollendet war, gab Wratislaw den Befehl zum allgemeinen Angriff, der von allen Seiten mit Entschlossenheit begann. Der Feind empfing diesen Angriff mit einem Bataillefeuer, dergleichen wir noch nie gehört hatten. Oberstlieutenant Leutzendorf, Commandant des Bataillons Geppert, und Generalmajor Baron Salis, Kammer-

vorsteher des Erzherzogs Sigismund, der als Freiwilliger dieser Schlacht beiwohnte, fielen in dem Augenblick, wo sie das Bataillon Geppert zum Sturme anfeuerten. Es war nicht möglich durchzudringen, und Wratislaw ließ die Unmöglichkeit melden, sich Santa Lucias zu bemächtigen, wenn man ihn nicht verstärke. Jetzt spielte der Feldmarschall so zu sagen seine letzte Karte aus. Er ließ die allein noch disponiblen vier Compagnien des Grenadierbataillons Weiler und den Rest des Regiments Sigismund nebst einer zwölfpfündigen Batterie als Verstärkung nachrücken und befahl einen neuen Angriff. Als dieser Angriff zauderte, entsendete der Feldmarschall einen Ordonnanzofficier, um ihn zu beschleunigen, erhielt aber die Meldung, man hoffe sich Santa Lucias ohne großes Blutvergießen zu bemächtigen.

Es war der Augenblick, wo man in Santa Lucia die Nachricht von der Niederlage des linken Flügels erhielt und sich auch hier zum Rückzug entschloß, was Wratislaw nicht entgehen konnte. Diese Bewegung war sehr schwierig. In dem Orte, wo fast fünf Brigaden zusammengepfropft waren, herrschte große Verwirrung. Hätten wir diesen Zustand gekannt und mehr Truppen gehabt, um einen Angriff auf Santa Lucia ohne Rücksicht auf Menschenleben unternehmen zu können, so wäre diese Schlacht eine entscheidende gewesen, der Feind hätte große Verluste erleiden müssen. Wer das Terrain des Kampfplatzes kennt, wird übrigens begreiflich finden, daß die Kavallerie hier fast gar keine Verwendung fand. Der Feind zog sich auf denselben Straßen zurück, auf denen er gekommen war. Die ungeheure Ermüdung unserer Truppen, die den ganzen Tag ohne Nahrung im heftigsten Feuer gestanden hatten, gestattete uns keine energische Verfolgung;

dennoch richteten unsere nacheilenden Tirailleurs in einigen Colonnen große Verwirrungen an. Das sehr coupirte Terrain, das uns große Vortheile gebracht hatte, rettete auch die Piemontesen, weil es uns die bei ihnen herrschende Verwirrung verbarg. Die Piemontesen zogen sich in ihre frühere Stellung zurück. Die Unsrigen lagerten auf dem Schlachtfelde.

Von beiden Seiten ward mit großer Tapferkeit gefochten. Die Piemontesen griffen mit großer Lebhaftigkeit und Ungestüm an, vermochten aber die zähe Tapferkeit und Standhaftigkeit unserer Soldaten nicht zu überwinden. Der König selbst befand sich anfangs in Santa Lucia, durch sein Beispiel die Kämpfenden ermuthigend. Als aber hier die Gefahr wuchs, begab er sich nach einem hinter Santa Lucia gelegenen Landhaus, Fenilone genannt, wo er einige seiner gefallenen Stabsofficiere beerdigen ließ, und sein Fernglas auf Verona gerichtet, vergebens auf den versprochenen Volksaufstand harrte. Von beiden Seiten fehlte es nicht an Zügen von Muth und Tapferkeit. Dem Commandanten des tapfern Regimentes Franz Karl, Oberst Pottornay, riß eine Kanonenkugel den Vorderarm weg; ruhig ritt er zu dem in der Nähe befindlichen Corpscommandanten Feldmarschalllieutenant d'Aspre, ihn mit den Worten anredend: „Ich melde Euer Excellenz gehorsamst, daß ich den rechten Arm verloren habe, und mich aus dem Gefechte zurückziehen muß." Die Annalen Spartas haben keinen großartigeren Zug stoischer Selbstverläugnung aufzuweisen. Die Vertheidigung Santa Lucias durch die Brigade Strassoldo gehört zu den schönsten Waffenthaten, die eine Armee aufweisen kann. Zwölf schwache Compagnien kämpften hier anfangs mit drei, später mit fünf Brigaden und schlugen durch drei Stunden alle Angriffe des Feindes zurück. Die Schlacht von Santa Lucia gehört zur Zahl

jener, in denen das Genie des Feldherrn wenig vermag, die Tapferkeit der Truppen aber Alles leistet. Das Terrain und unsere Schwäche gestatteten fast keine Manöver. Wir mußten stehend kämpfen und kämpfend siegen oder fallen. Wir siegten. Der Verlust war beiderseits groß. Unsererseits dürfte derselbe gegen 500 Mann betragen haben. Unter den gefallenen Officieren befanden sich der General Baron Salis und der Oberstlieutenant von Leutzendorf. Die Piemontesen geben den ihrigen auf 98 Todte, unter ihnen der Oberst Caccia nebst mehreren Stabs- und Oberofficieren, und 659 Verwundete an. Die Zahl der erstern muß jedoch viel bedeutender gewesen seyn. Als der Feldmarschall den andern Tag früh das Schlachtfeld beritt, war die Zahl der Getödteten, die das Feld deckten, noch sehr groß, obgleich man schon eine Menge beerdigt hatte. Aus der Masse von Kochgeschirren, Trommeln, Epauletten, Tschakows, Waffen und Mänteln, womit das Schlachtfeld übersät war, konnte man auf die große Unordnung schließen, die bei dem Rückzug des Feindes geherrscht haben mußte.

Es kam hier ein merkwürdiger Fall vor. Als man die Verwundeten in das Spital nach Verona brachte, baten viele darunter, man möchte ihnen doch die Augen lassen. Nachdem man sich nach dem Grund dieser seltsamen Bitte erkundigt hatte, zeigte es sich, daß man den Leuten, um sie zu größerer Tapferkeit anzuregen, weiß gemacht hatte, wir stächen unsern Gefangenen die Augen aus. Der Feldmarschall beschwerte sich in einem bei einer andern Gelegenheit an den feindlichen Kriegsminister gerichteten Schreiben über diese unedle Kriegslist. Man hat nicht darauf geantwortet, und das lateinische Sprüchwort: „wer schweigt, der scheint einzustimmen," dürfte hier wohl eine Anwendung finden. Der Feldmarschall begab

sich in das Spital, tröstete die Verwundeten und befahl, die feindlichen mit derselben Sorgfalt wie die eigenen zu behandeln. Unter der Beute befand sich auch eine nicht unbedeutende Anzahl von Teufelsmasken und ein piemontesischer Soldat ward sogar in einer solchen Hanswurstjacke getödtet. Wozu man dieses Zeug selbst in einer Schlacht nachschleppte, mag der Teufel wissen, dem zu Ehren man diese Garderobe hatte verfertigen lassen. Einige behaupteten, man habe unsere Kroaten damit schrecken wollen. Wir wissen zwar nicht, ob unsere Kroaten den Teufel mehr als unsern Herrgott fürchten, unsern Soldaten aber gewährte wenigstens diese seltsame Beute viel Spaß. Wir wollen glauben, daß sie auch bei den Piemontesen keinen andern Zweck als soldatische Kurzweil hatte.

Man hat die Schlacht von Santa Lucia nie gehörig gewürdigt. Wir halten sie für die glänzendste, die rühmlichste und einflußreichste Waffenthat des ganzen Krieges. Sie ist der Wendepunkt des Glücks, das bis jetzt den König zu begünstigen schien. Sie erschütterte das Selbstvertrauen der piemontesischen Armee und mag dem König eine Vorbedeutung der Schwierigkeiten gewesen seyn, die seiner bei der Durchführung seines treulosen Unternehmens harrten. Sie setzte die moralische Ueberlegenheit unserer Truppen, ihre Disciplin, ihre Liebe und Anhänglichkeit an Kaiser und Vaterland in ein so helles Licht, daß auch der jüngste Soldat nicht mehr an dem endlichen Sieg unserer gerechten Sache zweifelte.

Damals nöthigten die schmachvollen Ereignisse des Vaterlandes mehrere Glieder der kaiserlichen Familie, in den Reihen der italienischen Armee eine ihrer würdige Stellung zu suchen. Darunter befand sich auch der Erzherzog Franz Joseph. Die Schlacht von Santa Lucia ist also dadurch noch geschichtlich

merkwürdig, daß Oesterreichs heutiger Kaiser dort sich die wohlverdienten Sporen holte. Zwar schien ihn damals noch eine lange Reihe von Jahren von dem Throne zu trennen, aber doch schlug dem alten Soldaten das Herz höher, wenn er so den kaiserlichen Jüngling über das mit Kugeln durchfurchte Feld reiten und ruhig im dichtesten Kugelregen halten sah, so daß die beiden Corpscommandanten ihn bitten mußten, einigen Bedacht auf seine Erhaltung zu nehmen. In der Zeit, in welcher wir damals lebten, fühlten wir so lebhaft den hohen Werth eines kriegerischen Monarchen; was Wunder, wenn uns in der glänzenden Erscheinung des Thronerben auf dem Todtenfelde von Santa Lucia ein Stern der Hoffnung aufging.

Auch Erzherzog Albrecht, obgleich nur Freiwilliger, befand sich bei Santa Lucia und zeichnete sich durch Muth und Tapferkeit aus. Ein Jahr später erfüllte er bei Novara die Erwartungen, die er bei Santa Lucia erregt hatte.

Um den Faden der Erzählung jener Ereignisse, die sich um Verona zutrugen, nicht abzureißen, haben wir dasjenige, was sich unterdessen in Venedig nach der schmachvollen Capitulation dieser Festung, so wie auf dem venetianischen Festlande zutrug, aus dem Auge verloren. Ehe wir diesen Abschnitt schließen, müssen wir das Versäumte nachholen.

Im Namen der italienischen Einheit hätte man die Revolution begonnen, aber Manin fing seine Herrschaft damit an, daß er die Republik herstellte. Karl Albert hätte daran erkennen können, was er von seinen Bundesgenossen zu erwarten habe. Konnte man auch vernünftigerweise glauben, daß der König von Neapel, der Papst und der Großherzog von Toskana aufrichtig einen Fürsten in seinen ehrgeizigen Absichten unterstützen würden, der sich selbst und den seine siegestrunkenen

Mailänder Freunde bereits als den künftigen König des einigen Italiens betrachteten? Die verschriene Herrschaft, der Ehrgeiz Oesterreichs hatten nie ihre Blicke so weit gerichtet. Oft hatte es die wankenden Throne dieser Fürsten mit seiner Macht wieder hergestellt und befestigt. War es nicht natürlicher, daß diese Fürsten sich lieber an eine große Macht, die ihnen so oft Schutz gewährt, anschlossen, als sich zu Vasallen eines kleinen Königs herabwürdigten, bloß weil er sich einen italienischen Fürsten nannte und den Ehrgeiz hatte, Herrscher des schönen Italien seyn zu wollen? War es nicht abgeschmackt zu glauben, daß das prächtige Neapel, das ewige Rom, das kunstreiche Florenz sich dem langweiligen Turin, das nichts von alle dem ist, unterwerfen würden? Konnten Italiener so sehr ihre eigene Geschichte vergessen, so wenig den Geist ihres Volks kennen, daß sie die Verwirklichung ihrer abgeschmackten Einheitsbestrebungen für möglich hielten? Wahrlich, nie ist ein Volk von geschwätzigen Advokaten, von einem Adel, der keine andern Wurzeln mehr im Volke hatte, als das Geld, das er dem Schweiße seiner Coloni entreißt, unwürdiger hintergangen und mißbraucht worden, als das italienische, das mit seinem Blut und seinem Wohlstande die ehrgeizigen Bestrebungen eines Mazzini und Manin, eines Casati und Borromeo, und endlich eines herrschsüchtigen und kriegslustigen Fürsten bezahlt haben würde, hätten nicht Radetzky und seine tapfere Armee diesem treulosen Getriebe ein Ende gemacht und den verschiedenen Regierungen die Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung ermöglicht.

Manin, ein geläufiger Schwätzer, aber ohne Talent für Organisation und Verwaltung, löste die zurückgebliebenen italienischen Truppen, wahrscheinlich weil er ihnen nicht traute, auf, und der größte Theil derselben kehrte in die Heimath

zurück. Millionen hatte er in den Kassen, ungeheure Vorräthe in den Magazinen gefunden, in Kurzem war Alles zersplittert. Was der wohlwollenden österreichischen Regierung die größten Opfer, was ihrer klugen Administration jahrelange Mühe gekostet hatte, vernichtete der bewunderte Manin in wenigen Wochen. Die Wiederherstellung der Republik war ein unwürdiger Taschenspielerkniff, den er mit der Leichtgläubigkeit eines gutmüthigen Volkes trieb. Mag der eherne Löwe auf der Marcussäule seine Flügel ausbreiten, zum Fluge wird er sich eben so wenig mehr erheben, wie das Capitol noch einmal stolze Proconsuln an besiegte Völker und Fürsten senden wird. Was für das gefallene Venedig möglich war, hatte Oesterreich dafür gethan; weder als eine Provinzialstadt Oberitaliens, noch als das Haupt einer ephemeren Republik konnte Venedig jemals hoffen, das zu werden, was Oesterreich allein daraus zu machen im Stande und noch immer daraus zu machen bereit ist; das beweisen die letzten Handlungen des Kaisers. Manin opferte entweder Venedig seinem grenzenlosen Ehrgeize, oder er war ein absurder Phantast. Allein seine Handlungen klagen ihn des Ersteren an. Der lang fortgesetzte Widerstand, als schon jede Aussicht auf den glücklichen Ausgang eines unglücklichen Kampfes verschwunden war, richtete Venedig fast zu Grunde, um des Ruhmes eines wohlfeilen Heroismus willen, der seine ganze Quelle in der schwer angreifbaren Lage der alten Lagunenstadt hatte. Gott schütze jedes Volk vor solchen Patrioten!

Karl Albert sendete Venedig in der Person des Generals della Marmora einen tüchtigen Soldaten und Rathgeber, der wenigstens Manin in Organisation seiner Militärmacht unterstützen konnte. Allein es scheint, daß dieser General wenig Einfluß gewann, wenigstens sehen wir ihn bald an der Spitze

einer Division unter Durando auftreten. Manin wollte keinen selbstständigen General, er beargwohnte den Abgesandten Karl Alberts. Die alten Traditionen erwachten, er wollte einen Condottiere, den man à la Carmagnola behandeln konnte. Er rief also Pepe nach Venedig, für den nichts sprach, als die Eigenschaft eines starren Empörers und Verräthers an seinem König. Er knechtete durch Fremdlinge die arme Stadt, bewaffnete die Hefe des Volks und floh, als er die Stadt zu Grunde gerichtet, der er die Rückkehr der glänzenden Zeiten der Republik versprochen hatte.

General Zucchi befand sich noch als Staatsgefangener in der Festung Palmanova, wo er mit vieler Rücksicht behandelt wurde, als die Empörung ausbrach. Man übertrug ihm die Organisation ihrer Streitkräfte. Es scheint fast, daß er mit Widerwillen in die Revolution verwickelt wurde; seine spätern Handlungen sprechen dafür. Es ist bekannt, daß er der Revolution kein glückliches Ende weissagte, und namentlich den Stolz der Mailänder mit der Versicherung demüthigte, daß ihre Nationalgarde gegen die österreichischen Soldaten eine schlechte Rolle spielen würde. Später vom Papste an die Spitze seiner Truppen gerufen, blieb er demselben treu und widersetzte sich dem Einbruche Garibaldi's und seiner Horden.

Er ordnete so gut als möglich eine Streitmacht von etwa 11,000 Mann, worunter beiläufig 3000 Mann von unsern abgefallenen Regimentern, der Rest waren Freiwillige und Nationalgarden. Er selbst warf sich mit 4000 Mann in die Festung Palmanova. Udine überließ er seinen eigenen Kräften, gab ihm aber eine Verstärkung von 1000 Mann regulärer Truppen. Den Ueberrest warf er in die Berge, besetzte die Gebirgspässe, verbarrikadirte und verdarb die Straßen, und

bereitete dem unter Nugent vorrückenden Reservecorps manche Hindernisse. Geschütze waren leider durch die Capitulation Palmanova's und Venedigs der Revolution genug in die Hände gefallen, dagegen fehlte es durchaus an Kanonieren. Diesem Mangel half Karl Albert ab, indem er Zucchi eine Compagnie piemontesischer Kanoniere zusandte.

Die Sammlung einer österreichischen Reservearmee, deren Bildung schon vor Ausbruch der Revolution beschlossen worden, ward Anfangs, so lange man die Gefahr noch ferne oder nicht so groß glaubte, etwas lau betrieben; überall stieß man auf das System der Ersparungen, gegen welches wir nur die Kleinigkeit einzuwenden haben, daß es bis zum Verderben der Monarchie getrieben ward. Später wurden die Truppen durch die Märzereignisse und ihre Folgen festgehalten, denn fast in allen Hauptstädten der Provinzen mehrte sich der Geist des Widerstands und der Empörung in einem solchen Grade, daß man nicht wagte, die Truppen abziehen zu lassen. Der von allen Seiten bestürmte Kriegsminister wußte kaum mehr, wie er die im Innern bedrohte Ruhe erhalten und dem äußern Feinde die Stirne bieten sollte.

Die Bildung der Reservearmee machte nur kleine Fortschritte, während der Feldmarschall gegen einen überlegenen Feind und mit den unglaublichsten Schwierigkeiten bei Verona kämpfte. Nur dann war das Ergreifen der Offensive möglich, wenn er seine Vereinigung mit diesem Corps bewerkstelligte. Aber je länger dieses in Unthätigkeit blieb, je länger es zur Passivität am Isonzo verurtheilt war, desto schwieriger ward die Lage des Feldmarschalls, desto problematischer seine Vereinigung mit demselben. Immer mehr griff die Revolution um sich, immer mehr faßte sie festen Fuß im Venetianischen,

nicht unbedeutende Streitkräfte rückten unter Durando vom Po heran. Ihnen folgte ein wohlausgerüstetes und eingeschultes Corps Neapolitaner. Gelang die Vereinigung dieser Truppen in ein Ganzes, dann würden die Operationen des schwachen Reservecorps vielleicht auf unüberwindliche Hindernisse gestoßen seyn. Des Feldmarschalls Blicke waren daher auf die Ufer des Isonzo gerichtet. Die Operationen dieses Corps lagen ihm mehr an dem Herzen, wie die eigenen.

Erst in der Hälfte Aprils war diese Truppensammlung so weit gediehen, daß sie den Beginn der Operationen zuließ.

Die Truppen waren aber, wir möchten sagen, aus der ganzen Armee zusammengewürfelt. Sie bestanden aus einigen Linienregimentern, vorzüglich aber aus Grenzern. Mehrere Bataillone waren bloße Ergänzungstransporte zur Verstärkung ihrer bereits in Italien befindlichen Regimenter nebst jenen Bataillonen, die durch die Capitulation von Venedig und Treviso vom zweiten Corps getrennt worden waren.

Die ganze Stärke dieses Corps betrug gegen 22,000 Mann nebst 12 Batterien, wenn wir nicht irren, und einigen Raketenbatterien. Die Kavallerie mochte etwa 1800 Pferde zählen.

Woran es diesem Corps aber hauptsächlich mangelte, das waren die Transportmittel. Seine Artillerie war sehr mangelhaft bespannt. Die Regiments- und übrigen Bagagefuhrwerke und Colonnenmagazine wurden größtentheils mit gedungenem Fuhrwerk fortgeschafft.

Ein alter erfahrener, besonders mit dem italienischen Kriegsschauplatz vertrauter General, Feldzeugmeister Graf Nugent, befehligte dasselbe. Hätte er die vollkommene Ausrüstung seiner Truppen abwarten wollen, so wäre er nicht vor Anfang Mai auf dem Kampfplatz erschienen. Allein er fühlte

zu wohl, welch dringende Nothwendigkeit es war, durch Beschleunigung seiner Operationen der Vereinigung der feindlichen Streitkräfte, die zwischen ihm und Radetzky standen, und der Consolidirung der Revolution zuvorzukommen. Er wartete nicht das Eintreffen aller seiner Truppen, von denen einige Regimenter noch zurück waren, ab, sondern ging mit beiläufig 13,000 Mann am 16. April über den Isonzo.

Karl Albert, der Oberfeldherr des italienischen Bundes, hatte dem bereits am Po eingetroffenen Durando befohlen, den Marsch seiner Colonnen gegen die Piave zu beschleunigen, um den Fortschritten Nugents Einhalt zu thun, und wo möglich seine Vereinigung mit Radetzky zu hindern, wovon, wir möchten sagen, der Ausgang des Kampfes abhing. Durando's Armee bestand aus drei Divisionen. Was aber bei denselben durchaus nicht geregelt gewesen zu seyn scheint, das war der Oberbefehl. Die erste dieser Divisionen war von Durando in Person befehligt und bildete den Kern des Ganzen. Sie bestand aus den Schweizerregimentern mit ihrer Artillerie, den päpstlichen Dragonern, und betrug gegen 5—6000 Mann. In seinem Stabe waren Officiere mit alten Stammbäumen, auch Dichter und Maler, nur keine Soldaten. Die zweite Division unter la Marmora zählte 8 Bataillons, lauter Kreuzfahrer und Studenten aus allen Städten Italiens, nebst einer Freicompagnie unter dem Ferraresen Mosti, der die Revolution mit der Muttermilch eingesogen. Die dritte Division befehligte der General Ferrari. Sie bestand aus 6 Bataillons römischer Legionärs und 4 Bataillons päpstlicher Linientruppen. Das Ganze mochte wohl 16—18,000 Mann stark seyn. Rechnen wir dazu die Streitkräfte, die Zucchi zusammengebracht hatte, so standen Nugent ohne die Neapolitaner wohl 28—30,000 Mann gegenüber.

Später traf auch noch eine italienische Legion in Treviso ein, die der bekannte General Antonini in Paris gebildet hatte, die aber wohl größtentheils aus Polen und Franzosen bestand. Ohne Zweifel folgte dieses Freicorps später seinem Chef nach Venedig, wohin ihn Manin rief, um ihm das Commando dieser Stadt zu übertragen.

Nach seinem Uebergange über den Isonzo entsendete Nugent die Brigade Felix Schwarzenberg gegen Palmanova, während er mit der Hauptcolonne seine Richtung gegen Udine nahm. Als Zuchi die Ankunft des Letztern bei Visco in Erfahrung brachte, machte er einen Ausfall, ward aber nach einem ziemlich lebhaften Gefechte in die Festung zurückgetrieben, wobei das Dorf Visco in Flammen aufging. Nugent nahm sein Hauptquartier am 19. in Cusignocco. Er ließ Udine, das mit Benützung seiner mittelalterlichen Mauern verschanzt und barrikadirt war, auffordern, aber vergebens. Am 21. eröffnete er mit seinen Haubitzen und Raketen ein Feuer gegen dasselbe, das zwar im Innern der Stadt keinen großen Schaden anrichtete, aber doch die Standhaftigkeit der Einwohner erschütterte. Die Stadt kapitulirte unter Bedingungen, wie man sie sonst einer offenen Stadt nicht zu bewilligen pflegt. Die Linientruppen, nicht zufrieden damit, setzten ihren Commandanten ab, wählten einen andern, und zogen sich mit drei Kanonen in das unfern gelegene Fort Osoppo. Hier ereignete es sich, daß der Chef des österreichischen Generalstabs Oberst Baron Smola, von einigen Officieren begleitet, sich als Parlamentär der Stadt zu sorglos näherte und von den mit den Kriegsgebräuchen nicht vertrauten Vertheidigern mit Kartätschen empfangen wurde, wodurch, wenn wir nicht irren, zwei Officiere getödtet wurden, der Oberst selbst aber den Fuß verlor.

Unser damaliges Ministerium des Fortschrittes, nicht müde, Thron und Vaterland mit Schmach zu überhäufen, hatte einen Commissär mit großen Vollmachten in das Hauptquartier Nugents gesendet; er sollte die undankbare Rolle eines Friedensstifters übernehmen. Es war Graf Hartig, der Italien aus früherer Zeit kannte, da er durch einen ziemlich langen Zeitraum Gouverneur der Lombardei gewesen. Allein er kannte nur das ruhige, den Gesetzen unterworfene, nicht das empörte, durch vermeinte Siege zum äußersten Uebermuth gesteigerte Italien. Seine Proklamation ward mit Hohn in Mailand aufgenommen, denn der feine Italiener erkannte in diesen Schritten nur die Schwäche unserer Regierung und ward nur um so anmaßender in seinen Forderungen. Diese Sendung würde den Feldmarschall geradezu in Fesseln geschlagen haben. Er wollte Menschlichkeit üben, aber keineswegs durch feige Concessionen Italien erobern. Er mußte sich daher gegen eine Mission auflehnen, deren unglückschwangere Folgen ihn besorgter machten, als das Schwert Italiens. Das ganze Land war im Aufstand, mithin auch im Kriegszustand, und er konnte keine Autorität neben der seinigen erkennen. Unumwunden erklärte er dem Grafen Hartig, mit dem er übrigens durch Freundschaftsbande persönlich verbunden war, diesen Entschluß, und so hatte dieser unglückliche Schritt unseres Ministeriums keine weiteren Folgen. Später werden wir diese schmachvollen Unterhandlungen sich noch einmal in London wiederholen, aber auch dort an dem Widerstand des Feldmarschalls scheitern sehen.

Am 23. besetzte der Feldzeugmeister Udine und am 24. rückte die vom General Schulzig geführte Avantgarde nach Codroipo vor.

Eine durch das Fellathal heranziehende Colonne unter dem Befehl des Generals Culoz fand den Engpaß bei Pontafel mit Insurgenten besetzt, die Brücken abgebrochen, die Straßen verdorben. Sie mußte das Eintreffen einiger Geschütze abwarten, um sich den Weg zu eröffnen. Oberst Baron Gorizzutti vom Generalstabe ward hier schwer verwundet. Am 23. ward der Engpaß erzwungen, und so die kürzeste Verbindung zwischen den rückwärtigen Provinzen und der Armee hergestellt.

Der Uebergang über den vielfach aus der Kriegsgeschichte bekannten Wildstrom Tagliamento verursachte großen Aufenthalt. Der Feind hatte nicht allein die Brücke zerstört, sondern auch das Bauholz verbrannt. Die Herbeischaffung des nothwendigen Baumaterials erforderte Zeit und große Mühe. Unsere von Ochsen gezogenen Pontons langten erst am 25. an. Am 27. gelang es endlich den Anstrengungen unserer tüchtigen Pioniere, die Brücke zu vollenden, und am selben Tage ging Schulzig mit der Avantgarde über.

Der Feldzeugmeister hatte in Triest eine Ruderflottille ausrüsten lassen, welche entlang der Küste den Bewegungen der Armee folgte. Die Flottille führte mancherlei Kriegsbedürfnisse und Nugent hoffte sich ihrer bei Blokirung Venedigs mit Vortheil zu bedienen. Allein die Langsamkeit einer der Küste folgenden Ruderflottille, mit der man in Verbindung bleiben wollte, lähmte die Energie der Landarmee. Die Venetianer waren im Besitz der ganzen im Arsenal gebliebenen Lagunenflottille, die hauptsächlich auf Drängen des Feldmarschalls erbaut und kaum beendet worden war, als die Revolution sie in die Hände der Venetianer lieferte. Dieser Flottille gegenüber konnte eine Ruderflottille ohnehin keine Dienste leisten, für die Bewegungen der Landarmee aber war sie lähmend.

Am 30. verlegte Nugent sein Hauptquartier nach Pordenone, die Avantgarde rückte nach Sacile.

Durando war erst mit der Spitze seiner Colonnen an der Piave eingetroffen, und es fehlten noch viele Abtheilungen. Vielleicht hätte man, wenn man rascher vorgerückt wäre, die Piave überschreiten können, ehe Durando's Streitkräfte vereinigt waren, allein das Hauptquartier ward erst am 3. Mai nach Conegliano verlegt, und der Feind gewann Zeit, die Brücke zu zerstören und jenseits eine Stellung zu nehmen. Um seine rechte Flanke zu decken, wollte der Feldzeugmeister nicht eher über die Piave gehen, bis er sich den Besitz Belluno's gesichert hatte, wo eine steinerne Brücke über die Piave führt. Er entsendete daher dorthin zwei kleine Colonnen. Diese Abtheilungen stießen auf Widerstand; man sandte ihnen den General Culoz mit seiner Brigade nach, der sich am 5. Mai Belluno's bemächtigte, welches sich ohne Widerstand ergab.

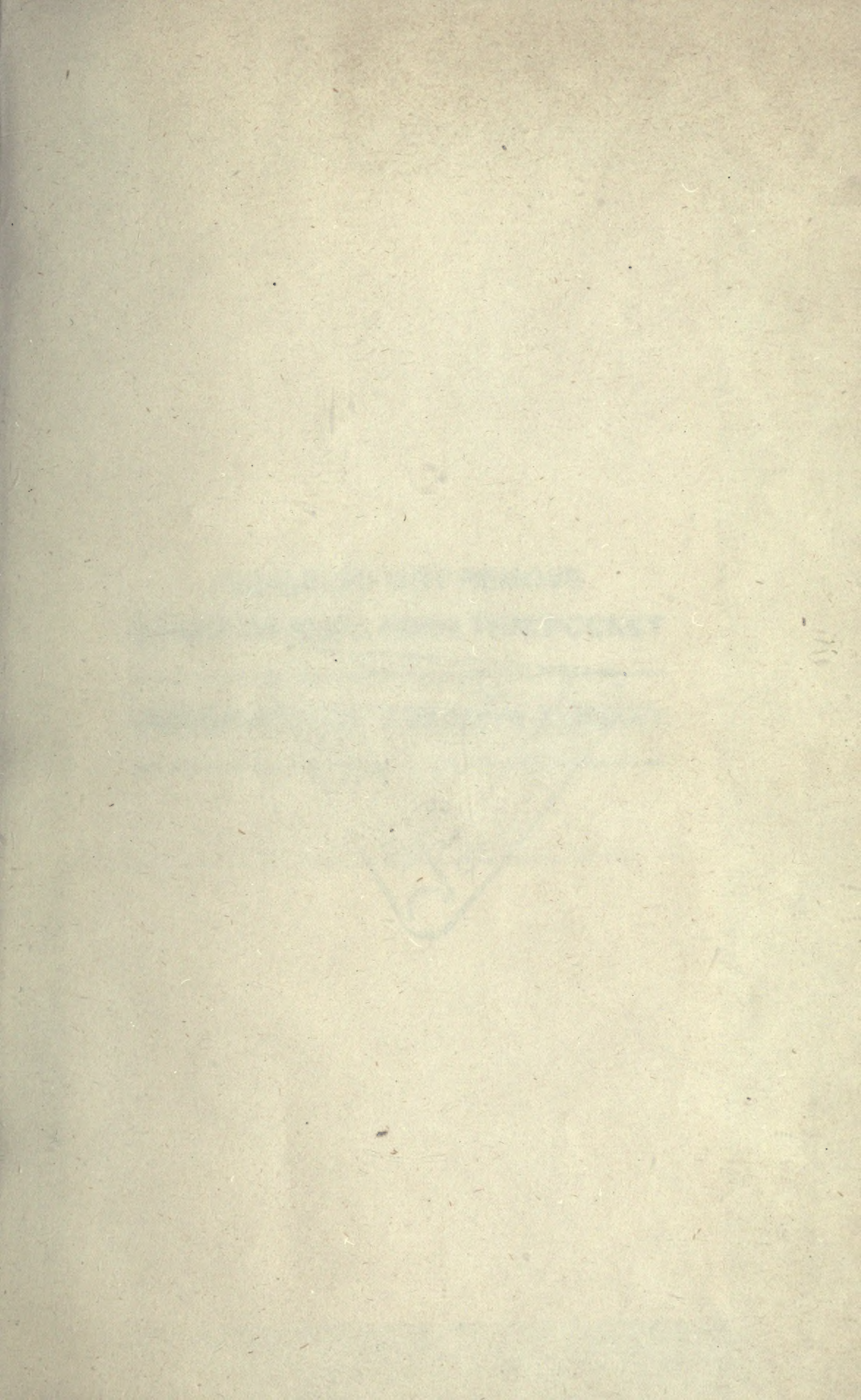
Nugent fand bei der Unzulänglichkeit seiner Brückenequipage den Uebergang über die Piave zu schwierig. Er entschloß sich daher, die feindliche Stellung an der Piave mit seiner ganzen Macht zu umgehen, und folgte, indem er seinen Abmarsch durch Zurücklassung der Brigade Schulzig maskirte, Culoz nach Belluno nach. Diese weitausholende Flankenbewegung fand an dem Tage statt, wo der Feldmarschall die Schlacht von Santa Lucia schlug.

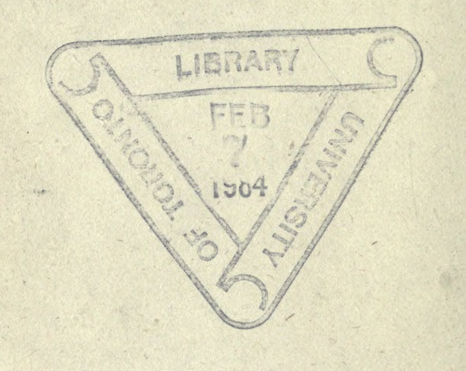
Sein Gepäck ließ Nugent an der Piave zurück, wo bald darauf Generalmajor Fürst Edmund Schwarzenberg zur Verstärkung Schulzigs mit 3 Bataillons Grenzer eintraf. Ueber die hier vereinigte Division führte Feldmarschalllieutenant Graf Schaffgotsche den Oberbefehl.

Verbesserungen.

Seite 23 Zeile 10 statt Corppi lies: Carpi.
„ 23 „ 28 „ Emilachenstraße lies: Emilischenstraße
„ 48 „ 25 „ ludditi lies: sudditi.
„ 80 „ 15 „ fandrini lies: Sandrini.
„ 88 „ 23 „ gährte lies: gohr.
„ 109 „ 2 „ es lies: er.
„ 123 „ 13 „ Hussewich lies: Kussewich.
„ 141 „ 18 „ Pratilla lies: Pratella.
„ 218 „ 25 „ d'Arvillori lies: d'Arvillars.
„ 220 „ 11 „ Farori lies: Ferrari.
„ 221 „ 12 „ d'Arvillori lies: d'Arvillars.






LIBRARY
FEB
7
1964
UNIVERSITY
OF TORONTO

